
Princeton University Library
32101 064797408


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Jos. Weber II
Kaplan zu Altbruch.

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

herausgegeben

von einer Gesellschaft von Freunden des

Prediger-Amts.

Siebenter Band.



Augsburg 1803.
Im Verlage der Joseph Wolffschen
Buchhandlung.

Liebe Gottes.

Die Liebe betrachten wir hier blos als eine Pflicht des Menschen, als jene erhabene Tugend, wodurch er Gott seinen Schöpfer und Gutthäter über alles liebt, weil er an sich unendlich liebenswürdig ist. In unserm Plane liegt also die Wesenheit und die Eigenschaften dieser edeln Tugend zu entwickeln, und die Beweggründe darzustellen, welche sie in den Menschenherzen aufwecken sollen. Wir werden also nichts von der Liebe sagen, die Gott zu den Menschen hat; sie ist in allen Erscheinungen der Natur und in allen Geheimnissen der Religion so sichtbar, daß sie keiner ausdrücklichen Darstellung bedarf.

Erster Entwurf.

Ueber die Wesenheit der Liebe zu Gott.

Du sollst Gott deinen Herrn aus ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe lieben, sagte Jesus zu dem Gesetzgelehrten. Die Liebe Gottes ist also zugleich eine Uebung, oder vielmehr eine Verrichtung des Geistes, und des Herzens. Da wir vernünftige Geschöpfe sind, so soll unser Geist die vollkommene Hand erkennen, die ihn schuff, und weil der Schöpfer unendlich



vollkommen ist, so soll das Menschenherz von einem Liebestriebe gegen dieses vollkommene Urwesen entflammt werden. Mit recht hieß also Jesus das Geboth der Liebe Gottes das erste und größte Geboth, denn

1 sein Gegenstand ist Gott, und
2 in seinem Umfange begreift es alle übrigen Gebothe.

Wenn der Apostel der Tugend der Liebe den ersten Rang unter allen Tugenden einräumet, und sie sogar dem Glauben und der Hoffnung vorzieht, so giebt er dadurch genug zu erkennen, daß sie nur darum die erste ist, weil ihr Gegenstand von der höchsten Würde ist. Die Liebe Gottes ist daher

a ein reiner Herzenstrieb, durch welchen man Gott aus allen seinen Kräften liebt, blos deßwegen, weil er an sich und wegen seiner Vollkommenheiten unendlich liebenswürdig ist. Nur Gott allein kann an sich liebenswürdig seyn, weil nur er in einem unumschränkten Maaße besitzt, was die höchste Liebe verdient.
b Die Liebe Gottes ist eine ungetheilte Vorzugsliebe, die sich an ihn als an ihr einziges und wahres Ziel heftet, die sich alle andern Neigungen, welche man auch Liebe heißen kann, unterordnet, und sie tilget, wenn sie mit ihr im Widerspruche sind.

Auch in Ansehung seines Umfangs ist das Geboth der Liebe Gottes das erste und größte aller Gebothe, denn die Liebe begreift alle übrigen Gebothe in sich,

a in Ansehung ihres Wesens und ihres Inhalts. Wer Gott liebt, der hält seine Gebothe, wie Jesus zu den Jüngern sagte, und wollte man nur ein einziges Geboth ausnehmen, so könnte die Liebe Gottes nicht mehr bestehen, da man ihn nicht zugleich lieben und beleidigen kann. In diesem Verstande ist die Liebe Gottes die Erfüllung des Gesetzes, wie der Apostel sagt. Röm. 13, 10.

b Auch in Ansehung der Art, wie alle übrigen Gebothe erfüllt werden sollen, sind sie unter dem Hauptgebothe der Liebe begriffen, weil dieses Geboth uns lehret, daß wir in allen unsern Werken niemals uns selbst sondern beständig die Ehre Gottes suchen, und alles aus reiner Liebe zu ihm thun sollen.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Kennzeichen der ächten Liebe Gottes.

Nicht ein jeder, der spricht Herr, Herr, wird ins Himmelreich eingehen, sagte einst Jesus zu seinen Jüngern, sondern wer den Willen seines Vaters, der im Himmel ist, erfüllet. Es ist daher nicht genug, daß man sich der Liebe Gottes schmeichle, sollte man ihm auch in den schönsten Ausdrücken betheuern, daß man ihn liebt, wenn nicht in dem Herzen jener reine Trieb glühet, und wenn unser Wandel mit diesem nicht Trieb vollkommen einstimmig ist. Die Werke, die man aus Liebe zu Gott verrichtet, sind der Prüfstein der Liebe,

und die Gesinnungen, welche man im Herzen hat, die Absichten, aus welchen man sie verrichtet, drucken ihnen jenes Siegel auf, welches die aus Liebe zu Gott verrichteten Werke zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit erhebt. Es soll also Jedermann sehr daran gelegen seyn, die ächte Liebe Gottes zu kennen. In dieser Absicht wollen wir beweisen, daß sie

1 in einem thätigen Bestreben besteht, Christo nachzufolgen, und

2 in einer entschlossenen Bereitwilligkeit, seinetwegen jede andere Liebe aufzuopfern.

Wer zu irgend etwas eine große Liebe hat, denkt oft daran, und sein größtes Vergnügen ist, seinen Geist damit zu beschäftigen. Da nun die Gebothe Gottes der Prüfstein der Liebe Gottes und gleichsam der Gegenstand sind, an welchem sie sich bewähren soll, so sind

a öftere Betrachtungen über die Pflichten des Christenthums, über die Art sie zu erfüllen, und Gott dadurch zu gefallen, das erste Kennzeichen der ächten Liebe zu Gott. Dies ist der erste Schritt Christo ähnlich zu werden. — Das zweyte sind

b öftere Selbstprüfungen. Niemand ist einer wahren Liebe zu Gott fähig, der in seinen Augen nicht ein Gegenstand der Liebe ist. Hierüber kann uns nur unser eigenes Gewissen den Aufschluß geben. Fragen wir es also oft durch Rückblicke und Prüfungen, so kann unsere Liebe eine Gott angenehme Liebe werden. — Das dritte ist

c Ein thätiges Bestreben alle Gebothe Gottes genau zu erfüllen. Dies ist das Hauptkennzeichen, welches alle andern in sich begreift; Jesus selbst versichert uns davon, denn er hat gesagt: wer mich liebet, hält meine Gebothe.

Der Hauptcharakter, das erste Erforderniß der Liebe bringt mit sich, daß man sich dem Gegenstande seiner Liebe unbedingt ergebe, daß man sich *ihm unterwerfe*, und sich selbst als ein freywilliges Opfer darbiete. Damit also unsere Liebe zu Gott vollkommen sey, müssen wir

a ihm vor allem ein Opfer unserer Liebe zu den Gütern der Erde darlegen; unser Herz müssen wir von denselben trennen, damit es sich ganz allein an Gott heften könne, und die Güter nach der Lehre des Apostels so besitzen, als besäßen wir sie nicht.

b Aus einem falschverstandenen Triebe nach Glückseligkeit suchen sie die meisten Menschen in den Vergnügungen dieser Welt. Aber die meisten dieser Vergnügungen können mit der Liebe Gottes nicht bestehen, sie fordert also, daß man ihr ein Opfer unserer Liebe zu denselben mache.

c Das größte Opfer, welches die Liebe Gottes von dem Menschen fordert, ist das Opfer seiner Eigenliebe nemlich seines eigenen Willens, und macht ihm zur Pflicht, bey allen Vorfällen und in allen Angelegenheiten seinen

eigenen Willen zu verleugnen, um nur den Willen Gottes zu erfüllen.

Dritter Entwurf.
Ueber die Eigenschaften der Liebe Gottes.

So beschränkt sind unsere Geistesfähigkeiten, und so tief ist wegen der ersten Sünde unsere Natur herabgesunken, daß wir an Gott, ob er gleich unendlich liebenswürdig ist, seine liebenswürdigen Vollkommenheiten nicht erkennen, wenn sie uns nicht erwiesen werden, oder wenn wir durch unser Nachdenken über diese Vollkommenheiten sie nicht selbst gleichsam entdecken. Wir Menschen müssen also gelehrt werden, wie und warum wir Gott lieben sollen, und welche Eigenschaften unsere Liebe haben muß, damit sie eine der Gottheit würdige Liebe werden könne. Um zu dieser wichtigen Kenntniß zu gelangen, wollen wir darstellen,

welche Eigenschaften die Liebe des Menschen zu Gott haben müsse.

Damit der Mensch in seinem Herzen das Feuer einer ächten Liebe Gottes entzünden könne, muß er vor allem sich recht zu überzeugen suchen, daß er das einzige höchste Wesen, der einzige Gott ist, und daß, gleichwie er keine fremde Götter neben sich duldet, er auch in seinen Geschöpfen keine fremde Liebe, das ist, keine Liebe, die sich nicht auf ihn als auf das letzte Ziel bezöge, dulden kann. Die Liebe Gottes muß also

a. einzig und ungetheilt seyn. Der Mensch

darf also sein Herz an nichts heften, das mit seinen Pflichten gegen Gott im Widerspruche ist; was er liebt, muß sich mittelbar oder unmittelbar auf Gott beziehen, und aus seiner Liebe zu Gott gleichsam ausgehen, so wie die Aeste eines Baums aus einem Stamme hervorwachsen. — Sie muß

b dankbar seyn, und aus dem Erkenntniß der unschätzbaren Gutthaten, die wir täglich von der freygebigen Hand Gottes empfangen und unverdient genießen, entstehen. Diese Gutthaten sind Beweise seiner Liebe zu uns und da er uns zuerst geliebt hat, was können wir weniger thun, als daß wir ihn auch lieben? — Sie muß

c werkthätig seyn. Die Liebe, sagt der Apostel, ist die Erfüllung des Gesetzes. Dadurch müssen wir sie also besonders zu beweisen suchen, daß wir alle Gebothe des Gesetzes genau erfüllen, denn nur derjenige liebt wahrhaft Gott, der seine Gebothe hält. — Sie muß

d aufrichtig seyn. Diese Aufrichtigkeit besteht in einem wahren Willen Gott zu Gefallen zu leben, alles um seinetwillen zu thun, immerhin nur seine Ehre zu suchen, sich selbst zu verleugnen, und unabläßig dahin zu streben, daß man immer besser werde. —

Vierter Entwurf.

Ueber die Liebe zu Gott nach dem Beyspiele der Liebe Jesu zu uns.

Nur darum blieb Jesus so lange unter den Menschen, bevor er das Erlösungswerk vollbrachte, um ihnen seinen Wandel als ein Muster der Tugenden darzustellen, die sie nach seinem Beyspiele ausüben sollten. Alle Gebothe, die er sie lehrte, erfüllte er zuerst, und zeigte ihnen dadurch nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Art sie zu vollziehen. So stellte er auch uns seine Liebe zu uns als ein Muster vor, wie auch wir Gott lieben sollen. Konnte er uns auf eine wirksamere Art zur Nachahmung reizen? Kann ein Mensch, dessen Herz noch eines seligen Gefühls fähig ist, ihm seine Gegenliebe versagen, wenn er bedenkt, wie Jesus ihn geliebt hat. Laßt uns also heute zu unserer Belehrung einen Blick auf die Liebe Jesu zu den Menschen werfen und wir werden finden, daß sie

1 eine überaus zärtliche, und
2 eine unbegränzte Liebe war.

Das Benehmen Jesu gegen alle Menschen ohne Unterschied ist ein unwiderleglicher Beweis, daß er alle ohne Unterschied liebte und sie durch seine Liebe zu gewinnen suchte.

a Jesus betrug sich gegen die Menschen wie ihr Freund; im Umgange mit ihnen war er herzlich, begegnete ihnen mit Sanftmuth, und auch gegen die Sünder bezeigte er sich wie ein

liebvoller Freund, der ihnen all Gutes wünschte. — Auch wie Freunde sollen wir uns gegen Gott bezeigen, aber als solche Freunde, die seiner Freundschaft würdig sind, die nemlich seine Befehle vollziehen.

b Jesus betrug sich gegen die Menschen und besonders gegen jene, welche sich zu seiner Lehre bereitwillig zeigten, wie ein Bruder, der sie herzlich liebet; mehrere mal hieß er seine Apostel Brüder, und den Vater im Himmel hieß er seinen Vater und ihren Vater, und indem er am Kreuz uns in der Person des h. Johannes seiner Mutter empfahl, erkannte er uns für seine Brüder. — Hat aber Jesus sich so weit herabgewürdigt, uns für seine Brüder zu erkennen, können wir ihm weniger als eine ächte Bruderliebe erwiedern?

c Jesus liebte uns wie der zärtlichste Vater; dies bewies er uns durch seine Seufzer über Jerusalem, dessen Kinder er wie eine Henne ihre Jungen unter die Flügel sammeln wollte; durch viele Gleichnisse und besonders durch das Gleichniß vom verlorenen Sohne. — Hat er uns aber wie ein zärtlicher Vater geliebt, so sollen wir ihm eine kindliche Gegenliebe erweisen.

So wie die Liebe Jesu zu den Menschen eine zärtliche Liebe war, eben so war sie auch ohne Gränzen.

a Jesus hat uns versprochen uns niemals zu verlassen, und beständig durch seinen Beystand bey uns zu bleiben. Eben so sollen auch wir ihn niemals verlassen, und nichts soll im Stande seyn uns von der Liebe Gottes zu trennen.

c Er hat sich für uns ganz aufgeopfert, sein Leben dahingegeben, und uns sich selbst als ein ewiges Denkmal seiner Liebe hinterlassen. Eben so sollen auch wir uns ihm als ein ungetheiltes Opfer zu Füssen legen, stets bereit seyn aus Liebe zu ihm alles zu thun, was er von uns fordert, sollte es auch unserer Sinnlichkeit noch so schwer fallen.

e Er fährt immer noch fort unser Fürsprecher bey seinem Vater zu seyn. Diese Fürsprache müssen wir durch ein kindliches Vertrauen zu ihm in allen unsern Anliegen zu verdienen suchen.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Beweggründe, welche uns zur Liebe Gottes auffordern.

„ Aus zwey Ursachen, sagt der h. Bernardus „ sollen wir Gott lieben, weil nichts gerechter „ ist, als die Liebe, welche wir ihm erzeigen, und „ weil wir nichts lieben können, das uns einen „ größern Nutzen brächte. Wir sollen also Gott „ lieben seiner hohen Würde wegen, und um unseres „ Nutzens willen. “ In diesen zwey Ursachen,

wovon eine sich auf Gott bezieht, und die andere auf uns sind alle Beweggründe begriffen, die uns zur Liebe Gottes auffordern. Laßt uns sie entwickeln, und beweisen,

1 daß nichts billiger und gerechter ist als die Pflicht der Liebe Gottes, und
2 daß aus dieser Pflicht für uns der größte Nutzen entsteht.

Die Gerechtigkeit der Pflicht, daß die Menschen Gott aus ganzem Herzen und aus allen Kräften lieben sollen, gründet sich

a auf seine unendlichen Vollkommenheiten. Nur das ist liebenswürdig was gut ist, und je mehr es sich der Vollkommenheit nähert, desto mehr verdient es unsere Liebe. Nun aber ist Gott höchstens vollkommen, er verdient also, daß wir ihn aus allen unsern Kräften lieben.
b auf die unzähligen Guttbaten, welche er uns erweist. Was wir Gutes haben, das haben wir von ihm empfangen; durch ihn sind wir alles und ohne ihn sind wir nichts, wir sind ihm also die größte Dankbarkeit schuldig. Aber die ächten Dankesgefühle sind nichts anders als Empfindungen einer herzlichen Liebe.
c Nichts ist billiger, als die Liebe, die Jemand uns erzeigt, mit einer Gegenliebe zu erwiedern. Nun hat uns Gott zuerst geliebt, und seine Liebe zu uns ist so groß, daß sie für

uns immer ein geheimnißvolles Wunder bleiben wird. Wäre unser Betragen gegen Gott nicht äußerst schändlich, wenn wir nicht eine herzliche Gegenliebe in uns aufweckten.

Wenn auch diese Beweggründe nichts auf uns vermögen, so sollte doch wenigstens der Nutzen, den die Liebe Gottes uns bringt, uns aus unserer Gleichgültigkeit aufwecken und das Feuer seiner Liebe in unsern Herzen entzünden.

a Die Liebe Gottes heiliget alle unsere Handlungen; sie drückt ihnen jenes selige Gepräge auf, wodurch sie Gott angenehm und für unser Heil verdienstlich werden. Ohne sie sind wir nichts, und alle unsere guten Werke ohne Werth.

b Die Liebe Gottes deckt eine Menge Sünden, wie der Apostel Petrus sagt; sie ist ein hellbrennendes Feuer, welches alle Unreinigkeiten unserer Seele verzehrt. Durch die Liebe ist die verrufene Sünderin Magdalena zu einer großen Heiligin geworden.

c Die Liebe Gottes ist die größte Zierde des Menschen in den Augen Gottes, sie bestimmt seinen ganzen Werth, und wie uns der h. Bernardus versichert, ein Jeder wird in jener Welt auf eine um so höhere Stufe der Herrlichkeit erhoben werden, als seine Liebe zu Gott inbrünstiger war.

Stellen aus der h. Schrift.

Du sollst den Herrn deinen Gott lieben, aus ganzem deinem Herzen, aus ganzer deiner Seele und aus allen deinen Kräften. Deut. 6.

Gott beschützet alle, die ihn lieben. Ps. 144.

Gott richtet seine Augen auf alle, die ihn lieben. Syr. 34.

Die, welche Gott lieben, werden von seinem Gesetze angefüllet. Das. 2.

Liebe aus allen Kräften den, der dich erschaffen hat. Das. 7.

Ich liebe die, welche auch mich lieben. Spr. 8.

Mein Sohn, schenke mir dein Herz, und meine Augen werden dich hüten. Das. 23.

Die Liebe deckt alle Sünden. Das. 10.

Ich habe dir eine ewige Liebe erzeigt. Jerem. 31.

Ich werde sie durch die Bande der Liebe an mich ziehen. Ose. 11.

Liebet ihr mich, so haltet meine Gebothe. Joh. 14.

Wer meine Gebothe kennt und sie hält, dieser ists, der mich liebet; wer aber mich liebet, wird auch von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn lieben, und werde mich ihm offenbaren. Das.

Wer mich liebet, der wird meine Gebothe halten, und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bey ihm machen. Das.

Ich bin gekommen das Feuer auf die Erde zu bringen: was will ich anders als daß es brenne? Luk. 12.

Die Liebe ist das Ziel der Gebothe. 1. Timoth. 1.

Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes. Röm. 13.

Redete ich die Sprache der Menschen und der Engel, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. 1. Kor. 13.

Strebet nach der Liebe. Das. 14.

Wer wird mich von der Liebe Christi trennen? Trübsal, Angst, Hunger, Blöße, Gefahren, Verfolgungen, Schwerdte? Röm. 8.

Laßt uns also Gott lieben, da er uns zuerst geliebt hat. 1. Joh. 4.

Sehet, wie sehr Gott uns liebet, da wir Kinder Gottes genannt werden, und es auch sind. Das. 3.

Wer den Herrn Jesum Christum nicht liebet, sey von der Christengemeinde ausgeschlossen. 1. Kor. 16.

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben alles zum Guten gereicht. Röm. 8.

Stellen aus den h. Vätern.

Denen, die lieben, fällt nichts schwer, und keine Arbeit ist ihnen mühesam; laßt uns also Gott lieben, und alles wird uns leicht zu seyn scheinen. Hieronymus.

Die Liebe Gottes ist ein unerschöpflicher Schatz; wer ihn besitzt, der ist reich, und wer ihn nicht besitzt, ist arm. Basilius.

Unser Herz gleicht einem Gott geweihten Altare, auf welchem ein beständiges Feuer brennen soll. Denn aus demselben soll die Flamme der Liebe Gottes unaufhörlich zu Gott hinaufsteigen. Gregorius.

Die Liebe ist zugleich die höchste Stufe und die Beschützerin aller übrigen Tugenden. Johannes Damasc.

So wie Gott unermeßlich ist, soll auch die Liebe keine Gränzen haben. Leo.

Ohne Liebe kann ein vernünftiger Mensch nicht seyn; er liebt entweder Gott oder die Welt. Ders.

Sage mir nicht: ich liebe Gott mehr als mich selbst: dies sind bloße Worte. Beweise dies durch deine Werke. Liebst du ihn mehr als dich selbst, so liebe ihn mehr als das Geld, und dann will ich dir glauben, daß du ihn mehr als dich selbst liebest. Da du aber das Geld aus Liebe zu Gott nicht verachtest, wie wirst du dich selbst verachten? Chrysostomus.

Der Werth einer Seele wird nach der Größe ihrer Liebe berechnet. Bernardus.

Was soll ich dem Herrn für alles, was er mir gegeben hat, wieder geben? Die Vernunft und die natürliche Gerechtigkeit verpflichten mich, demjenigen, von welchem ich alles empfangen habe, mich ganz hinzugeben, und ihn von Herzen zu lieben. Ders.

Die Ursache, Gott zu lieben, ist Gott selbst. Ders.

Das Maaß der Liebe Gottes ist ihn ohne Maaß zu lieben. Ders.

Wer etwas anders liebet, kann Gott nicht lieben, denn sein Geist ist gefeßelt. Augustinus.

Wer dich kennt, der liebet dich und vergißt seiner; dich liebet er mehr als sich selbst, sich selbst verläßt er, um zu dir zu kommen. Ders.

Wer bin ich o Gott, daß du mir befiehlst dich zu lieben, und daß du dich erzörnest, wenn ich es nicht thue? Ders.

Nichts ist so hart und so gefühllos, das durch das Feuer der Liebe nicht erweicht wird. Ders.

Nichts reizt mehr zur Liebe, als wenn man zuerst geliebt wird, und ein Herz muß recht hart seyn, welches, wenn es zuerst nicht hat lieben wollen, auch keine Gegenliebe erwiedern will. Ders.

Wo die Liebe nicht wohnet, dort wohnet auch Gott nicht. Ders.

So wie der Leib ohne Seele todt ist, eben so soll man auch die Seele ohne die Liebe für todt

halten. Ders.

Wer voll der Liebe ist, der ist mit Gott angefüllt: denn es steht geschrieben, Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Ders.

Ausgearbeitete Stellen.

Welch eine hohe Tugend die Liebe Gottes sey.

Unstreitig ist die Liebe die erste und edelste aller Tugenden, so wohl in Ansehung ihrer Wesenheit als ihres Gegenstandes. Sie beziehet sich gerade auf Gott, dessen Vollkommenheiten sie erkennt, und demüthigst verehret; den Menschen erhebt sie gleichsam über ihn selbst, indem sie seine Seele von allen irdischen Feßeln befreyt, damit sie sich ganz in Gott, in die Bewunderung seiner hohen Vollkommenheiten vertiefen könne. Keine von allen übrigen Tugenden kommt ihr an Werth gleich, oder eigentlicher sie allein giebt ihnen ihren Werth, „ denn „ wo sie ist, wie der h. Augustin sagt, genüget „ sie allein, fehlet sie aber, so hilft alles übrige „ nichts. “ Sie ist gleichsam die Seele aller guten Werke, welche sie durch ihr heiliges Feuer belebt, und sie der Verdienste zum ewigen Leben fähig machet. Wegen dieses ihren hohen Werthes ist das Geboth der Liebe das erste und größte Geboth, oder vielmehr sie ist das einzige, weil sie der Inhalt, die Erfüllung aller Gebothe des Gesetzes ist.

Wie sehr Gott die Liebe der Menschen verdient.

Nach dem allgemeinsten Begriffe, den wir uns von Gott machen, stellen wir uns ihn als ein selbstständiges, ein unabhängiges Wesen vor, welches alle Vollkommenheiten über alle unsere Vorstellungen in sich vereinigt. Was wir immer wünschen können, sagt Salomon, kann mit ihm in keiner Vergleichung stehen. Spr. 3. Was wir also auf dieser Welt Großes und Wünschenwerthes sehen können, Reichthümer, Güter Macht, Ansehen, Ehre, Freude, sinnlicher Genuß, alles dies kann mit Gott in keine Vergleichung gestellt werden; denn entweder sind diese Güter an sich sündhaft oder nicht; im erstern Falle ergiebt sich die Unmöglichkeit einer Vergleichung von selbst, und im zweyten Falle können sie nur ein Unbedeutender Ausfluß von seinen Vollkommenheiten seyn, und darum sind sie keiner Vergleichung fähig. Zwischen zwey Gütern von gleicher Art, so groß das eine und so gering das andere auch ist, läßt sich immer eine Vergleichung anstellen, weil das kleine immer als Maaßstab des großen dienen kann. Nach diesem Grundsatze kann ich mir das große Weltmeer denken, wenn ich einen Tropfen Wasser in Gedanken so oft vervielfältige, als ich mir im Meere Wassertropfen vorstelle, und dazu wird noch nicht erfordert, daß ich in meinen Gedanken so weit gehe als sie reichen. Aber kann ich auch so Gott, der unendlich unermeßlich ist, mit etwas

vergleichen, das ein Ende und ein Maaß hat? Vergebens würde ich etwas, das ich hier auf Erden für liebenswürdig halte, durch unzählige Zusätze in meinem Geiste immer vollkommener denken, und wollte ich auch so weit gehen, als meine Gedanken reichen, so wäre mein Gedankenbild nur ein eitler Schein, es wäre nichts in Ansehung Gottes; er ist unendlich vollkommener und liebenswürdiger, als was wir uns als vollkommen und liebenswürdig denken können. Wäre es nicht dem also, so wäre er auch nicht Gott. Was kann also unserer Liebe würdiger seyn als Gott?

Wir sind Gott eine Vorzugsliebe schuldig.

Sollen wir Gott aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele lieben, so kann in unserm Herzen keine andere Liebe mehr bestehen, die mit der Liebe Gottes nicht vollkommen übereinstimmt, oder ein Ausfluß derselben ist. An Gott soll sich unser Herz vorzugsweise über alles, was er nicht ist, heften; ihn soll es vor allem suchen, nach ihm soll es sich sehnen und keinen heftigern Wunsch haben, als sich durch zärtliche Ergießungen mit ihm zu vereinigen, und ihn zu lieben, wie er geliebt zu werden verdienet. Vertieft in Betrachtungen über die Vollkommenheiten Gottes und über das Nichts alles dessen, was er nicht ist, soll es erkennen, daß er die einzige und unerschöpfliche Quelle alles Guten ist, und daß, was wir hier auf der Welt liebenswürdiges sehen können, von ihm kömmt,

so wie alle Lichtstralen aus der Sonne ausgehen; zugleich aber müssen wir erkennen, daß was hier glänzet, seinen Glanz verliert und plötzlich verschwindet, wenn es neben die Vollkommenheiten Gottes gestellt wird, eben so wie das Nachtlicht der Sterne bey dem Aufdämmernden Lichte der Sonne verschwindet. Sollte wohl nach diesem noch eine fernere Erklärung nothwendig seyn, daß wir Gott, seine Gnade und Freundschaft mehr lieben sollen als uns selbst, mehr als Gesundheit, als Ehre, als Reichthum als das Leben und als alles, was wir für wünschenswerth und liebenswürdig halten. Diese Erklärung führet der h. Augustin noch weiter aus: „ Brüder sagt er, euer
„ Herz antworte mir: wenn Gott euch alle Glück-
„ seligkeit dieser Welt anböthe, mit dem Ver-
„ sprechen, ihr sollet sie ewig und ungestört genie-
„ ßen, doch aber auch mit der Bedingung, daß
„ ihr sogleich auf den Besitz seines Reichs und
„ auf die Anschauung seines Angesichts Verzicht
„ thun solltet, würdet ihr mit diesem Antrage
„ zufrieden seyn? Würdet ihr euch darüber erfreu-
„ en? — Solltet ihr euch erfreuen, sagt darauf
„ der h. Vater, so hättet ihr noch nicht einmal
„ angefangen Gott zu lieben, denn diese Freude
„ wäre ein untrügliches Kennzeichen, daß euere
„ vermeinte Liebe Gottes der Liebe zur irdischen
„ Glückseligkeit nachsteht. “

Wie das Geboth der Liebe Gottes zu verstehen sey.

Wenn Gott uns befiehlt, ihn aus ganzem Ge-

müthe zu lieben, bedeutet es wohl, daß wir niemals an etwas anders als an ihn denken dürfen? Nein, auch andere Gedanken sind uns erlaubt, aber durch die Liebe Gottes müssen sie dermassen geordnet werden, daß sie derselben nicht zuwider sind, sondern mit ihr übereinstimmen, und sich wenigstens mittelbar auf dieselbe beziehen. Desgleichen, wenn er uns befiehlt, ihn aus ganzem Herzen zu lieben, und folglich ihm unser Herz ganz, ungetheilt und ohne Vorbehalt zu schenken, verbietet er dadurch alle Gefühle von Freundschaft, von Verwandschaft, von ehelichen Neigungen, von Aelternliebe? Nein, sein Wille ist nicht, daß die Menschen in dieser Hinsicht gleichgültig und kaltsinnig gegen einander seyn; diese Gefühle vertragen sich sehr wohl mit der Liebe Gottes, wenn sie von aller sündhaften Neigung rein und derselben untergeordnet werden; sie sind eigentlich ein Zweig des großen Geboths der Liebe. In gleichem Sinne wenn uns Gott befiehlt, ihn aus ganzer Seele zu lieben, so bedeutet es nicht, daß wir nur solche Handlungen verrichten dürfen, welche unmittelbare Wirkungen unserer Liebe Gottes sind und gerade auf dieselbe hinzielen, sondern alles was wir thun, wenn es nur an sich nicht böse ist, sogar das Essen und Trinken, kann nach der Erklärung des Apostels ein Beweis unserer Liebe seyn, wenn wir dabey den Namen Gottes segnen, alles zu seiner größten Ehre verrichten, und niemals uns selbst suchen. Ordnen wir also alle Gedanken unseres Geistes,

alle Bewegungen unseres Herzens, alle Werke unserer Seele nach dem Gebothe der Liebe Gottes, so lieben wir Gott aus allen unsern Kräften.

Die wahre Liebe Gottes bringt mit sich, daß man seine Gebothe öfters betrachte.

Wer zu irgend etwas eine große Liebe heget, denkt oft daran; das Gedankenbild davon schwebt ihm stets vor den Augen, und sein größtes Vergnügen ist, es im Geiste zu beschauen, seine Reize zu bewundern und sie gleichsam zu genießen. Unwillkührlich fühlet er sich gegen den liebenswürdigen Gegenstand hingerissen; er ist bereit alles zu thun, was ihm angenehm ist; er ist entschlossen, nichts zu thun, was ihm misfällt. In dieser Absicht befleißt er sich alles zu untersuchen, wodurch er sich ihm gefällig machen kann, und durch was er ihm misfällig werden könnte. Steht er unter dessen Gewalt, so sind ihm seine Befehle süßer als Honig; die Vollziehung derselben ist für ihn Herzenswonne und das Bewußtseyn, ihnen getreu gehandelt zu haben, ist ihm der reinste Genuß, weil er weiß, daß er sich dadurch dem Gegenstande seiner Liebe angenehm gemacht hat. — Wenn nun auf der Welt nichts der Liebe gleicht, welche das dankbare Menschenherz zu Gott seinem Schöpfer und Erlöser empfindet; wenn sich kein Gegenstand mit so einnehmenden Reizen, mit so wunderbaren Vollkommenheiten, mit so liebenswürdigen Eigenschaften wie Gott denken läßt; wenn

der Mensch von Niemanden mit so glänzenden Gutthaten überhäuft und mit so zärtlichen Liebesbezeugungen gelockt werden kann, wie von Gott, so erhellt, daß auch nichts der Liebe des Menschen zu Gott gleich kommen darf; sie soll für ihn nicht so viel Pflicht der Dankbarkeit als unwillkührlicher Herzenstrieb seyn, weil Gott über alle Menschenvorstellungen liebenswürdig ist. Da der Christ weiß, daß Gott nichts angenehmer ist, als wenn die Menschen sich thätig bestreben, die Lehren zu beobachten, welche sein Sohn ihnen verkündigt hat, und ihm nachzufolgen, um ihm ähnlich zu werden, so wird sein größtes Vergnügen seyn, diese Lehren in ihrem ganzen Umfange zu kennen; alle Pflichten, welche sie mit sich bringt, genau zu durchsuchen, und zu erwägen, auf welche Art er sie am beßten erfüllen wird. Oeftere Betrachtungen über die Pflichten des Christenthums sind also ein Kennzeichen, eine Wirkung der Liebe zu Gott.

Sie erfordert öftere Selbstprüfungen.

Wenn der Christ von Liebe zu Gott entflammt seine Gebothe betrachtet, mit der Absicht sie zu vollziehen, um dadurch Gott angenehm zu werden, so muß er ganz natürlich auf die Frage verfallen, wie er diese Gebothe bisher vollzogen hat. Vergebens würde er bereit seyn, sie fernerhin zu beobachten, um dadurch Gott seine Liebe zu beweisen; so lange sein Gewissen nicht rein ist, und

die Wunden seiner Seele nicht geheilt sind, kann sein Herz niemals eine wahre Liebe zu Gott empfinden. Die Liebe ist eine reine Flamme, welche zu Gott steigt: wie kann aber aus einem unreinen Herzen eine reine Flamme entstehen? Der Christ muß daher vor allem durch eine ungeheuchelte Reue und ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Sünden sein Herz umbilden, damit es mit der Gnade Gottes geziert werde, welche die Quelle aller Liebe ist. „Wer meine Gebothe kennt und sie hält, „ sagt Jesus, der ist's, der mich liebt. Wer aber „ mich liebt, wird auch von meinem Vater ge„ liebt werden, und ich werde ihn lieben, und „ mich ihm offenbaren, Joh. 14, 21." In Ansehung der Liebe Gottes ist daher alles gegenseitig, und Niemand kann ihn lieben, der nicht auch von ihm geliebt wird, und folglich der nicht ein reines Gewissen hat. Aber auch Niemand kann zu einem reinem Gewissen gelangen, der sich selbst nicht oft prüft, seine Schwachheiten und Verbrechen zu entdecken, und wieder gut zu machen. Auf diese Art erklärt sich's, wie Selbstprüfungen eine Bedingung zur Liebe Gottes sind, und wie sie den Menschen auf die Wege führen, auf welchen Jesus während seines irdischen Lebens gewandelt ist.

Nur wer die Gebothe hält, hat eine wahre Liebe.

Wenn die Liebe, die der Mensch zu Gott emfindet, vollkommen und ihrem Zwecke angemessen

seyn soll, so muß sie auch thätig und wirksam seyn; sie muß ihn bewegen, alles zu thun, wodurch er Gott angenehm wird, und nichts zu thun, wodurch er sich bey ihm verhaßt macht. Dies ist eine nothwendige Folge der Betrachtungen über die göttlichen Gebothe und der Selbstprüfungen. Wer seinen Geist oft mit der Lehre Jesu beschäftigt, und die Pflichten überdenkt, welche sie mit sich bringt, der lernt die Handlungen kennen, wodurch er Gott gefällig wird, und er verrichtet sie; wer oft sein Gewissen durchsucht, um zu entdecken, was dem göttlichen Gesetze zuwider ist, bereut es, und hütet sich, für die Zukunft dieselben Verbrechen nicht mehr zu begehen. Aus Liebe zu Gott übt er also die Tugend aus und meidet das Laster; er hält seine Gebothe, und hierin besteht nach dem Ausspruche des Heilandes selbst die Vollkommenheit der Liebe. — Die Liebe, welche der Christ Gott als Pflicht schuldig ist, kann daher nicht blos anschaulich seyn, sonst dürfte so mancher glauben, er liebe Gott, wenn er ihn nur seinen Wohlthäter, seinen Vater, seinen Erlöser nennt, und in seinen Gebethen diese Versicherung täglich wiederholt; die flüchtigen Rührungen, welche sein Herz beym Andenken an die Gutthaten Gottes, bey öffentlichen Feyerlichkeiten und Andachten empfindet, dürfte er für unzweydeutige Beweise der Liebe Gottes halten. Aber nicht ein jeder, sagt Jesus, der spricht, Herr! Herr! wird ins Himmelreich eingehen, sondern

der den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt. Matth. 7, 21. Folglich nur derjenige darf sich mit dem Gedanken trösten, daß er wahrhaft Gott liebt, der sich eifrig bestrebt, Jesu nachzufolgen und ihm ähnlich zu werden.

Die Liebe Gottes überwindet alle Hindernisse der Tugend.

Wenn ein Mensch von einer heftigen Liebe zu einer irdischen Schönheit eingenommen ist, so fällt ihm keine Mühe zu schwer, keine Hindernisse sind ihm zu groß um den Gegenstand seiner Wünsche zu erlangen; seine Liebe macht ihn bis zur Verwunderung geschickt, allerley Mittel auszusinnen, die ihn zu seinem Zwecke führen, und mit einer Entschlossenheit, welche sich durch nichts abschrecken läßt, zeigt er sich zu allen Aufopferungen bereit; wird er auch abgewiesen, zurückgesetzt, aufgeschoben, so läßt er den Muth nicht sinken, so lange ihm ein Straal von Hoffnung leuchtet, endlich zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Aber was sind alle diese Wunder von Eifer und standhafter Thätigkeit, welche eine fleischliche Liebe zu bewirken vermag, wenn man sie mit jenen Wundern vergleicht welche eine inbrünstige Liebe zu Gott wirket? Man betrachte die Apostel, jene anfänglich so schwache und feige Männer; man betrachte sie, nachdem das vom Himmel herabgefallene Feuer ihre Herzen mit einer wahren Liebe zu Gott entflammt hatte: thaten sie nicht Wunder, welche die

Juden, unter denen sie lebten, in Erstaunung setzten, und bey deren Erzählung der Unglaube heute noch verstummt? Als sie noch mit ihrem Meister waren, erschracken sie bey der geringsten Gefahr, und nahmen die Flucht, nachher aber vermochte nichts mehr auf sie weder Feuer noch Schwerdt, weder Kerker noch Tod; freudig traten sie vor ihre Richter hin, und lobten Gott, daß sie würdig gefunden worden sind, um seinetwillen Schmache zu leiden. Dergleichen Wunder erzählt uns auch die Geschichte von unzähligen Martyrern, von Wittwen und Jungfrauen, welche sich weit über ihr Geschlecht setzten, und mit gelassenem Gemüthe der verbissenen Wuth grausamer Tyrannen trotzten.

Wie die Liebe der Inhalt aller Gebothe ist.

Der Glaube und die Liebe haben dies mit einander gemein, daß keine von beyden Tugenden in ihrem Umfange eine Ausnahme leidet. So wie jener ein unbezweifeltes Fürwahrhalten aller geoffenbarten Lehrsätze ist, so ist diese eine genaue Erfüllung aller damit verknüpften Pflichten. Zweifle ich, sagt der h. Thomas an einem einzigen Lehrsatze, und glaubte ich alle übrigen noch so fest, so darf ich mich des Glaubens nicht rühmen, weil er seinem Wesen nach untheilbar ist, und keine Ausnahme duldet. Entweder ist er vollständig, oder er ist nichts. So auch wenn ich noch so bereitwillig bin, alle Gebothe Gottes bis auf ein einziges zu halten, so ist meine Liebe zu Gott nichts. Denn

liebe ich ihn, so ist mir sein Wille heilig; aber sein Wille ist: halte meine Gebothe: nehme ich also nur eines aus, so halte ich seine Gebothe nicht, ich verehre also auch seinen Willen nicht, folglich liebe ich ihn nicht. Die Liebe Gottes ist mit der vollständigen Beobachtung seiner Gebothe dermassen verbunden, daß diese das einzige Kennzeichen der Liebe ist. Wer mich liebet, sagt Jesus selbst, der wird meine Gebothe halten. In diesem Sinne hat Paulus von der Liebe gesagt, daß sie die Erfüllung des Gesetzes ist. Röm. 13. Aus einer ähnlichen Erklärung zieht der h. Anselmus folgende Schlußermahnung: „Laßt uns also die wahre Liebe fest„halten, durch welche alle bösen Werke vermie„den, und alle guten Werke ausgeübt werden.“

Die Liebe Gottes darf nicht getheilt seyn.

Man mag Gott entweder an sich oder in seinen Verhältnissen mit den Menschen betrachten, so wird man finden, daß er unendlich liebenswürdig ist. Die Liebe, die wir ihm erweisen, wenn sie seiner Würde angemessen seyn soll, darf also nicht getheilt seyn; wir dürfen außer ihm nicht noch etwas anders lieben, wodurch unsere Liebe zu ihm leiden würde. „Du sollst kei„ne fremde Götter vor mir haben, spricht Gott „zum israelitischen Volke; du wirst nichts au„ßer mir anbethen, und verehren, denn ich bin „der Herr, dein Gott, stark und eifersüchtig.

„ Exod. 20. 3, 5.“ Gott leidet daher nicht, daß ein Geschöpf seine Liebe an einen fremden Gegenstand hefte, und ihn verehre; er ist, wie er es selbst sagt, in einem gewissen Verstande eifersüchtig, und es wäre eine Beleidigung seiner Majestät, wenn man die Liebe, die man ihm schuldig ist, theilen wollte. Nur in so fern darf unsere Liebe sich auf andere Gegenstände wenden als dadurch in die Liebe zu Gott kein Eintrag gemacht wird, und als sie mit seinen Gebothen übereinstimmt. In diesem Falle ist sie eigentlich von der Liebe zu ihm nicht unterschieden, indem sie einen gleichen Zweck hat.

Sie erfordert, daß der Mensch sich Gott als ein Opfer hingebe.

Da der Mensch alles, was er ist und besitzt; alles was er kann und vermag Gott zu verdanken hat, so erfordert eine Liebe der Dankbarkeit, welche er ihm schuldig ist, daß er sich selbst gleichsam als ein Opfer ihm wieder gebe. In dieser Selbstopferung, wenn sie aufrichtig, vollständig und ungetheilt ist, besteht die Vollkommenheit der Liebe weil sie bey dem Menschen eine tiefe Demuth, eine unbedingte Ergebung und eine gänzliche Selbstverleugnung voraussetzet, und eben dies ist der höchste Zweck der Gebothe, deren Erfüllung die Liebe ist. Zu dieser Selbstopferung wird erfordert, daß der Hang zu allem, was den göttlichen Gebothen zuwider läuft, bekämpft und

niedergemacht werde. So lange also der Mensch einen heimlichen Abgott in seinem Herzen hat, dem er Weihrauch streuet; so lange er eine gewisse Lieblingsleidenschaft hat, welcher er aus Liebe zu Gott nicht entsagen will, so lange kann auch in seinem Herzen keine reine Flamme sich entzünden. Wie viele Menschen giebt es aber, deren Liebe auf diese Art nicht getheilt ist? Wenn auch so mancher eben nicht schändlichen Lastern ergeben ist, so haftet doch sein Herz an irgend etwas, wodurch es von der Betrachtung himmlischer Dinge abwendig gemacht wird. Aeußerst selten sind die Menschen, die nicht solche Schwachheiten haben, welche der Liebe zu Gott keinen freyen Spielraum in ihrem Herzen gestatten; diese Schwaheiten sind ihnen unbekannt, weil sie ihnen nicht nachspüren; sie vermuthen sie nicht an sich, und eben deßwegen sind sie sehr zu beklagen. Nur oberflächlich betrachten sie gewöhnlich die Gebothe Gottes; nur flüchtige Blicke werfen sie in ihr Gewissen; niemals empfinden sie eine Begierde, aus Liebe zu Gott zu handeln, ihm zuweilen ein heimliches Opfer eines auch erlaubten Vergnügens, zu machen, ihren Körper durch ein freywilliges Fasten zu züchtigen, ihren Geist durch ein ungewöhnliches Gebeth anzustrengen, oder durch ein anders Bußwerk sich ein besonders Verdienst bey Gott zu erwerben. Ihre Liebe ist daher kalt, in ihren Andachtsübungen sind sie zerstreut, und bey den rührendsten

Gebräuchen der Religion besonders, wenn sie die h. Sacramenten empfangen, empfindet ihr Herz nichts. In einer Art von Gleichgültigkeit leben sie ihre Tage dahin, und eben weil sie weder warm noch kalt sind, gehören sie zu jenen Lauen, wovon Johannes in seiner Offenbarung spricht, und die Gott von seinem Schooße verstoßen wird.

Zur Liebe Gottes wird nicht erfordert, daß sie sinnlich empfunden werde.

Man würde sehr irren, wenn man behaupten wollte, daß um Gott aus ganzem Herzen zu lieben man nothwendiger Weise innere Regungen der Liebe empfinden müsse, welche heftiger sind als alle Triebe und Regungen, die man zu Geschöpfen oder irdischen Gütern empfinden kann. Sinnliche Regungen und Empfindungen liegen in der Natur des Menschen, sie entstehen unwillkührlich in uns, und sind nicht in unserer Gewalt. Sie können also unmöglich zur Liebe Gottes wesentlich gehören, indem Gott von Niemanden fordert, was nicht in seiner Gewalt liegt und er nicht leisten kann. Um gewisse ängstliche Seelen zu beruhigen, welche zu glauben scheinen, Gott verlange von ihnen eine Liebe, welche bis zu sinnlichen Empfindungen gebracht werden muß, erklärte der heilige Thomas das große Geboth der Liebe Gottes und behauptete, man thue demselben Genüge, wenn man Gott eine Vorzugsliebe erweist, und stets bereit ist, alle seine Neigungen

aufzuopfern, im Falle sie sich mit der Liebe Gottes nicht vertragen, oder im Falle er um uns zu prüfen, das Opfer derselben von uns verlangt. Indem Gott uns befahl unsere Nebenmenschen zu lieben wie uns selbst, erklärte er deutlich dadurch, daß er eine nach seinen Lehren gemäßigte Liebe unserer Mitmenschen und unser selbst nicht misbilligte. Der Sinn des ersten Geboths kann also nur seyn, daß ihm der Vorzug gebühre, und dies besteht besonders in einer entschlossenen Bereitwilligkeit aus Liebe zu Gott alles aufzuopfern, allem zu entsagen und alles zu dulden.

Liebe des Nächsten.

Nach dem Gebothe der Liebe Gottes kommt zunächst das Geboth der Liebe seiner Nebenmenschen, und dieses Geboth ist jenem in so weit gleich, als es wegen seiner engen Verbindung mit demselben sich auf Gott selbst beziehet, indem man seinen Mitmenschen aus Liebe zu ihm liebet. Um also die Liebe des Nächsten unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten, ist nicht genug, daß man blos auf ihre Wirkungen sehe, und ihren Grund, wie die Philosophen unserer Zeit blos in einem körperlichen Gefühle des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Dienstfertigkeit aufsuche. Solch eine Liebe, welche die gesitteten Heiden auch hatten,

ist löblich und empfehlenswerth, aber sie steht noch nicht auf der Stufe einer Tugend des Christenthums. Sie muß in ihrem Zwecke und in ihrem Beweggrunde veredelt werden, und sich zur Höhe einer überirdischen Tugend erschwingen.

Erster Entwurf.

Ueber die Pflichten der Nächstenliebe überhaupt.

Die Nächstenliebe ist mit dem ächten Geiste des Christenthums so innig verbunden, daß ohne sie kein Christenthum, keine christliche Tugend sich denken läßt. Um den Jüngern die Nothwendigkeit derselben zu beweisen, sagte Jesus zu ihnen: Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe. Sie ist also das Kennzeichen, der Prüfstein des ächten Christenthums. Damit diese wichtige Tugend allgemeiner werde, wollen wir zeigen,

1 worauf die Pflicht der Nächstenliebe sich gründet, und

2 welche Verbindlichkeiten sie mit sich bringt.

Unter allen Tugenden des Christenthums giebt es keine, wovon der Mensch die Pflicht weniger leugnen kann als die Pflicht der Nächstenliebe, denn ihre Gründe sind deutlich erklärt und unerschütterlich festgesetzt. Die vorzüglichsten dieser Gründe sind

a das ausdrückliche Geboth unseres Herrn Jesus Christus. So wie sein Betragen gegen

alle Menschen ohne Unterschied, sogar gegen die größten Sünder die zärtlichste Liebe athmete, so wollte er auch diese Liebe gegen Jedermann in ihr Herz einflößen. Nachdem er ihnen sehr vieles von dieser Liebe geredet hatte, machte er sie zu einer ausdrücklichen Pflicht, zu einem Gebothe, wodurch er gewisse Vorurtheile der Juden niedermachte, und gesellete dieses Geboth zu jenem der Liebe Gottes.

b Die andern Gründe beziehen sich auf den Nebenmenschen selbst. Er ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen; er ist durch das Blut des Menschensohns erkauft, er ist zu einer ewigen Glückseligkeit berufen. Ein jeder Mensch hat also, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Eigenschaften, solche Charaktere, daß er uns liebenswürdig seyn soll.

Die Liebe, welche wir allen Menschen als unsern Mitgeschöpfen und Brüdern schuldig sind, darf nicht eine blos anschauliche Liebe seyn, sondern sie muß werkthätig seyn, weil sie gewisse Verbindlichkeiten mit sich bringt. Alle diese Verbindlichkeiten sind in den folgenden zwey Pflichten begriffen:

a Niemanden ist es erlaubt, seinem Mitmenschen etwas zu thun, das ihm selbst nicht angenehm wäre. Dieses Lehrstück hat uns Jesus selbst gegeben, und es erhellet deutlich aus dem ersten Briefe des Apostels an die Korinther 13, wo er die verschiede-

nen Eigenschaften der Nächstenliebe herzählet, und unter andern sagt, daß die Liebe nichts Böses thut, sogar nichts Böses denkt.

b Jedermann soll man thun, was man mit Billigkeit auch von ihm fordern könnte, wenn man sich in seiner Lage befände. Wir sind also unsern Nebenmenschen schuldig Unterstützung im Elend, Mitleiden in der Betrübniß, Dienstgefälligkeit in der Noth, und überhaupt alle Werke der Barmherzigkeit, welche sein zeitliches und ewiges Wohl zum Gegenstande haben.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Verbindung der Nächstenliebe mit der Liebe Gottes.

Die Nächstenliebe steht mit der Liebe Gottes in einer so engen Verbindung, daß eine ohne die andere sich nicht denken läßt. Christus hat zwar zwey verschiedene Gebothe daraus gemacht; dies that er aber, nicht als wären sie wesentlich von einander unterschieden, sondern weil eine jede ihren eigenen Gegenstand hat; daher haben einige h. Väter behauptet, daß die Nächstenliebe was ihre Natur und Wesenheit anbelangt, von der Liebe Gottes nicht unterschieden sey, weil sie im Grunde die Liebe Gottes selbst ist, welche sich am Nebenmenschen übet. In Ansehung dieser engen Verbindung sagt der h. Gregorius, daß die Nächstenliebe von der Liebe Gottes erzeugt wird, daß

aber dagegen die Liebe Gottes von der Nächstenliebe ernährt und unterhalten wird. Laßt uns nun über diese enge Verbindung eine Betrachtung machen, damit wir die Nächstenliebe recht kennen lernen, und in dieser Absicht untersuchen,

1. wie die Nächstenliebe von der Liebe Gottes erzeugt wird, und
2. wie die Liebe Gottes von der Nächstenliebe ernährt und unterhalten wird.

Das erste und größte Geboth, sagt Christus, ist dieses? Du sollst Gott deinen Herrn lieben. Diese Liebe erfordert,

a daß man alles liebe, was Gott liebt, denn wollte man etwas hassen, das er liebet, so wäre man dadurch mit ihm im Widerspruche. Die Liebe will Einigkeit und Uebereinstimmung, und sie duldet keinen Widerspruch. Da also Gott alle Menschen liebet, so muß auch ein jeder der Gott liebet, alle Menschen lieben, und in diesem Sinne entsteht die Nächstenliebe aus der Liebe Gottes.

b Auch wie man den Nebenmenschen lieben soll, kann uns nur die Liebe Gottes lehren: dies ist ein Geboth, welches ich euch gebe, sagte Jesus zu seinen Jüngern, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Lieben wir also Gott, so lieben wir unsere Mitmenschen eben so, wie Gott sie geliebt hat.

Wie aber die Liebe Gottes durch die Nächsten-

liebe ernährt und unterhalten wird, dies erklärt sich auf folgende Art.

a Alle Menschen tragen an sich das Gepräge der Gottheit, weil sie nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen sind; Jesus stellt sich, wie die h. Väter sagen, in der Person aller Nothleidenden und Hilfsbedürftigen uns dar, und was wir dem Geringsten aus ihnen thun, das thun wir ihm selbst, wie er uns versichert hat. So oft wir die Nächstenliebe ausüben, üben wir also auch die Liebe Gottes dadurch aus.

b Durch die Ausübung der Nächstenliebe wird in uns auch der Eifer alle übrigen Gebothe Gottes zu erfüllen entzündet, weil man den Nebenmenschen nur aus Liebe zu Gott liebet. Aber die Erfüllung aller Gebothe ist die Vollkommenheit der Liebe Gottes, die Liebe Gottes wird also durch die Nächstenliebe ernährt.

Dritter Entwurf.

Welch eine edle Tugend die Nächstenliebe sey.

Unter keiner Gestalt erscheint der Mensch angenehmer als unter jener, unter welcher die Liebe ihn darstellt; man bewundert seine Fähigkeiten und Kenntnisse, man verehrt seinen Rang und seine Würde; man beneidet seine Reichthümer und Güter; aber dabey empfindet man nichts in seinem Herzen gegen ihn. Ist er aber gegen seinen Neben-

menschen leutselig und liebevoll; streckt er seinem nothleidenden Bruder eine hilfreiche Hand dar, und zeigt er sich in allen Gelegenheiten gegen Jedermann dienstgefällig, so empfindet man in seinem Herzen etwas, das weit mehr als Bewunderung und Verehrung ist. — Laßt uns auseinandersetzen, welch eine Tugend die Nächstenliebe nach dem Geiste des Christenthums sey. Sie zeigt sich vorzüglich in diesen zwey Eigenschaften:

1 Sie ist geduldig,

2 Sie ist gütig.

Sind alle Menschen Brüder, so bilden sie eine und dieselbe Familie, wovon die Einigkeit das festeste Band ist. Dieses Band knüpfet die Liebe und hält es fest durch eine unerschütterliche Geduld. Diese Geduld bestehet hauptsächlich darin.

a daß ein jeder des andern Fehler ertrage. Niemand darf also seinem Bruder mit Bitterkeit vorwerfen, was er an ihm Unschickliches und Mangelhaftes erblickt, denn die Liebe misbilliget Vorwürfe, die nur erbittern und nicht bessern, und macht jedem erinnerlich, daß Niemand unter der Sonne ganz fehlerfrey ist. —

b Daß man die Unbilden geduldig aufnehme und sie nicht erwiedere. Werden wir verhaßt, verleumdet, verfolgt, so erinnert uns die Liebe, daß Jesus unser Heiland zuerst gehaßt, verleumdet und verfolgt worden ist. Alles ertrug er mit Geduld, und that seinen Feinden Gutes. —

c Daß man den Undank durch die Entziehung seiner Gutthaten nicht strafe. Die Liebe lehret uns, daß wir bey unsern Gutthaten nicht uns selbst sondern nur Gott suchen sollen; kein Gutthäter kann also Ansprüche auf Dank haben, und Undank soll ihn nicht bewegen seine freygebige Hand zu schließen.

Die Liebe ist gütig. Diese Güte besteht nicht so viel in dem Guten, welches sie thut, als in ihrem leutseligen Benehmen gegen Jedermann. Sie zeigt es vorzüglich dadurch

a daß sie mit einer klugen Vorsichtigkeit alles abwendet, was Verdruß und Feindseligkeit veranlassen könnte. Sie erlaubt sich weder beleidigende Scherze, noch solche Reden, aus welchen ein nachtheiliger Verdacht entstehen könnte.

b Daß sie niemals böse urtheilt oder verleumderisch redet. Die Ehre des Nebenmenschen betrachtet sie als ein heiliges Eigenthum, und sie verabscheuet jeden Eingriff in dasselbe; vielmehr suchet sie es gegen ungerechte Eingriffe zu vertheidigen, und den Angegriffenen durch Entschuldigungen zu rechtfertigen, so viel sich thun läßt.

c Daß sie im Handel und Wandel die genaueste Gewissenhaftigkeit beweise, einem jeden das Seinige unbetastet lasse, niemals List und Kunstgriffe, Schleichbetrüge und Uebervortheilungen gebrauche, sondern in allem mit der strengsten Redlichkeit zu Werke gehe.

Vierter Entwurf.
Ueber die Eigenschaften der Nächstenliebe.

Wenn schon die Liebe an sich ein Trieb des Herzens ist, der durch den Anblick liebenswürdiger Gegenstände rege wird so dürfen wir uns doch nicht rühmen, daß wir unsern Nebenmenschen lieben, wenn wir nur den Trieben unseres Herzens folgen. Die Nächstenliebe muß zu einer Tugend des Christenthums erhöht werden; was die Natur empfindet, ist an sich nicht edel genug; nur durch reine und überirdische Absichten, die sich auf Gott, auf das Heil unserer Seele beziehen, wird die Nächstenliebe, was sie seyn soll. So wie ich euch geliebt habe, sagte Jesus zu seinen Jüngern, sollet auch ihr einander lieben. Laßt uns die Regeln der Nächstenliebe, als einer Tugend des Christenthums festsetzen; sie sind in den zwey folgenden begriffen: Die Nächstenliebe soll

1 übernatürlich und
2 allgemein seyn.

Daß Jesus von denen, die seine Anhänger und Bekenner seyn wollten, mehr als blos menschliche Tugenden forderte, gab er ihnen deutlich zu verstehen, als er zu ihnen sagte, wenn ihr nur jene lieben wollet, die auch euch lieben, nur jene grüßen, die auch euch grüßen, was thuet ihr mehr als die Zöllner und Heiden? Matth. 5. Weit erhabener soll die christliche Nächstenliebe seyn.

a Sie richtet ihre Absichten auf Gott hin,

handelt blos aus Achtung gegen ihre Pflicht, und suchet auch dabey nichts, als diese Pflicht genau zu erfüllen. Sie fürchtet Ehre und Ruhm, um des Verdienstes nicht beraubt zu werden, und darum verbirgt sie ihre Gutthaten, so viel sie kann.

b Sie folget nicht blindlings den im Herzen entstandenen Regungen des Mitgefühls, welche, weil sie blos Natur sind, leicht irre führen und oft gar zu einer Art von Schwärmerei verleiten können, sondern sie ist bescheiden, prüfet alles ohne Vorurtheil vollkommen nach dem Geiste des Christenthums.

c Sie sieht nicht auf das Betragen des Nebenmenschen, auf seine Fehler, auf seinen Undank, auf seine Unwürdigkeit, sondern sie betrachtet an ihm blos das Bild Gottes, und liebet ihn, weil auch Gott ihn geliebt hat.

Eben so wie die wahre Nächstenliebe rein und überirdisch in ihren Absichten seyn muß, eben so soll sie auch allgemein und ohne Ausnahme seyn. Sie darf also

a keinen Unterschied der Personen machen. Alle Menschen sind wir verbunden zu lieben, die Fremden und Unbekannten wie die Verwandten und Freunde, die welche im Glauben von uns getrennt sind wie die Glaubensgenossen, und anstatt Jemanden seines Irrthumes wegen zu hassen, sollen wir

ihn vielmehr bedauern und Gott für ihn um Gnaden der Erleuchtung bitten. — Sie darf
b keinen Unterschied der Zeit machen. Die Nächstenliebe ist keine von solchen Pflichten, welche sich auf gewisse Zeiten einschränkt und wovon man entledigt ist, wenn man sie einige Male verrichtet hat, sondern sie soll beständig fortdauren, weil unsere Nebenmenschen keinen Augenblick aufhören, unsere Nebenmenschen zu seyn. — Sie darf
c keine Rücksicht auf Verdienst nehmen. Gottlose Menschen, die selbst kein Mitgefühl haben, verdienen eigentlich auch keines; wenn sie also schon kein Recht haben, Liebe zu fordern so sind wir dennoch verbunden sie ihnen zu geben, weil sie bey ihrer Gottlosigkeit immer unsere Nebenmenschen bleiben. — Doch misbilligt die Pflicht der Nächstenliebe eine eine mäßige Vorzugsliebe nicht.

Fünfter Entwurf.
Ueber die Pflichten, welche die Nächstenliebe mit sich bringt.

Eben so wie wir uns befleißen sollen, daß unsere Liebe nicht blos eine anschauliche Liebe sondern eine thätige Liebe sey, die nicht nur in Worten bestehe, sondern sich besonders in den Werken zeige, eben so sollen wir uns auch befleißen, daß sie unserm Nebenmenschen nützlich werde, und zum Heil seiner Seele diene. Hätte

unsere Liebe diesen Zweck nicht, so wäre sie eine falschverstandene Liebe, und würde jener gewisser Mütter ähnlich seyn, welche ihre Kinder aus Liebe verzärteln und ihnen einen nicht zu berechnenden Schaden zufügen. Laßt uns untersuchen, welche Pflichten die Nächstenliebe mit sich bringt.

Die Liebe, welche Jesus den Menschen erwiesen hat, soll das Muster seyn, nach welchem wir unsere Liebe bilden sollen. Wir finden also an dem Benehmen Jesu gegen die Menschen die Pflichten, welche wir gegeneinander zu erfüllen haben.

a Er gab Jedermann die schönsten Beyspiele der Tugend, und suchte sie dadurch zur Nachahmung zu bewegen. Also auch wir sollen einander durch gute Beyspiele erbauen, weil wir nach der Lehre des Apostels Brüder sind nicht zur gegenseitigen Zerstörung, sondern zur Erbauung.

b Er benutzte jede schickliche Gelegenheit, den Menschen nützliche Lehren zu ertheilen. Desgleichen sollen wir so viele Gelegenheiten, wo wir unsern fehlenden Brüdern etwas Nützliches sagen können, niemals vorübergehen lassen, und uns nicht schämen, ihnen dadurch zu beweisen, wie rechtschaffen wir denken.

c Er warnte sie vor dem Bösen, deckte ihnen die Gefahren der Verführung auf, und sagte

ihnen, vor welchen Menschen sie sich hüten sollen. Auf eine ähnliche Art sollen auch wir unsern Nebenmenschen durch heilsame Warnungen vom Bösen abzuhalten suchen. Die Fälle, in welchen wir dies thun können, sind nicht selten.

b Er warf ihnen ihre Laster mit Liebe und Schonung vor. Desgleichen sollen auch wir jene unserer Nebenmenschen, welche unter unsern Befehlen stehen, mit Liebe und Schonung zurechtweisen, und ihnen durch unser sanftes Benehmen gegen sie die Wege zum Guten ebnen.

c Er ertrug alle Unbilden mit Gelassenheit und Sanftmuth. Also auch wir sollen uns geduldig gegen jene zeigen, die uns Böses thun, und anstatt sie durch unsere Rachgierde im Bösen zu befestigen sollen wir sie durch unser liebevolles Benehmen zu Schande machen und sie ihres Unrechts überzeugen.

Sechster Entwurf.

Ueber den Zweck der Nächstenliebe.

Die Liebe, sagt der Apostel ist nicht ehrsüchtig und suchet sich selbst nicht. Damit also unsere Liebe des Nächsten eine christliche Tugend sey, dürfen wir dabey keine andere Absicht haben, als den Befehl Gottes, der sie uns zur Pflicht gemacht hat, zu erfüllen. Es soll uns also darum zu thun seyn, diese Tugend recht kennen zu lernen, weil

wir sonst in der Gefahr schweben, auch bey den glänzendsten Werken der Liebe nicht mehr zu thun als die Heiden und Pharisäer gethan haben, die nur Dank und Ehre suchten, und sich deshalb aller Ansprüche auf jeden andern Lohn begaben. Um also die Pflicht der Nächstenliebe recht kennen zu lernen wollen wir sie

1 in ihren Verhältnissen mit Gott, und
2 in ihren Verhältnissen mit unsern Nebenmenschen betrachten.

Damit die Liebe, welche wir unsern Mitmenschen erzeigen Gott angenehm und für uns verdienstlich werde, müssen wir

a sie nach dem Beyspiele Jesu lieben. Die Menschen liebte er in der Absicht sie ewig glücklich zu machen. Auch dies soll unser Streben seyn, daß es unsern Brüdern wohl ergehe, und daß sie durch unser Zuthun, so viel an uns liegt, ewig selig werden.

b Wir müssen sie um Jesu willen lieben. In der Person unserer Mitmenschen und besonders der Nothleidenden stellet er sich selbst uns dar, und versichert uns, daß wir ihm selbst thun, was wir dem geringsten unserer Brüder thun. Aus Liebe zu ihm sollen wir also unsere Brüder lieben.

c Wir müssen ihn lieben wie Jesus ihn geliebt hat. Das heißt, unsere Liebe soll herzlich, aufrichtig, und uneigennützig seyn, und nichts soll uns zu schwer fallen, wenn wir ihm einen Dienst leisten können.

Betrachten wir nun die Liebe in ihren Verhältnissen mit dem Nebenmenschen, so finden wir, daß sie vorzüglich dahin zielen soll,

a zwischen ihm und uns den Geist der Einigkeit zu erhalten. Wir alle sind Brüder einer und derselben Familie; durch Zwietracht wird das Band, das uns aneinander knüpfet, zerrissen, und daraus entsteht Aergerniß, Feindseligkeit u. s. w.

b Zwischen ihm und uns soll der Geist einer gegenseitigen Erbauung seyn; einer soll dem andern zum Guten helfen, damit wir auch in jenem Leben wieder mit einander vereinigt werden.

c Auch den Geist der Geduld und Duldsamkeit soll die Liebe in uns bewirken. Einer soll dem andern nicht zur Last seyn, seine Fehler ertragen, seine Vergebungen entschuldigen und verbessern so viel an ihm liegt, und Niemanden durch ein feindseliges Betragen beleidigen.

Siebenter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Nächstenliebe bey Zurechtweisungen.

Man würde von der Nächstenliebe ganz falsche Begriffe haben, wenn man glauben wollte, daß sie darin bestehe, sich gegen seine Nebenmenschen so zu betragen, daß man sogar ihrer Sinnlichkeit niemals nahe trete. Vor allem macht uns die

Nächstenliebe zur Pflicht, unserm Nebenmenschen nützlich zu seyn, besonders in Absicht auf das Heil seiner Seele. Wer also über seinen Bruder ein gewisses Ansehen hat, und durch Zurechtweisungen ihn vom Bösen abhalten und zum Guten hinführen kann, würde eine falschverstandene Liebe zu ihm haben, wenn er aus Furcht ihn zu beleidigen, seine Fehler ihm nicht vor die Augen legen wollte, damit er sich bessere. Solch eine duldsame Liebe besonders bey den Aeltern in Ansehung ihrer Kinder ist, nach der Erklärung der h. Väter, ein wahrer Haß. Damit dieser wichtige Punkt der Nächstenliebe so wohl dem Zurechtweisenden als dem Zurechtgewiesenen nützlich werde, wollen wir ihn auseinandersetzen, und darstellen,

1 wie Christen einander ihrer Fehler wegen zurechtweisen sollen, und

2 wie sie die gegebenen Zurechtweisungen aufnehmen sollen.

Um durch Zurechtweisungen den Zweck zu erreichen, den man beabsichtigt, möchte wohl die erste Bedingung seyn, daß

a der Zurechtweisende von den Fehlern, worauf er andere aufmerksam machen will, selbst frey sey. Wenn schon die Verweise und Lehren immer das bleiben, was sie sind, mag übrigens der Wandel dessen, der sie giebt, beschaffen seyn, wie er immer will, so verlieren sie doch Vieles von ihrer Kraft, wenn sie durch eigene Beyspiele nicht unterstützt werden.

b Die zweyte Bedingung, welche zur Wirksamkeit christlicher Zurechtweisungen erfordert wird, besteht darin, daß sie mit Liebe gegeben werden. Dies ist besonders nothwendig, wenn ein Bruder den andern, der nicht unter seinen Befehlen steht, eines Bessern belehren will.

c Die dritte Bedingung ist, daß sie mit der gehörigen Bescheidenheit gegeben werden. Den Fehlenden muß man suchen seines Fehlers zu überzeugen, und ihm die Mittel an die Hand geben sich zu bessern, und dabey soll man seiner Ehre schonen, so viel als möglich um ihn nicht zu erbittern.

Vergebens würde uns die Nächstenliebe zur Pflicht machen unsere fehlenden Brüder mit Liebe und Bescheidenheit ihrer Fehler zu überzeugen, wenn sie uns nicht auch zugleich lehrte, wie diese die Zurechtweisungen aufnehmen sollen.

a Niemand ist ganz fehlerfrey. Dieses Erkenntniß ist die Grundlage aller Rechtschaffenheit; es erweckt bey dem Christen die Tugend der Demuth, ohne welche keine Besserung möglich ist, also mit Demuth soll man die Zurechtweisungen aufnehmen.

Man soll sich recht zu überzeugen suchen, daß derjenige, von welchem wir zurechtgewiesen werden, den Nutzen unserer Seele zum Zwecke hat; dafür sind wir ihm Dank schuldig; also mit dankbaren Gesinnungen sollen wir seine Vorstellungen anhören.

Sind wir überzeugt, daß gegebene Zurechtweisungen nur auf unsern Nutzen zwecken, so sollen wir uns auch bereitwillig zeigen, ihnen gemäß zu handeln, denn nur durch unsere Mitwirkung können sie wirksam werden.

Stellen aus der h. Schrift.

Haben wir alle nicht einen und denselben Vater? Hat nicht ein und derselbe Gott uns erschaffen? Warum verachtet ein jeder aus uns seinen Bruder? Malach. 2.

Wer seinen Nächsten verachtet, der sündiget. Spr. 14.

Wende von deinem Nächsten dein Gesicht nicht ab. Syr. 41.

In diesen zwey Gebothen besteht das Gesetz und die Propheten. Matth. 22.

Den Nächsten wie sich selbst lieben, ist mehr als alle Brand- und Schlachtopfer. Mark. 12.

Was ihr wollet, daß die Menschen euch thun, das thuet auch ihnen. Luk. 6.

Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst. Luk. 10.

Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet. Joh. 13.

Ich gebe euch ein neues Geboth, daß ihr ein-

ander liebet, wie ich euch geliebt habe. Das.

Dies ist mein Befehl, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Joh. 15.

Was ihr dem Gerinsten aus den Meinigen gethan habet, das habet ihr mir gethan. Matth. 25.

Wer den Nächsten liebet, der hat das Gesetz erfüllet. Röm. 13.

Die Liebe des Nächsten thut nichts Böses. Das.

Ein Jeder lebe seinem Nebenmenschen zu Gefallen zu seinem Nutzen und zu seiner Erbauung. Das. 15.

Wir machen, so viele unser sind, einen Leib in Christo aus, und ein jeder ist des andern Glied. Röm. 12.

Die Liebe ist geduldig, wohlwollend, nicht neidisch, sie thut nichts Böses und ist nicht stolz. 1. Kor. 13.

Hätte ich solch einen Glauben, daß ich Berge versetzen könnte, und die Liebe nicht, so bin ich nichts. Das.

Theilte ich mein ganzes Vermögen aus, um die Armen zu ernähren, und hätte ich die Liebe nicht, so hilft dies mir nichts. Das.

Ein jeder trage des andern Last, und so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Galat. 6.

Seyd gegen alle geduldig. 1. Thess. 5.

Ueber alles befleißet euch der Liebe, welche das Band der Vollkommenheit ist. Kol. 3.

Die Bruderliebe bleibt in euch. Hebr. 13.

Die Liebe deckt viele Sünden. 1. Petr. 4.

Lieben wir einander so bleibt Gott in uns, und unsere Liebe ist vollkommen. 1. Joh.

Diese Verkündigung habet ihr gleich am Anfange gehört, daß ihr einander liebet. Das.

Wer sagt, er liebe Gott, und haßt dabey seinen Bruder, der ist ein Betrüger. Das. 4.

Hat uns Gott auf solch eine Art geliebt, so sollen auch wir einander lieben. Das.

Dieses Geboth haben wir von Gott, daß wer ihn liebet, auch seinen Bruder lieben solle. Das.

Stellen aus den h. Vätern.

Du liebest deinen Nebenmenschen nicht, wenn du ihm die Glückseligkeit nicht gönnest, nach welcher du selbst strebest. Augustinus.

Ein jeder blicke auf sich selbst zurück, und wenn er in sich die Nächstenliebe findet, so sey er ruhig, weil er vom Tode zum Leben übergeht. Ders.

Die Nächstenliebe ist eine Stufe zur Liebe Gottes. Ders.

Ein jeder ist des andern Nächsten; da kann keine entfernte Verwandtschaft Statt haben, wo eine gleiche Natur ist. Ders.

Die Liebe zeigt sich gegen einige liebreich, gegen andere streng, gegen Niemanden feindselig und gegen Jedermann mütterlich. Ders.

Dies ist die Natur einer heiligen und wahren

Liebe, daß sie durch die Ausübung zunehme, und daß sie, je mehr sie sich ausbreitet, um sich thätiger werde. Ders.

Aus der Liebe Gottes entsteht die Nächstenliebe, und durch die Nächstenliebe wird die Liebe Gottes unterhalten. Gregorius.

Niemand schmeichle sich in der Ausübung der Tugend weit zu kommen, der seine Brüder nicht wahrhaft liebet. Cyrillus.

Die Liebe ist das Bild Christi, welches uns aufgedruckt ist, und woran man erkennt, daß wir ihm zugehören. Ders.

Ich genieße keinen Trost, so lange ich meinen Bruder trostlos sehe. Bernardus.

Die Liebe erliegt nicht in den Widerwärtigkeiten, weil sie geduldig ist; sie rächet sich nicht an den Feinden, weil sie leutselig ist, fremdes Glück kränket sie nicht, weil sie nicht neidisch ist, ein böses Gewissen ängstiget sie nicht, weil sie nicht böse handelt. Ders.

Dies hat die Liebe besonders an sich, daß außer dem Nutzen, den sie bringt, sie noch ein leichtes und angenehmes Geboth ist. Chrysostomus.

Die Liebe ist solch eine Schuld, welche, obgleich man sie beständig abbezahlt, dennoch immer stehen bleibet. Ders.

Einer liebt, weil auch er geliebt wird, ein anderer, weil er geehrt wird, wieder ein anderer, weil er einen Nutzen oder Gewinn hofft. Aber schwerlich wirst du Jemanden finden, der um Christi willen liebet. Ders.

Der Friede, welcher aus der gegenseitigen Liebe entsteht, ist ein so großes Gut, daß man unter den irdischen Dingen nichts angenehmeres wünschen und nichts nützlicheres besitzen kann. Laurentius Just.

Bey den Christen ist ein jeder selbst der Maaßstab und die Richtschnur der Freundschaft, welche darin besteht, andern eben das zu wünschen, was man sich selbst wünschet. Gregorius Naz.

Ausgearbeitete Stellen.

Was die Nächstenliebe sey.

Um sich von der Nächstenliebe als einer Tugend des Christenthums einen richtigen Begriff zu machen, muß man als eine wahre Liebe seiner Nebenmenschen nur jenen innern Trieb erkennen, kraft dessen wir ihnen all das Gute wünschen, das wir uns selbst wünschen, und auch bereit sind ihnen zu thun was wir können, blos aus Rücksicht auf Gott, und aus Achtung gegen das Geboth der Nächstenliebe, welches er uns vorgeschrieben hat. In diesem Sinne ist das Geboth der Nächstenliebe von jenem der Liebe Gottes im Grunde nicht unterschieden, sondern blos in Ansehung des Gegenstandes auf welchen sie sich richtet. Wer seinen Nebenmenschen darum liebet, weil die heiligsten Bande alle Menschen an einander knüpfen,

weil alle einen Schöpfer und Erlöser haben, und auf dieselbe Seligkeit hoffen, der liebet Gott selbst, welcher der allgemeine Vater aller Menschen ist, und allen befohlen hat, sich einander zu lieben, wie er uns geliebt hat. Die Nächstenliebe ist daher mit der Liebe Gottes auf's Innigste verbunden; diese führet zu jener, wie der h. Chrysostomus sagt, und jene dient dieser zur Stütze.

Nähere Erklärung der ächten Liebe des Nächsten.

Die Menschenliebe ist eine Tugend, welche sich nicht blos auf die Vernunft sondern auch noch auf die Natur gründet; ein gewisses körperliches Gefühl, das durch den Anblick des Elends, durch die Erinnerung empfangener Gutthaten und durch einen unerklärbaren Trieb rege wird, spornt den Menschen gleichsam an, seinen Mitmenschen zu lieben. Aus dieser Ursache steht die Tugend der Menschenliebe in einer allgemeinen Verehrung, und der verrufenste Religionsspötter, der sonst alles, was heilig ist, verachtet und behöhnt, wird der Menschenliebe niemals zu nahe treten. So lange aber diese Tugend sich nicht über die Natur erhebt, bleibt sie nur Natur; sie ist ein Trieb des Herzens, das unwillkührlich gerührt und hingerissen wird, aber sie ist noch keine wahre und im eigentlichen Verstande genommene Tugend, weil eine jede Tugend eine gewisse Anstrengung, eine Ueberwindung der Natur, in sofern diese Leidenschaft ist, voraussetzt. — Ich sehe einen Unglücklichen,

der im Elende darbt und einer Unterstützung bedarf. — Bey diesem Anblicke kann ich bey mir selbst denken: „Der Unglückliche ist ein Mensch, „wie du; durch einen Unfall, der eben auch dich „hätte treffen können, ist er in die traurige Lage „gerathen. Wie sehr würdest du alsdann nach Unterstützung seufzen! Wie herzlich würdest du dem „Gutthäter danken, der dir eine hilfreiche Hand darböthe, und dein Schicksal linderte!“ — Oder ich kann auch zu mir selbst sprechen: „Der Unglückliche ist ein Geschöpf Gottes wie du. Er „hat zu den Gütern der Erde im Grunde so „viel Recht als du; er ist durch das Blut „Jesu erkauft, durch die Gnade des h. Geistes „geheiligt, und zu einer ewigen Glückseligkeit „bestimmt wie du. Die Vorsehung hat verordnet, daß er im Mangel Geduld ausübe, und „daß du von deinem Ueberflusse Gutthaten erweisest. Ich will also aus Liebe zu Gott und „zu meinen Pflichten meinem Berufe gemäß „den Elenden unterstützen.“ — Im ersten Falle ist das Mitleiden, welches mich bewegt den Unglücklichen zu unterstützen, keine wahre Tugend, sondern ein bloßes Gefühl der Natur. Der Gedanke: a u c h d u h ä t t e s t i n e i n e ä h n l i c h e L a g e g e r a t h e n k ö n n e n, erschüttert den Menschen, dessen Gefühl durch die Leidenschaften noch nicht abgestumpft ist, und ohne Selbstüberwindung handelt er ihm gemäß: Er bemitleidet also nicht so viel den Unglücklichen als sich selbst; er wird

eigentlich nicht vom Anblicke des Elendes, welches er vor Augen hat, sondern durch die Vorstellung dessen, in welches er sich hineindenkt, erschüttert. Er thut also auf eine gewisse Art sich selbst, was er dem Unglücklichen thut, und er folgt blos einer Naturregung, wovon das Thier uns eben auch Aeußerungen darbietet. — Unterstütze ich aber den Unglücklichen vorzüglich aus der Ursache, weil Gott es mir zur Pflicht gemacht hat; betrachte ich meinen Ueberfluß als ein Eigenthum des Hilfsbedürftigen, welches die Vorsehung mir zu verwalten gegeben hat; bin ich von meiner Pflicht überzeugt, den Ueberfluß meinen Gelüsten und Leidenschaften zu entziehen, um ihn aus Liebe zu Gott dem Armen darzureichen; überwinde ich den Hang zu meinem Ueberflusse, und werfe ihn großmüthig in den Schoos der Dürftigkeit, so ist die Absicht meiner Handlung übernatürlich, und ich übe wahre Tugend aus.

Unterschied zwischen Nächstenliebe und Freundschaft.

Die Freundschaft und jede andere irdische Liebe hat ihren Grund in gewissen sinnlichen Neigungen, oder in einer Uebereinstimmung der Gemüthsbeschaffenheit; oft gründet sie sich auf die Hoffnung eines Nutzens, zuweilen ist sie blos eine Bewunderung gewisser Eigenschaften und Talente, welche an sich reizend sind. Bey der Liebe von dieser Art ist also alles menschlich, blos Natur; in ihrem Zwecke ist nichts edel und erhaben, nichts

das der Religion würdig wäre, und geradezu auf Gott einen Bezug hätte. — Bey der Nächstenliebe als Tugend des Christenthums ist alles groß. Ihr Gegenstand ist zwar hier auf Erden, weil sie an Menschen ihre Thätigkeit ausübet, aber ihr Zweck ist über der Erde; sie sieht blos auf Gott, um dessentwillen sie alles thut; an den Menschen betrachtet sie das Ebenbild Gottes, und alle Werke, welche sie ausübet, verrichtet sie mit den Absichten und Gesinnungen, als wollte sie für Gott thun, was sie den Menschen thut, nach der Lehre des Heilandes, der zu seinen Jüngern sagte: was ihr dem Geringsten aus den meinigen werdet gethan haben, das habet ihr mir selbst gethan. Matth. 25.

Was zur christlichen Nächstenliebe noch mehr erfordert wird.

Wer blos um den Trieb des Mitleidens zu befriedigen und ohne alle Rücksicht auf Gott und ein ewiges Leben die Pflicht der Nächstenliebe erfüllet, handelt zwar edel und gut, weil das Mitleiden ein edels und der Menschheit würdiges Gefühl ist. Aber keine ewige Belohnung hat er für seine Handlung zu hoffen, weil er eine blos menschliche Handlung verrichtet. Jesus vergleicht solche Menschen den Heiden und Zöllnern, welche diejenigen lieben und grüßen, welche auch sie lieben und grüßen. — Noch weniger hat der Mensch für seine dienstfertigen Gesinnungen und sein thätiges Mit-

leiden zu hoffen, wenn Eitelkeit Ruhmsucht oder ein ähnlicher Beweggrund die Triebfeder ist. Die Liebe ist nicht ruhmsüchtig, sagt der Apostel, sie suchet sich selbst nicht; sie handelt nicht um ihrentwillen, sondern sie beabsichtet einen Zweck, der ausser ihr liegt, und um dessentwillen überwindet sie sich selbst. Was die Eigenliebe kitzelt und der Eitelkeit schmeichelt, ist ihr zuwider; sie fürchtet Menschenlob, weil sie dadurch in Gefahr gesetzt wird, ihren Zweck aus den Augen zu verlieren; deßwegen handelt sie so viel ihr möglich ist im Geheimen. Ihre Blicke wendet sie von allem, was ausser dem Menschen ist, ab, um sie aufwärts zu erheben; sie zerreißt alle irdischen Bande, um sich der Gottheit gleichsam zu nähern, und ihr Vergnügen dort zu suchen, wo auch ihr Zweck ist.

Wie die Selbstliebe der Maaßstab der Nächstenliebe ist.

Die Liebe gegen uns selbst ist ein natürliches und von unserm Wesen unzertennliches Gefühl, kraft dessen wir wünschen, daß es uns wohl ergehe, daß die Menschen, unter welchen wir wohnen, unserm Streben nach Glückseligkeit nichts in den Weg legen, daß sie unserer Ehre nicht zu nahe treten, in unser Eigenthum keinen Eingriff thun, unsere gegründeten Rechte durch List und Betrug nicht wegstreiten; daß sie uns im Glücke nicht beneiden, im Unglücke nicht verfolgen und in Trübsalen unser nicht spotten; daß sie uns im Mangel

mit ihrem Ueberfluße unterstützen, in der Noth mit ihrem Eigenthum gegen die üblichen Versicherungen helfen, und in verwickelten Umständen mit Rath und That an die Hand gehen. — Wenden wir nun die Liebe gegen uns selbst in diesem Verstande genommen auf den Nächsten, thun wir eben das gegen ihn, was wir wünschen, daß er gegen uns thue, und thun wir auch nicht gegen ihn, was wir wünschen, daß auch er nicht gegen uns thue, so haben wir das Geboth der Nächstenliebe erfüllet. Auf diese Art ist die Liebe gegen uns selbst der Maaßstab der Liebe, die wir dem Nächsten schuldig sind. — Der Mensch hat zwär noch eine andere Liebe gegen sich selbst, die von dieser wesentlich unterschieden ist; sie besteht in dem Streben nach sinnlichen Vergnügungen, und nach der Befriedigung seiner Leidenschaften. Da aber diese Liebe dem göttlichen Gesetze zuwider ist, so kann sie in die Nächstenliebe keinen Einfluß haben, und in der Beurtheilung derselben zu keiner Richtschnur dienen.

Wie die Selbstliebe sich mit der Nächstenliebe verträgt.

Schon aus dem Befehle des Heilandes, daß wir unsere Nebenmenschen lieben sollen wie uns selbst, ergiebt sich, daß ein jeder Mensch auch sich selbst lieben darf; wie wäre es ihm sonst möglich, seinen Nebenmenschen gehörig zu lieben? Der h. Augustin behauptet deshalb, „ daß man vor allem lernen solle, sich selbst

„ nach den Lehren des Christenthums zu lieben,
„ damit man seinen Nebenmenschen lieben kön-
„ ne; “ und um diese Worte zu erklären setzet
der h. Prosper hinzu: „ Alsdann lieben wir wahr-
„ haft unsern Nächsten, wenn wir eben so eifrig
„ für ihn als für uns selbst bedacht sind, daß er
„ wohl gesittet sey und zum ewigen Leben gelan-
„ ge. “ — Es können zwar auch Fälle eintreten, wo beyde miteinander in eine Art von Streit kommen, aber alsdann stören sie einander nicht, sondern die nach den Lehren des Christenthums gemäßigte Selbstliebe erhält den Vorzug, weil man mit Niemanden näher als mit sich selbst verwandt ist. Man handelt daher nicht gegen die Nächstenliebe, wenn man seine Rechte gegen jeden ungerechten Angriff vertheidigt; wenn man seine Ehre, im Falle wo es nothwendig ist, auf Unkosten des Verleumders rettet, und wenn man in der Beförderung seines eigenen Nutzens vorzüglich eifrig ist. Die wahre Nächstenliebe weiß aber auf eine wunderbare Art ihren Nutzen mit jenem des Nächsten zu vereinigen, und es ist kein Fall denkbar, wo sie außer Thätigkeit gesetzt werden kann, indem sie mitten in den grausamsten Verfolgungen gegen die Verfolger nicht erlischt, sie erstickt fleißig alle Gefühle der Rachgierde, weil die Rache nicht des Menschen sondern Gottes ist, und weil aus dieser Leidenschaft, wenn sie nicht gänzlich unterdrückt wird, nichts als Böses entsteht. Die Liebe des Nächsten aber wie der

Ap. schreibt, verrichtet nichts Böses; Röm. 13, 10. und auf diese Art ist sie die Erfüllung des Gesetzes.

Warum Jesus die Nächstenliebe ein neues Geboth genannt hat.

Wen mag es nicht schon befremdet haben, daß Jesus das Geboth der Nächstenliebe ein neues Geboth nennt? „ Ich gebe euch ein neues Geboth, „ sagte er zu seinen Jüngern, daß ihr einander „ liebet, wie ich euch geliebet habe. Joh. 13. " War dann dieses Geboth etwas Neues im Gesetze? Im dritten Buche Mosis stand ja schon geschrieben: deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst. 19, 18. Und hätte Gott sich hierüber nicht ausdrücklich erklärt, so würde uns die Natur daran erinnert haben, und das bloße Licht der Vernunft sagt einem jeden, daß er sich gegen seinen Mitmenschen so verhalten soll, wie er wünscht, daß auch sie sich gegen ihn verhalten.— Es ist wahr allerdings, daß das Geboth der Nächstenliebe im Grunde kein neues Geboth war, weil die Menschen seit dem Anbeginne der Welt verpflichtet waren einander zu lieben. Nichtsdestoweniger konnte Christus es zu der damaligen Zeit ein neues Geboth nennen aus einer doppelten Ursache: die Juden verstanden das Geboth der Nächstenliebe in einem sehr engen Verstande, durch die falschen Erklärungen ihrer Schriftgelehrten irregeleitet, wollten sie nur die wahren Is-

raeliten nicht einmal die Samariter für ihre Nächsten erkennen, und sie glaubten sogar, daß es erlaubt wäre seine Feinde zu haßen, wie es ihnen Jesus in der Bergpredigt sagte. Konnte demnach Jesus der von dem Gebothe der Nächstenliebe Niemanden ausgeschlossen wissen wollte, und sogar befahl, seinen Feinden Gutes zu thun, sein Geboth nicht ein neues Geboth nennen? Dann hatten die Juden bey ihrer Nächstenliebe meistens nur menschliche Absichten; sie liebten sich unter einander, weil sie sich für ein auserwähltes Volk hielten, das bestimmt war, über alle andere Völker zu herrschen. Jesus hält uns aber weit edlere und erhabenere Zwecke vor; aus ganz uneigennützigen Absichten sollen wir einander lieben, so wie er selbst uns geliebt hat. Das Geboth der Nächstenliebe in dem Sinne Jesu genommen war also ein wahrhaft neues Geboth, und darum trug er es den Juden unter der Gestalt und Benennung eines neuen Geboths vor, damit sie darauf aufmerksam gemacht wurden, und nicht in ihrem irrigen Wahne blieben, als kännten sie schon und beobachteten ein Geboth, aus dessen Ausdehnung der ächte Geist der neuen Lehre so glänzend hervorleuchtete.

Die Nächstenliebe ist das herrlichste Kennzeichen des Christenthums.

Um den wahren Geist des Christenthums zu kennen, müssen wir bis in jene Zeiten hinaufstei-

gen, wo er in seiner ersten Blüthe war, und wo nachher eingeschlichene Vorurtheile und Leidenschaften ihn noch nicht verfälscht hatten. Die ersten Christen, wie wir in der Geschichte lesen, hatten nur ein Herz und nur eine Seele; so sehr liebten sie einander, sie betrachteten sich als Brüder einer und derselben Familie, welche durch die heiligsten Bande an einander geknüpft waren; so wie sie ihre Güter gemeinschaftlich besaßen, so theilten sie auch Freud und Leid mit einander, was einem unter ihnen Widriges widerfuhr, das empfanden alle, und kein Opfer war ihrer gegenseitigen Liebe zu hart. An ihnen erfüllete sich vollkommen die Lehre Jesu: Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet; denn so oft die Heiden von ihnen redeten, bezeichneten sie dieselben dadurch, daß sie gegen einander äußerst dienstgefällig, uneigennützig, liebreich waren. Darum glaubte auch Tertullian, den Christen seiner Zeit ein großes Lob zu sprechen, indem er eben diese gegenseitige Liebe ans Licht zu ziehen suchte und zu den Heiden sagte: sehet, wie sie einander lieben, und wie ein jeder bereit ist, für den andern sein Leben hinzugeben.

Die Nächstenliebe ist eine Schuld, welche niemals getilgt werden kann.

Nach der Lehre des Apostels Paulus sollen die Christen keine andere Schulden gegen einander

abzutragen haben, als die Liebe, welche eine immerwährende und nicht zu tilgende Schuld seyn soll. Nicht wie bey einer andern Schuld, welche durch wiederholte und aufeinanderfolgende Abbezahlungen immer abnimmt und zuletzt getilgt wird, kann man sich auch der Schuld der Nächstenliebe entledigen, sondern hier ist alles umgekehrt. Je mehr man seinem Mitmenschen Liebe erzeigt, je thätiger man ihn in der Noth unterstützt, je bereitwilliger man ihm hilft und Dienste leistet, desto mehr wächst die Schuld, und man macht sich dadurch immer auf's Neue anheischig, ihn noch thätiger zu lieben. Auf diese Art erklärt der h. Augustin die Worte des Apostels; „ je mehr man „ die Liebe ausübet, sagt er, desto mehr ist man „ schuldig sie immerfort auszuüben, und je mehr „ wir von dieser Schuld schon abbezahlt ha„ ben, desto größer wird sie, denn der Apostel „ erklärt uns, daß wir ewige Schuldner sind. “ So unbillig eine solche Forderung beym ersten Anblicke uns auch vorkommen mag, so gerecht wird sie uns scheinen, wenn wir bedenken, daß eine jede Ausübung der Nächstenliebe die Wirkung einer besondern Gnade Gottes ist, die er uns als ein Heilsmittel darbietet, und durch dessen Gebrauch wir uns neue erwerben können. Hier heißt es, wie Christus zu seinen Jüngern sagte: wem viel gegeben worden ist, von dem wird auch viel wieder zurückgefordert werden. Luk. 12, 48.

Eigenschaften der Nächstenliebe. — Sie ist geduldig und duldsam.

Die Nächstenliebe betrachtet die Menschen blos unter dem Gesichtspunkte, in wiefern alle miteinander verbrüdert sind, und einen gleichen Beruf zum ewigen Leben haben. Die Fehler, womit ein jeder behaftet ist, die Laster, die er begeht, die Grundsätze, die er behauptet, gehören nicht unter ihre Gerichtsbarkeit; sie maßet sich kein Recht an, Jemanden zu richten, weil sie weiß, daß nur ein Gesetzgeber und ein Richter ist, der verdammen und lossprechen kann, wie der Apostel Jacobus schreibt, 4, 12. Was am Menschen lasterhaft ist, denkt sie von ihm gleichsam weg, und in ihrem Benehmen gegen seine Person äußert sie nicht die geringste Abneigung; sie schenkt ihr ihre ganze Liebe, und der Abscheu fällt blos auf das Laster. Wenn der Christ, der von einer ächten Nächstenliebe beseelt ist, sich enthält, mit Menschen, die nicht im beßten Rufe stehen, in nahen Umgang zu treten, so hütet er sich blos vor ihnen aus Furcht der Verführung; er meidet ihre Gesellschaft, weil er weiß, wie leicht man sich von den Anlockungen des Bösen blenden läßt, und daß man unvermerkt sich die gefährlichen Grundsätze eines andern eigen macht, besonders wenn er seine Lehren mit Anstand vorzutragen weiß. Nöthigen ihn aber Geschäfte mit ihm in Verbindung zu treten, so beträgt er sich

liebevoll; in seinem ganzen Benehmen läßt er ihm nicht das Geringste blicken, als ob er ihn seiner Fehler und Laster wegen weniger als einen andern liebte; er giebt nicht zum geringsten Verdacht Anlaß, als gienge er deßwegen im Geschäfte mit ihm nicht so aufrichtig zu Werke. Steht er mit einem Lasterhaften in solchen Verhältnissen, daß er dessen Fehler ertragen muß, so ist er gelassen und geduldig; er erträgt alles ohne Murren und Unwillen, und tröstet sich immer mit der Lehre des Apostels: Einer ertrage die Last des Andern und auf diese Art werdet ihr das Gesetz Christ erfüllen. Gal. 6, 2. Ist aber das Verhältniß umgekehrt, so daß er Gewalt über seinen Bruder hat, so machet er ihn mit Liebe auf seine Fehler und Laster aufmerksam; er stellt sie ihm ohne Bitterkeit vor, giebt ihm die Mittel an die Hand, wie er sie für die Zukunft meiden kann, und wenn er auch in dieser Absicht sich der Gewalt bedienen muß, welche er über ihn hat, so behandelt er ihn immer mit Liebe, so daß der Fehlende deutlich erkennt, daß seine Fehler der einzige Gegenstand der Strafen sind. Ist er von seinen Mitmenschen durch Uneinigkeit getrennt, so äußert er niemals feindselige Gesinnungen, er enthält sich aller Reden, wodurch er ihn beleidigen könnte, und zu jeder Zeit zeigt er sich bereit zur Versöhnung. Wenn er auch der angegriffene Theil ist, so bietet er doch den Frieden an, und macht die ersten Anträge; er ebnet

die Schwierigkeiten, die ihn hindern und trägt seiner Seits alles bey, um das gute Vernehmen wieder herzustellen. Ist er aber nicht glücklich, und mislingen ihm seine Bemühungen, so beweist er doch dem Hartnäckigen, daß er das Seinige gethan hat, und daß er nichtsdestoweniger zur Aussöhnung immer noch bereit ist. —

Sie ist thätig.

Die Liebe ist keine von jenen Tugenden, welche blos in einer gewissen Stimmung der Seele und des Herzens bestehen, sondern sie ist ein Trieb, der sich nach Aeusserung sehnet; sie ist thätig und wirksam, und nur in sofern sie den Zweck erreicht, worauf sie zielt, ist sie vollkommen. So lange der Mensch sich gegen seine Mitmenschen blos gleichgültig verhält, ihnen weder nutzet noch schadet, von ihnen weder Gutes noch Böses redet, ihren zeitlichen Wohlstand weder befördert noch hindert, sie in der Noth weder unterstützt noch tiefer hineinbringt, so hat er das Geboth der Menschenliebe noch nicht erfüllet. Die Liebe gleicht der Seele, die an sich thätig ist, und gute Werke sind gleichsam ihr Leib, sie sind der Gegenstand, an welchem sie ihre Thätigkeit ausübt. Eben so wie ohne Vereinigung der Seele mit dem Leib sich kein Leben denken läßt, eben so ist auch keine Liebe, wo keine Werke sind. „Kinder! sagt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe, laßt uns einander nicht mit Worten und mit der Zunge lie-

„ ben, sondern mit Werken und in der Wahr„ heit; daran wird man erkennen, daß wir aus „ der Wahrheit sind. 3. 18, 19." Die Nächstenliebe ist also nicht blos ein glänzender Schein, sondern ein thätiges Leben; sie unterstützt den Hilfsbedürftigen durch Almosen; sie ist gefällig und dienstfertig, sie ist gutthätig gegen jedermann, sie belehrt nach Gelegenheit durch Unterricht oder durch Beyspiele, sie beschämt den Gottlosen mit Festigkeit und führt den Irrenden mit Sanftmuth auf den Weg der Wahrheit und Tugend wieder zurück. Ueberall stiftet sie Frieden, Ruhe und Versöhnung; sie bringt Freude und Trost mit sich; sie wischt die Thränen der Betrübten ab, und versüßt das Vergnügen der Glücklichen; ihr einziges Bestreben ist, durch ihr Gutesthun der Gottheit selbst immer ähnlicher zu werden. —

Sie ist allgemein und ohne Ausnahme.

Jemanden eine thätige Liebe zu eweisen, von dem man Erwiederung oder Lob oder sonst einen Nutzen hofft, dazu bedarf es keiner großen Selbstüberwindung. Aber sich liebevoll gegen Menschen zu zeigen, die uns unbekannt, von Jedermann verachtet sind; ihnen Gutes zu thun, ohne alle Hoffnung dafür wenigstens Dank einzuärndten; seine Gutthaten in den Schooß einer Armuth auszuleren, woran es Jedermann eckelt, dies kostet der sinnlichen Natur Ueberwindung, und dies ist auch wahre und ächte Menschenliebe. Sie übersieht allen ohne Ausnahme

ihre Fehler und Schwachheiten, weil sie weiß, daß kein Sterblicher von dergleichen Naturgebrechen frey ist; sie nimmt weder auf Verdienst noch auf Ansehen Rücksicht, weil sie überzeugt ist, daß die Menschen, sie mögen seyn wie sie wollen, Freund oder Feind; in der Religion getrennt oder mit einander übereinstimmend; durch Reichthümer, Würden und Ehrenstellen über andere erhoben, oder im äußersten Mangel darbend, bis an die letzten Gränzen der Menschheit zurückgesetzt, einander helfen, einander glücklich machen sollen. Sie erkennt in allen Menschen sich selbst, und was sie einem andern thut, glaubt sie sich selbst zu thun. Das ganze Menschengeschlecht betrachtet sie als eine Familie, deren Mitglieder weit engere Bande als die Blutsbande miteinder verbrüdern, und deßwegen kennt sie in ihrer Thätigkeit keine Schranken.

Sie suchet sich selbst nicht.

Die wahre Menschenliebe, jene, welche von dem wahren Geiste des Christenthums beseelt ist, unterscheidet sich von der in unsern Tagen so hoch gepriesenen Menschenliebe darin, daß sie in diesem Leben nichts und in jenem alles suchet, da die andere hier alles und dort nichts suchet. Um diesen Unterschied deutlich einzusehen, muß man beyde mit einander vergleichen, und sie in ihren Wirkungen betrachten, so wohl in Ansehung derjenigen, gegen welche sie ausgeübt werden, als derer, welche sie

selbst ausüben, und man wird bald einen Unterschied entdecken, der uns in der Beurtheilung des Werths beyder Tugenden keinen Zweifel übrig läßt. Die eine ist vorzüglich liebenswürdig durch ihre Demuth; sie erröthet, wenn man sie lobt, und Dankesäußerungen setzen sie in Verlegenheit. Die andere hingegen ist beleidigend durch ihren Stolz, auf Schleichwegen strebt sie nach Lob, und Dankbarkeit fordert sie als Pflicht. Daher zeigt sie sich auch nur gegen diejenigen thätig, welche die Gutthaten auf eine ihre Eigenliebe befriedigende Art erwiedern. Die wahre Menschenliebe setzet sich also mit Gott in Verbindung; alles suchet sie in ihm, und sie kennt keinen andern Zweck als durch die Erfüllung ihrer Pflichten Gott gefällig zu werden. —

Sie erfordert keinen Dank.

Nichts ist billiger, als daß man sich für empfangene Gutthaten dankbar zeige, und daß man sie durch aufrichtige Empfindungen des Herzens, welche man an den Tag legt, zu verdienen suche. Aber nichts ist unbilliger, als daß der Gutthäter, dem man den Dank schuldig ist, ihn als eine Pflicht fordere; und nichts unchristlicher, als wenn der Gutthäter demjenigen, welchem er Gutes gethan hat, seine gutthätige Hand darum zurückzieht, weil dieser undanbar ist. Die wahre Nächstenliebe urtheilt hierin ganz anders als die bloße Menschenvernunft, die alles nach ihren Begriffen zu beur-

theilen gewohnt ist. Der Christ, der seinem nothleidenden Bruder Gutes thut, ihm an die Hand geht, ihn unterstützt, ihn gegen seine Feinde vertheidigt, ist überzeugt, daß alle diese Liebesdienste für ihn Pflicht sind, und daß er dadurch nur das Gesetz erfüllet. Sind sie aber für ihn Pflicht, so weiß er, daß er von seinem Bruder nichts dafür zu fordern berechtigt ist. Nicht er, sondern nur Gott von dem alles Gute kommt, hat Ansprüche auf Dank, und wenn er auch dem Gutthäter bewiesen werden soll, so darf er sich die Ehre nicht zueignen, sondern er muß sie demjenigen wiedergeben, dem allein alle Ehre gebührt. Auf den Christen, in dessen Herzen wahre Nächstenliebe glühet, soll Dank oder Undank gleichen Eindruck machen; nichts soll ihn in seiner Gutthätigkeit stören, weil er alles, was er seinen Brüdern thut, nicht so viel für sie als für Gott thut.

Sie zeigt sich besonders bey Zurechtweisungen.

Die christliche Liebe schließt die Strafen und Zurechtweisungen, besonders bey denen, welche Standeshalber dazu berufen sind, nicht aus, sondern sie gebietet sie vielmehr, doch unter der Bedingung, daß sie mit den gebührenden Rücksichten gegeben werden. Wer einen andern zur Erkenntniß eines Fehlers bringen will, muß sich den Weg zu seinem Herzen öffnen, bevor er jenen zu seinem Verstande suchet; er muß trachten, seine Liebe und sein Zutrauen sich zu gewinnen, und wenn er einmal im

Besitze des Herzens ist, dann wird es ihm leicht seyn, den Verstand zu überzeugen, und ihm den Fehler, so wie alle damit verknüpften Folgen, anschaulich darzustellen. Bittere Vorwürfe beleidigen immer, weil man daran vielmehr eine Strafe oder eigentlicher eine Art von Rache als eine aufrichtige Absicht auf den Nutzen dessen, dem sie gegeben werden, erkennt. Wer mit Bitterkeit zurechtweist, äußert jedesmal einen Unwillen, wodurch er zu erkennen giebt, daß er aufgebracht ist, und dies ist dem Fehlenden schon genug, daß er auch aufgebracht werde, und seinem Gram wenigstens im Herzen Nahrung gebe, im Falle er sich desselben nicht entledigen kann. — Jesus benahm sich immer liebreich gegen die Irrenden; mit Sanftmuth öffnete er ihnen die Augen über ihre Fehler, und machte sie ihnen faßlich, wie es uns mehrere Stellen in Evangelium beweisen. Sogar die Schriftgelehrten und Pharisäer behandelte er immer mit Liebe, ob er gleich wußte, daß sie ihm äußerst abgeneigt waren, und ihm einen unversöhnlichen Haß geschworen hatten. Wenn er auch zuweilen etwas Strenge gegen sie gebrauchte, so geschah es nur, um ihre Bosheit zu entschleiern, und ihnen zu erkennen zu geben, daß er ihre Gedanken in ihrem Herzen las, so sehr sie auch dieselben durch eine schändliche Heucheley zu verbergen suchten. Aber auch seine Strenge war nicht ohne Liebe; denn bey allen Gelegenheiten, wo sie seine Strafgerechtigkeit aufforderten, blieb er immer sanft-

müthig; er zeigte sich immer wohlwollend gegen sie; und so oft er sich nachher wieder in ihrer Gesellschaft befand, betrug er sich gegen sie eben so, wie gegen andere, ohne ihnen die Folgen irgend eines Unwillens fühlen zu lassen, wie sie es verdient hätten.

In welchem Sinne auch die Sünder im Gebothe der Nächstenliebe begriffen sind.

Indem Christus uns befahl, alle Menschen und sogar unsere Feinde zu lieben, nahm er die Sünder nicht aus. Durch die Sünden, welche sie begehen, hören sie nicht auf unsere Brüder und Mitmenschen zu seyn; die Bande, welche sie an uns knüpfen, werden dadurch nicht zerbrochen, und auch in dem Zustande, in welchem sie sind, bleiben sie Menschen wie wir. Also nicht sie sondern nur ihre Sünden verdienen unsern Haß. Wie unbescheiden ist daher der Eifer gewisser Christen, welche glauben, sie erweisen Gott einen Dienst, wenn sie gewisse Sünder verfolgen und mit Verachtung auf sie herabsehen! Jesus erzeigte den größten Sündern Liebe, weil er sie dadurch zu gewinnen und zu bekehren suchte. Sollten wir also nicht auch dem Beyspiele unseres Erlösers nachahmen? Vielleicht würden wir durch Liebesäußerungen manchen Sünder zur Besinnung bringen, den wir durch unsere harte Begegnungen zurückschrecken und erbittern.

Wie das Geboth der Nästenliebe oft falschverstanden wird.

Es ist nicht bald ein Geboth, worüber der Mensch sich so leicht irre machet, als über das Geboth der Nächstenliebe. Aus einem beynahe allgemeinen Vorurtheile glaubt man, es wäre zur Erfüllung desselben weiter nichts erforderlich, als daß man gegen ihn nicht beleidigend handle; als daß man seine Rechte nicht auf eine empörende Art kränke, ihn nicht öffentlich verfolge, und die Gefühle, die man heimlich gegen ihn heget, nicht bis zur Erfüllung kommen lasse. Im Uebrigen aber scheint man der Meinung zu seyn, man könne Neid, Haß, Rachgierde in seinem Herzen gegen ihn unterhalten, wenn man diese Leidenschaften nur nicht selbst in Thätigkeit bringt; man müsse ihm keine Dienstgefälligkeiten erweisen, man dürfe ihn in der Noth nicht unterstützen, man könne ihn im Unglücke sich selbst überlassen, besonders wenn er im Gebrauche hat Dienstgefälligkeiten nicht zu erwiedern, sie mit Undank oder gar mit Beleidigungen zu bezahlen.— Was schadet es dann meinem Nebenmenschen, sagt man hie und da zu seiner Rechtfertigung, wenn ich ihn beneide, wenn sein auffallendes Glück mich etwas betrübt, und wenn ich bey mir denke, daß er es nicht verdient? Was hat mein Nachbar sich darüber zu bekümmern, ob ich ihm geneigt bin oder nicht, ob ich ihn hasse und sogar ob ich Rachgierde für die Unbilden, die er mir angethan hat,

gegen ihn hege? Was in meinem Herzen ist, reicht ja nicht bis zu ihm, und wäre mein Wunsch, ihm zu schaden, noch so heftig, so wird er nichts leiden, so lange ich es bey bloßen Wünschen bewenden lasse. Ist es dann gegen seinen Nächsten nicht Liebe genug, wenn man in seinem Herzen verschlossen hält, was man gegen ihn fühlet, und wenn man ihn im Genusse seines Glückes nicht störet? — Nein! lieber Freund, dies ist gegen den Nächsten nicht Liebe genug. — Stelle dir vor, daß ein Herzenswunsch, womit du dich schon seit langer Zeit her brüstetest, endlich befriedigt wird, oder daß ein glücklicher Zufall, wie es manchmal geschieht, dich unvermuthet überraschet. — Du kündigest diese angenehme Bothschaft deinen Freunden und Nachbaren an; mit den Aeußerungen einer überaus großen Freude rühmest du ihnen dein Glück, damit sie an deiner Freude Theil nehmen. — Aber einer bezeigt sich ganz kalt; er wünschet dir zwar auch Glück, aber du liest auf seinem Gesichte mit deutlichen Buchstaben, daß er dich innerlich beneidet. Wirst du dadurch nicht gekränket? Wird dein Genuß nicht etwas verbittert? Wirst du nicht unwillig und etwas kleinmüthig? — Und Neid soll mit der Nächstenliebe bestehen können? — Siehe! dein Nachbar schadet dir ja nicht, wenn er sich mit dir nicht erfreuet; dein Glück bleibt, was es ist, er nehme Theil daran oder nicht; und doch kränket dich sein Neid? — Nun umgekehrt: warum beneidest dann du ihn, wenn er im Glücke ist?

Wird dein Neid ihn weniger betrüben, als sein Kaltsinn dich beleidigte? — Lieber Christ! was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch einem andern nicht.

Liebe der Feinde.

Wenn schon das Geboth der Feindenliebe im Gebothe der Nächstenliebe begriffen ist, so betrachten wir es hier unter einem besondern und ganz eigenen Gesichtspunkte, theils weil es für sich allein von einem sehr großen Umfange ist, und theils auch darum, weil es einen der schönsten Züge des Christenthumes ausmachet. Daß wir unsern Nebenmenschen lieben sollen, dies sagt einem jeden Menschen seine Vernunft, und diese Pflicht haben die Heiden von jeher erkannt, aber daß wir auch jene lieben sollen die uns hassen, daß wir jenen Gutes thun sollen, die uns schaden, für jene bethen sollen, die uns verfolgen: Dies hat vor Jesus noch Niemand gelehrt, er hat zuerst jenes erhabene Geboth aufgestellt, gegen welches die Sinnlichkeit sich zwar sträubet, welches aber unsere Vernunft bey stillen Leidenschaften mit Bewunderung anstaunet.

Erster Entwurf.
Ueber die Pflicht seine Feinde zu lieben überhaupt.

So übertrieben uns auch die Forderung, daß wir auch jene lieben sollen, die uns Böses thun, zu seyn scheinen mag, so billig und gerecht werden wir sie finden, wenn wir das Geboth der Feindenliebe unter seinem wahren Gesichtspunkte betrachten, und erwägen, daß Jesus uns sich niemals herrlicher zeigt, als wenn er seinen Verfolgern verzeiht und für sie bethet, und wenn wir bedenken, daß er uns, die wir als Sünder ebenfalls Feinde Gottes sind, eben die Barmherzigkeit anbietet, welche wir unsern eigenen Feinden werden erwiesen haben. Wir wollen also zeigen,

1 welch eine erhabene Tugend die Pflicht seine Feinde zu lieben ist, und

2 warauf diese heilige Pflicht sich gründet.

Weil man nichts für billiger erkennt, als das Gute mit dem Guten zu vergelten, so schließt unsere verdorbene Natur gewöhnlich daraus, daß es in gleichem Verstande ebenfalls billig ist, das Böse, welches unsere Feinde uns zufügen, wenigstens in so weit mit Bösem zu vergelten, daß man sie im Herzen haßen und ihnen alle Dienstgefälligkeiten versagen darf. Eines Andern belehrt uns hierüber die Religion; sie gebietet allen ihren Anhängern sich selbst zu überwinden, und darum ist die Liebe der Feinde

a ein edles und gottgefälliges Opfer. Wer

seinem Feinde von Herzen verzeiht, ihn liebet und ihm Gutes thut, der verleugnet seine Sinnlichkeit, sich selbst, und legt Gott alle Gefühle von Haß, von Rachgierde, die in seinem Herzen ganz natürlich entstanden sind, als ein Opfer zu Füssen; er tilget sie eben so wie bey den Brandopfern des alten Bundes alles getilget und verzehrt worden ist. — Die Tugend der Feindenliebe ist

b der schönste Zug, das herrlichste Merkmal unserer Religion. Daß die Christen nur einen Gott verehrten und verschiedene Geheimnisse glaubten: daran fanden ehedem die Heiden nichts das ihre Bewunderung verdiente. Aber daß sie alle Menschen herzlich liebten, und sogar für diejenigen betheten, welche sie zum Tode verfolgten, dies konnten sie nicht genug bewundern; und auch heute noch findet der Unglaube nichts schöner an der Religion Jesu als das Geboth seine Feinde zu lieben.

Betrachten wir nun dieses Geboth in Ansehung dessen, der es gegeben hat, so finden wir nichts fester gegründet. Dieser Grund ist

a ein ausdrücklicher Befehl Gottes. Schon in der ersten Rede, welche Jesus an das Volk hielt, sagte er zu ihm; „ Ihr habet gehört, „ daß zu euch gesagt wurde: liebe deinen „ Nächsten, ich aber sage zu euch liebet euere „ Feinde. u. s. w. Matth. 5, 44. „ — Das Geboth gründet sich

b auf das Beyspiel Jesu. Die Geschichte des Evangeliums ist eine ununterbrochene Kette von Beyspielen seines liebevollen Benehmens gegen seine Feinde; diese Gesinnungen konnten die grausamsten Verfolgungen nicht ersticken; beym letzten Athemzuge bethete er noch für diejenigen, welche ihn ans Kreuz geheftet haben.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Stufen der Liebe seiner Feinde.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Liebe seiner Feinde bloß darin bestebt, daß man sich in Ansehung ihrer ganz ruhig verhalte, und das Böse nicht mit Bösem vergelte. Sie soll nach der Lehre des Heilandes eine werkthätige Liebe seyn. Das Betragen dessen, der beleidigt und verfolgt wird, soll dem Betragen des Beleidigers und Verfolgers ganz entgegengesetzt seyn, und eben so wie dieser seine Verfolgungswuth mit Thätigkeit zu befriedigen suchet, eben so soll auch jener sich eifrig Bestreben seinem Feinde um so mehr Gutes zu thun, als dieser ihn mehr beleidiget. Diese Stufen der Liebe seiner Feinde hat Jesus dem Volke in seiner Bergrede erklärt: „ Liebet euere Feinde, sagt er, thuet denen „ Gutes, die euch hassen, und bethet für diejeni„ gen, welche euch verfolgen und verleumden.„ — Laßt uns über diese stufenweise Liebe Betrachtungen machen, und untersuchen,

1 wie man seine Feinde lieben und wie man ihnen Gutes thun soll, und

2 mit welchen Gesinnungen man für sie bethen soll.

Wer von Jemanden beleidigt oder verfolgt wird, empfindet in seinem Herzen gegen denjenigen, der sich gegen ihn feindselig benimmt, eine Abneigung, welche dann zu einem wahren Haß wird. Die erste Pflicht der Liebe seiner Feinde ist,

a diese Abneigung, diesen Haß zu ersticken. Der Beleidigte darf den Regungen seiner Sinnlichkeit kein Gehör geben, und das Betragen seines Feindes gegen ihn betrachten, sondern er muß blos seine Person ansehen und sich erinnern, daß er sein Bruder ist, und darum Ansprüche auf seine Liebe hat. —

b Er muß ihm von Herzen verzeihen und alles zu vergessen suchen. Die Rache ist mein, sagt der Herr. Niemand ist also befugt sich selbst Genugthuung zu verschaffen, sondern der Beleidigte soll vielmehr als Vermittler für den Beleidiger bey Gott auftreten. —

c Er soll ihm nach Gelegenheit Gutes thun, und ihn durch Dienstgefälligkeiten zu überzeugen suchen, daß er in seinem Herzen nichts gegen ihn hat. Dies ist das beßte Mittel den Feind zur Besinnung zu bringen, und ihm den Weg zur Versöhnung zu ebnen.

Bey dem Gebetne, welches man für seine Feinde verrichtet, kommt es vorzüglich darauf an, wie

man in seinem Herzen gestimmt ist. Ob aber diese Stimmung die erforderlichen Eigenschaften habe, kann man auf folgende Art prüfen:

a Ist unser Feind im Unglücke, so soll unser Herz ein wahres Mitleiden empfinden, und unser Gebeth soll hauptsächlich dahin zielen, daß Gott dieses Unglück von ihm abwenden möchte.

b Ist er im Glücke, und ergeht ihm alles nach Wunsche, so sollen wir ihn seines Glückes wegen nicht beneiden, sondern vielmehr zu Gott bethen, er möchte seine frohen Tage nicht trüben, und ihn im Genusse derselben durch unangenehme Schickungen nicht stören.

c Nicht blos das zeitliche Glück unserer Feinde, sondern auch ihr ewiges Glück soll unser Gebeth zum Gegenstande haben. Durch die Beleidigungen, welche sie dem Menschen zufügen, beleidigen sie auch Gott, und versperren sich dadurch den Weg zur Seligkeit. Lieben wir sie also wahrhaft, so müssen wir Gott bitten, daß er ihnen verzeihen möchte, so wie wir ihnen verzeihen.

Dritter Entwurf.

Ueber das Verhalten des Christen gegen seine Feinde.

So sehr man sich bemühet, mit Jedermann in Friede und Einigkeit zu leben, und Niemanden irgend einen Anlaß zu Feindseligkeiten zu geben, so kann man es doch nicht immer verhüten, daß

man sich nicht den einen oder den andern zum Feinde mache. Daher das allgemeine Sprichwort, daß Jedermann seine Feinde hat. Wie soll der Christ sich gegen seine Feinde verhalten, die ihn durch Unbilden beleidigen, oder ihm sonst zu schaden suchen? Die Beantwortung dieser Frage begreift in sich eine der schönsten Lehren des Christenthums. Der Christ soll die Beleidigungen seiner Feinde

1 erdulden, wenn sie nur seine Person und nicht seine Rechte kränken, und er soll sie
2 vergessen, und sich gegen ihn benehmen, als wäre er nicht beleidigt worden.

Wir Christen sind berufen sagt Paulus, nicht blos um an Jesum zu glauben, sondern um auch nach seinem Beyspiele zu leiden. Phil. 1, 29. Diese Leiden bestehen vorzüglich in dem Benehmen gegen unsere Feinde, deren Verfolgungen und Unbilden wir

a mit Geduld ertragen sollen. Die Regungen von Haß und Rachgierde, welche eine jede erlittene Unbilde und Beleidigung von selbst aufwecket, muß der Christ gleich ersticken, und sich durch eine unerschütterliche Geduld stets in seiner Fassung zu erhalten suchen. — Er soll sich

b mit Demuth ergeben, und sie als Führungen einer weisen Vorsehung betrachten, welche seine Tugend dadurch prüfen will. Niemals ist der Christ zum Guten besser gestimmt, als wenn er unter dem Drucke der Verfol-

gungen seiner Feinde leidet. — Er soll sie

c zum Heil seiner Seele zu benutzen suchen. Was wir hier auf dieser Erde mit Geduld und Ergebung ertragen, dienet uns zu einer Quelle großer Verdienste für die Ewigkeit, in welcher wir einen hundertfältigen Lohn dafür erhalten werden.

In Ansehung der empfangenen Unbilden und der empfangenen Gutthaten soll sich der Christ auf eine ganz entgegengesetzte Art verhalten: an diese soll er stets denken, sagt der h. Ambrosius, und jene soll er vergessen. — Er soll sie vergessen

a ohne Verzug. Wer die unangenehmen Eindrücke, welche empfangene Unbilden oder erlittene Kränkungen in seinem Herzen verursachet haben, nicht gleich zu tilgen suchet, der giebt feindseligen Gesinnungen Platz, die sich befestigen, und die dann nicht mehr so leicht zu tilgen sind. Je frischer eine Wunde ist, desto leichter läßt sie sich heilen. — Er soll vergessen

b vollkommen und ohne Vorbehalt. Wer sich in Ansehung seines Feindes etwas vorbehalten wollte, ihm z. B. keine Gefälligkeiten mehr zu erweisen, zur Beförderung seines Glücks nichts mehr beyzutragen, der würde ihn immer als seinen Feind betrachten, hätte er ihm übrigens alles verzeihet. — Er soll

c für immer vergessen. Mögen sich mit der Zeit noch so viele Gelegenheiten zeigen, wo wir unsern Feinden die Häßlichkeit ihres Betragens fühlbar machen können, so müssen wir auf alle diese Gelegenheiten, in welchem wir uns eigentliche Genugthuungen verschaffen würden, Verzicht thun, wenn wir das Geboth der Feindenliebe wahrhaft vollziehen wollen.

Vierter Entwurf.

Ueber die Bedingnisse zu einer wahren Versöhung.

Aeußerst selten geschieht es, daß der Christ, dem man die Pflicht, sich mit seinem Feinde auszusöhnen, ans Herz leget, sich nicht selbst irre machet, und sich zu überzeugen suchet, er habe dem Gebothe seine Feinde zu lieben, Genug gethan, wenn er mit ihm nicht öffentlich zu Feld zieht, und nicht eine jede Gelegenheit benutzet, sich an ihm zu rächen und das Böse mit dem Bösen zu vergelten. Zu einer Versöhung nach dem Geiste des Christenthums wird weit mehr erfordert. Der Beleidigte muß sich bemühen, sein Herz so zu stimmen, als wäre er nicht beleidiget worden, und seiner Seits muß er alles thun, damit die Versöhnung zu Werke komme. Damit wir die Eigenschaften einer wahren Versöhnung nach dem Geiste des Christenthums recht kennen lernen, wollen wir

Die Bedingnisse einer wahren Versöhnung aufzählen.

Damit der Christ in den Stand gesetzt werde, mit seinem Feinde eine wahre Versöhnung ins Werk zu bringen, muß er vor allem seinem Geiste folgende Lehrsätze recht tief einprägen:

a Einer verzeihe dem Andern aus Liebe zu Gott. — Unserer Sinnlichkeit wäre es unmöglich sich so weit zu überwinden, daß sie eine Beleidigung vergesse, und den Beleidiger überdies noch liebe, wenn nicht ein höherer Trieb sie bewöge, es aus Liebe zu Gott und aus Achtung gegen seine Befehle zu thun.

b Einer verzeihe dem Andern ohne Rücksicht auf die Person des Beleidigers und auf die Beleidigung selbst. — Eben so, wie wir verpflichtet sind alle Menschen ohne Ausnahme zu lieben, eben so müssen wir auch allen ohne Ausnahme verzeihen, und so wie Gott alle Sünden ohne Unterschied verzeiht, so dürfen wir auch keine Art von Beleidigung ausnehmen.

c Ein jeder thue gegen den andern den ersten Schritt. — Oft geschieht der Fall, daß die Gemüther beyderseits bereit wären dem Aergernisse einer Feindseligkeit ein Ende zu machen, aber keiner will den ersten Schritt thun; ein jeder fordert diese Demüthigung von dem andern. Wie sehr aber dies dem wahren Versöhnungsgeiste zuwider ist, läßt sich leicht begreifen.

b Ein jeder räume alle Hindernisse zur Versöhnung aus dem Wege.—Oft suchen Freunde und Bekannte eine Versöhnung zu verhindern, welche ohne sie zu Stande käme, weil ihr Nutze oder ein andere ähnliche Rücksicht sie auffordert, die Entzweyung zu unterhalten. Ueber solche Hindernisse ist ein jeder verbunden sich hinwegzusetzen.

c Keiner verzögere die Versöhnung zu bewirken. — Mit den Versöhnungen verhält es sich eben so wie mit den Bekehrungen; je länger man sie verschiebt, desto schwerer werden sie. Die Erfahrung lehret täglich wie schwer alte Feindseligkeiten von Grunde aus geheilt werden.

Fünfter Entwurf.

Wie und aus welchen Absichten man seinen Feinden verzeihen soll.

Nur darum behaupten gewisse Menschen, daß das Geboth der Feindenliebe unmöglich sey, weil sie die Sache blos mit Menschenaugen betrachten. Sie betrachten denjenigen, der beleidigt worden ist, in keinem andern Verhältnisse als in jenem, in welchem er mit dem Beleidiger steht, und so muß ihnen das Geboth, daß der Beleidigte seinen Beleidiger lieben und ihm Gutes thun soll, übertrieben zu seyn scheinen. Aber wie falsch ist diese Ansicht der Sache! Wir alle stehen ja unter einer höhern Gewalt, unter Gott, der allein unser Herr und Richter ist, und vor dessen Richterstuhl alle

unsere Verbrechen, von welcher Natur sie immer sind, gebracht werden müssen. Um uns das Geboth der Feindenliebe zu erleichtern und unsere falschen Begriffe zu berichtigen, wollen wir zeigen,

1 welchen Zweck das Geboth der Feindenliebe dem Christen vorhält, und

2 welche Regeln ihm bey der Ausübung vorgeschrieben sind.

Nichts vermag mehr den Christen zu bewegen, sein Haupt unter dem Gebothe der Feindenliebe zu beugen, als wenn er betrachtet, daß er durch die Beobachtung desselben Gott eine angenehme Huldigung leistet. Sein erster Zweck soll also seyn,

a Gott seinem Herrn ein bereitwilliges und demüthiges Opfer von seinen Gefühlen von Beleidigung und Rachgierde zu Füssen zu legen, und durch die Ueberwindung seiner selbst ihm die Ehre zu geben welche er, ein elendes und abhängiges Wesen, Gott seinem Schöpfer und Erlöser schuldig ist.

b Er soll durch die Verzeihung seinem Nebenmenschen das Heil seiner Seele erleichtern. Wenn schon derjenige, der beleidigt wird, kein Recht zur Rache hat, so steht doch dem Beleidiger eine Strafe für seine Sünde bevor, weil er auch Gott beleidigt hat. Um diese zu verhüten muß der Beleidiger sein Verbrechen erkennen und bereuen. Was vermag aber mehr ihm die Augen zu öffnen, als wenn derjenige, den er beleidigt hat, ihm die Hand zur Versöhnung darreicht?

c Er soll auch sein eigenes Heil dadurch zubefördern suchen. So lange wir gegen unsere Feinde etwas im Herzen haben, und mit ihnen nicht versöhnt sind, nimmt Gott kein Opfer von uns an, welches so viel bedeutet, als daß wir des Heils nicht fähig sind.

Zur Versöhnung ist nicht genug, wie viele zu glauben scheinen, daß die Feindseligkeit äußerlich beygelegt werde, sondern man muß dabey

a mit Aufrichtigkeit zu Werke gehen. Wer sich versöhnen will, muß herzlich wünschen, daß zwischen ihm und seinem Feinde das gute Vernehmen wieder hergestellt, und was die Feindschaft veranlaßt hat, gänzlich in die Vergessenheit begraben werde.

b Die Versöhnung soll er nicht verschieben, sondern ohne Verzug alle Anstalten zu derselben treffen, weil sie niemals leichter als am Anfange ist. Durch die Zeit wird zwar die durch die Beleidigung geschlagene Wunde etwas geheilt, aber die Versöhnung wird durch die Zeit erschwert, weil je älter eine Entzweyung ist, desto mehr man an die gegenseitige Emfernung gewohnt wird.

c Die Vorsehung muß auch vollständig und ohne Vorbehalt seyn. Eine wahre Versöhnung setzet die Tilgung alles Hasses voraus. Wollte man aber etwas ausnehmen, so bliebe auch etwas Haß im Herzen zurück.

Stellen aus der Schrift.

Mein ist die Rache, und ich werde vergelten. Deut. 32.

Suche keine Rache, und sey der Unbilden nicht eingedenk, welche deine Mitbürger dir zugefügt haben. Levit. 19.

Fällt dein Feind darnieder, so frohlocke nicht, und dein Herz erfreue sich nicht über seinen Untergang. Spr. 24.

Sprich nicht: wie er mir gethan hat, so thue auch ich ihm. Das.

Verzeihe deinem Nächsten, der dir schadet, und wenn du nachher Gott um Verzeihung bitten wirst, werden dir deine Sünden nachgelassen werden. Syr. 28.

Wer sich rächen will, fällt in die Rache des Herrn, und er wird ihm seine Sünden aufbewahren. Das.

Wenn du dein Opfer zum Altare hinbringst, und du erinnerst dich, daß dein Bruder etwas über dich hat, so lasse dein Opfer vor dem Altare liegen, und gehe hin, dich mit deinem Bruder zu versöhnen, und dann komme wieder dein Opfer darzubringen. Matth. 5.

Ich aber sage zu euch, liebet euere Feinde, thuet denen Gutes, welche euch hassen, und bethet für die, welche euch verfolgen und verleumden, damit

ihr alle Kinder eueres Vaters seyd, der im Himmel ist. Das.

Wenn ihr nur die liebet, welche auch euch lieben, welchen Lohn könnet ihr dafür fordern? Thun dies nicht auch die Zöllner? Das.

Verzeihet ihr den Menschen die Beleidigungen, so wird der Vater im Himmel euch eure Sünden verzeihen. Verzeihet ihr aber den Menschen nicht, so wird euer Vater euch auch nicht verzeihen. Das. 6.

Mit dem Maaße, womit ihr werdet gemessen haben, wird man euch wieder messen. Luk. 6.

Verzeihet, und man wird auch euch verzeihen. Das.

Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Luk. 23.

Thuet denen Gutes, die euch verfolgen. Röm. 12.

Hat dein Feind Hunger, so speise ihn, dadurch wirst du feuerige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Das.

Vergeltet Niemanden das Böse mit Bösem. Das.

Seyd gegen einander leutselig und barmherzig; verzeihet einander, wie auch euch Christus verzeihet hat. Eph. 4.

Wer nicht barmherzig war, hat ein Gericht ohne Barmherzigkeit zu erwarten. Jacob. 2.

Wer behauptet, er wandle im Lichte, und haßt seinen Bruder, der ist heute noch in den Finsternissen. 1. Joh. 2.

Stephan fiel auf die Knie nieder, und rief mit lauter Stimme, Herr vergieb ihnen diese Sünde, und nachdem er dies gesagt hatte, entschief er im Herrn. Apgsch. 7. 59

Stellen aus den h. Vätern.

Wie groß ist das Verbrechen, wenn man nicht verzeihen will, da man durch den Martertod die Verzeihung davon nicht erhalten kann. Cyprianus.

Der Christ ist Niemanden Feind. Tertullian.

Seine Freunde zu lieben ist eine allgemeine Pflicht, aber seine Feinde zu lieben: dies ist nur für Christen Pflicht. Ders.

Hat dein Bruder dich nicht beleidigt, so verdient er, daß du ihn liebest, und hat er dich beleidigt, so sollst du ihm noch Gutes thun. Denn dies ist die Vollkommenheit des Christenthums, daß wir denen, die uns lieben, Gegenliebe erwiedern, und denen, die uns beleidigen, mit Geduld begegnen. Ambrosius.

Christus, der sich seiner Feinde rächen konnte, wollte lieber für sie sterben. Ders.

Nichts auf der Welt ist bewunderungswürdiger als die Feindenliebe. Augustinus.

Wer die Versöhnung verschiebt, suchet einen Vorwand um sich nicht zu versöhnen. Ders.

Wir können Gott kein größeres Opfer darbringen, als die Feindenliebe. Ders.

Die Feindenliebe ist ein hartes Geboth, aber dafür ist auch der Lohn groß. Ders.

Dies ist eine wahre Liebe, wenn man seinen Freund in Gott liebet, und seinen Feind aus Liebe zu Gott. Gregorius.

Mit welcher Stirne kannst du zum Herrn sprechen: verzeihe mir meine vielen Sünden, wenn du deinem Mitknechte geringe Beleidigungen nicht verzeihen willst? Cyrillus.

Es ist ehrenvoller zu einer Unbilde nach dem Beyspiele Jesu zu schweigen, als sie durch eine Antwort zu erwiedern. Gregorius Naz.

Begnügest du dich, denjenigen, der dich beleidigt hat, nicht zu beleidigen, und dabey fliehest ihn, kannst ihn nicht wohl sehen, so bleibt ohne Zweifel die Wunde in deinem Herzen, und dein Schmerz nimmt zu. Chrysostomus.

Durch nichts wird der Mensch Gott ähnlicher, als wenn er seinen Feinden verzeihet. Ders.

Bedenke, daß wenn du deinem Feinde Gutes thuest, so thuest du dir selbst Gutes, denn eigentlich liebest du deinen Feind nicht, sondern du erfüllest das Geboth Gottes. Ders.

Keinem Christen ist es erlaubt Jemanden zu hassen. Leo.

Wer Verzeihung verlangt, soll an Niemanden Rache üben. Ders.

Wer seinen Feind hasset, der lebt und bleibt

immerfort in der Sünde. Johannes Damasc.

Seine Feinde lieben ist mehr eine göttliche als eine menschliche Tugend. Bernardus.

Ausgearbeitete Stellen.

Die Lehre von der Liebe der Feinde ist eine der erhabensten Lehren unserer Religion.

Unter den verschiedenen Lehren des Christenthums giebt es keine, welche zugleich unserer verdorbenen Natur mehr zuwider ist, und von der Erhabenheit der Religion Jesu in den Herzen ihrer andächtigen Verehrer höhere Begriffe erweckt, als das Geboth seinen Feinden zu verzeihen, sie zu lieben und für sie zu bethen. Dieses Geboth ist der Religion des neuen Bundes ganz eigen, und man kann es als einen ihren Hauptzüge ansehen. Die Juden glaubten vor der Ankunft des Welterlösers, nichts wäre billiger als seine Feinde zu hassen und sie zu verfolgen; ihre Priester und Schriftgelehrten bekräftigten öffentlich diesen Irrthum, obgleich in den Büchern Mosis nichts aufzufinden ist, wodurch der Haß seiner Feinde berechtigt werden könnte, und sie veranlaßten bey ihm den irrigen Wahn, als wäre es ihrem Gesetze nicht zuwider, alle, die keine Juden sind zu hassen und zu betrügen. — Jesus trat daher gleich in seiner ersten Predigt gegen diesen schädlichen Irrthum auf: „ ihr habet

„ gehört, sagte er zum versammelten Volke, daß
„ zu euch gesagt wurde, nemlich von euern Prie-
„ stern, deinen Nächsten sollst du lieben und dei-
„ nen Feind sollst du hassen. Ich aber sage jetzt
„ zu euch: liebet euere Feinde, thuet denen Gutes,
„ die euch hassen, und bethet für diejenigen, die
„ euch verfolgen und verleumden.“ Der göttliche Heiland suchte also gleich beym Antritte seines Lehramts die Menschen zur Liebe der Feinde zu stimmen und sein ganzes Betragen both er uns als ein Muster zur Nahahmung dar. — Daß aber auch schon damals die Menschen sich zu diesem für unsere sinnliche Natur so harten Gebothe nicht bequemen wollten, davon giebt uns der Apostel Petrus einen Beweis. Wenn mein Bruder sich gegen mich versündigt, sagte er zu Jesu, muß ich ihm jedesmal verzeihen? muß ich es wohl siebenmal thun? Nicht nur siebenmal, antwortete ihm der Heiland, sondern sieben und siebenzigmal; das heißt, wir müssen unsern Feinden verzeihen, so oft sie uns beleidigen; wir müssen ihnen verzeihen, wenn schon derselbe Feind, nachdem wir ihm schon oft verzeiht haben, nichtsdestoweniger fortfährt uns zu beleidigen; wir müssen ihm verzeihen, wenn er schon Verleumdungen aller Art gegen uns ausbreitet, die häßlichsten Schimpfworte gegen uns ausstößt, und die grausamsten Verfolgungen gegen uns entspinnet; wir müssen ihm verzeihen, wenn er schon unsere ganze Habschaft zu Grunde richtet, wenn er uns unerbittlich raubt, was auf dieser

Welt unser größtes Vergnügen, unser einziger Trost ist, und wenn er obenein uns mit Höhnen und Spotten zu erkennen giebt, wie sehr es ihn freut, uns schaden zu können; wir müssen ihm verzeihen wenn er mit dem Dolche in der Hand uns nach dem Leben trachtet; noch mehr müssen wir thun; wir müssen ihn lieben, wir müssen für ihn bethen.—

Sie ist mit dem Geiste des Christenthums wesentlich verknüpft.

Wäre das Geboth der Liebe Gottes und des Nächsten, welches Jesus uns als den Inhalt aller Pflichten, als die Vollkommenheit des Gesetzes anpreißt, nicht unvollkommen, wenn die Feindenliebe nicht wesentlich mit inbegriffen wäre? Läßt sich die Möglichkeit denken, daß ein Mensch sich nach dem Beyspiele Jesu bilden könne, wenn er alle Beleidigungen erwiedern, alle Verfolgungen rächen und für jede Unbild Genugthuung verlangen darf? Liegt in eben diesem Umstande, weil wir unsern Feinden so wenig verzeihen wollen, vielleicht nicht eine der Hauptursachen, warum wir von dem wahren Geiste des Christenthums überhaupt noch so weit entfernt sind, und warum zwischen unserm Verhalten gegen einander und jenem der ersten Christen ein so großer Abstand herrschet? Man werfe einen Rückblick auf jene glückseligen Jahre, wo die Lehre des Evangeliums noch in ihrer ersten Blüthe war, und wo die Leidenschaften der Menschen und ihr Hang nach

Neuerung sie noch nicht verfälscht hatten, wird man nicht mit Bewunderung sehen, wie unter den Christen nur ein Herz und eine Seele war? Sie hatten nur einen Zweck selig zu werden, und alles Uebrige wurde für unbedeutendes Nebending gehalten, sie betrachteten einander als Mitglieder einer und eben derselben Familie, und deßwegen hießen sie sich so allgemein Brüder. War Jemand so unglücklich gewesen, sich von seinen Leidenschaften hinreißen zu lassen — denn auch sie waren eben so wie wir damit behaftet, — und einen seiner Brüder auf irgend eine Art zu beleidigen, so wurde er mit Liebe zurechtgewiesen und der Beleidigte verschob es nicht einen Augenblick, dem irrenden Bruder entgegen zu gehen, und ihm den Friedenkuß anzubieten. Um diesen seligen Geist unter ihnen zu erhalten, schrieb ihnen der Apostel Johannes so vieles von der Liebe gegen einander und gegen ihre Feinde; seine Briefe athmen die größte Zärtlichkeit. „Meine Kinder, „schreibt er, laßt uns einander nicht blos mit „Worten und mit der Zunge sondern in Werken und in der Wahrheit lieben. —Wer behauptet, er wandle im Licht, und seinen Bruder „haßt, der ist noch in den Finsternissen bis auf „den heutigen Tag.“

Die Lehre von der Liebe seiner Feinde war den Heiden unbekannt.

Bevor Jesus auf der Welt erschien, hielt man

es allgemein für eine Billigkeit seine Feinde zu hassen, und wo man ihnen das Böse nicht mit dem Bösen vergalt, und ihnen blos seine Gutthaten zurückzog, so glaubte man sehr Vieles zu thun. Unter den alten Kriegshelden gab es wohl hie und da einige, die weniger grausam als die andern waren, und ihre Feinde mit Schonung behandelten. Aber darf man wohl solch ein edelmüthiges Benehmen zu jenen Tugenden reihen, die des Christenthums würdig wären! Man prüfe sie, und man wird finden, daß sie im Grunde nur ein Stolz waren, den die Helden unter dem Gewande einer Großmüthigkeit gegen überwundene Feinde verbargen. Einem Feinde zu verschonen, den man schon gedemüthigt hat, einen Feind großmüthig zu behandeln, der in Ketten liegt, und um Schonung bittet, dazu wird keine große Ueberwindung erfordert. Aber einem Feinde zu verzeihen, der die Gewalt hat uns zu schaden, und der unserer Güte trotzet; einem Feinde zu verzeihen, der nicht aufhöret uns durch allerley Herzeleid zu betrüben: dies kann nur der Christ. Tertullian sagte daher zu den Heiden seiner Zeit: „ Seine Freunde zu lieben, „ ist eine allgemeine Pflicht, aber seine Feinde „ zu lieben: dies ist nur für Christen Pflicht, „ denn der Christ ist Niemanden Feind. “ Um den Juden begreiflich zu machen, daß er ihnen in Ansehung der Feinde eine bisher unbekannte Lehre vortragen wollte, sagte er zu ihnen. „ Wenn ihr „ nur diejenigen lieben wollet, die auch euch lieben,

„ welche Belohnung könnet ihr dereinst für eine
„ solche Liebe fordern? Thun es dann nicht auch
„ die Zöllner? Und wenn ihr nur diejenigen grü-
„ ßen wollet, die euch geneigt sind, oder mit denen
„ ihr durch die Bande der Verwandschaft und
„ der Freundschaft verknüpft seyd, oder die ihr
„ ihrer Würden und Stellen wegen verehren wollet,
„ was thuet ihr mehr als die Heiden? So seyd
„ also vollkommen wie euer Vater im Himmel
„ vollkommen ist.“

Das Geboth der Feindenliebe ist gerecht.

Ein jedes Verbrechen verdienet seine Strafe, also die Unbilden, Verfolgungen und Mishandlungen der Feindseligkeit können nicht unbestraft bleiben. Aber wer hat das Recht dieser Strafe? Gott spricht durch den Mund seines Propheten: mein ist die Rache, und zur Zeit werde ich vergelten. Also nur ihm gebührt dieses Recht, weil er als Oberster Gesetzgeber, als Urheber der Natur dieses Recht sich vorbehalten hat. Wer also von seinem Feinde beleidigt worden ist, verhält sich gegen ihn eben so, als wäre er von ihm nicht beleidigt worden, indem das Verbrechen nur vor den Richterstuhl Gottes gehört. War es also vorher für ihn Pflicht, denjenigen, der jetzt sein Feind geworden ist, zu lieben und ihm Gutes zu thun, so bleibt die Pflicht auch noch nach der Beleidigung. Wollte Jemand seinen Feind hassen, so würde er sich selbst zu dessen Richter machen;

man könnte also zu ihm in einem gewissen Sinne mit dem Apostel sprechen: Wer bist du, der du einen fremden Diener richtest? Er mag recht oder unrecht thun, so geht dies zu untersuchen und zu beurtheilen seinen Herrn allein an. Röm. 14, 4. — Dann hat der Befehl Gottes, daß wir unsern Feinden verzeihen und sie lieben sollen, noch andere Gründe. Die Verfolgungen, welche wir von unsern Feinden erdulden müssen, liegen in den Absichten seiner ewigen Weisheit; er läßt sie zu, uns zu prüfen, uns Gelegenheiten zu geben, Tugenden auszuüben, und uns dereinst mit eben der Barmherzigkeit zu richten, mit welcher wir unsere Feinde werden behandelt haben. Wer wird nach diesem sich über das Geboth der Feindenliebe beschweren, als wäre es nicht ein weises und gerechtes Geboth?

Wer seinen Feinden verzeiht, leistet Gott die angenehmste Huldigung.

Daß der Mensch als ein abhängiges Wesen Gott dem Urheber seines Daseyns zu huldigen verpflichtet sey, bringt der bloße Begriff, daß er ein Geschöpf ist, mit sich. Wir alle sollen also das Reich Gottes über uns durch eine folgsame Bereitwilligkeit gegen seine heiligen Befehle offenbaren und verherrlichen, und je schwerer die Befehle, welche wir mit freudigem Herzen erfüllen, unserer Sinnlichkeit fallen, desto angenehmer ist ihm auch die Huldigung, welche wir ihm leisten. Wer sieht jetzt

nicht von selbst ein, daß, wer seinem Feinde von Herzen verzeiht, ihn liebet, und ihm Gutes thut, eines der schwersten Gebothe des Christenthums erfüllet, und folglich daß er Gott eine angenehme Huldigung leistet? Dieser Gedanke erleichtert dem frommen Christen, der sich gewöhnt hat, alle seine Pflichten mit den Augen des Glaubens zu betrachten, das Geboth der Feindenliebe auf eine sehr beträchtliche Art, und so thut er ohne große Mühe, was so mancher andere für unmöglich hält.

Das Geboth der Feindenliebe ist nicht unmöglich.

Es ist nicht möglich, sagst du, daß du dein Herz zu einer wahren und aufrichtigen Liebe gegen deine Feinde stimmest. — Daß es deiner Natur schwer falle, dies ist leicht begreiflich; aber kannst du deine Natur nicht überwinden? Hast du deine Kräfte schon versucht, und wenn diese nicht hinreichen, wie der Fall, besonders in diesem Punkte wohl oft eintreten mag, so bitte denjenigen um Beystand, der uns schwachen Menschen unter die Arme greift, wenn wir ihn um Hilfe flehen, und der den Apostel Paulus versichert hat, daß seine Gnade immer hinreicht, und daß wir alles durch ihn können, wenn er uns stärket. — Es kostet Ueberwindung; ich gestehe es. Aber ist es nicht unsere Pflicht, so lange wir in diesem hinfälligen Leben wandeln, daß wir uns überwinden, und mit unserm Fleische einen beständigen Kampf führen, bis zum Augenblicke,

wo es im Grabe vermodern wird, um in einer verklärten Gestalt zum ewigen Leben wieder aufzustehen? Bedenke, daß es um eine ewige Glückseligkeit zu thun ist, und daß, wenn du nicht alle Mühe anwendest, deine Feinde herzlich zu lieben, und ihnen ohne alle Bedingung zu verzeihen, du auf dieselbe nie wirst Ansprüche machen dürfen. Du hast ja die herrlichsten Beyspiele vor den Augen; durchblättere die Geschichte und lies: wie haben sich die Martyrer gegen ihre Feinde und gegen ihre Richter benommen? Wie sind sie gestorben? War nicht beynahe ihr letztes Wort, daß sie ihnen verzeihten? und was diese gethan haben, wirst du es mit der Gnade Gottes nicht auch thun können? sie waren schwache und gebrechliche Menschen wie du, aber sie haben ihre Natur überwunden. Warum solltest du sie nicht auch überwinden?— Blicke besonders auf das Bild deines sterbenden Heilandes; betrachte ihn; erinnere dich der unzähligen Beleidigungen, die er in seinem Leben hat erdulden müssen, und überdenke sein Betragen gegen seine Feinde und Verfolger. Rufe dir oft die Worte ins Gedächtniß die er zu seinen Jüngern sagte: der Diener ist nicht mehr als der Herr; haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen, und dann bethe auch wie er für deine Feinde zu Gott: vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Man soll verzeihen nach dem Beyspiele Jesu.

Hat je ein Mensch so viele Ursachen gehabt, seine Feinde niederzumachen, und eine volle Rache an ihnen auszuüben, als Jesus Christus, unser Herr und Erlöser? und wer hat uns glänzendere Beyspiele von Liebe gegen seine Feinde, und Versöhnlichkeit hinterlassen als er? Noch kein Mensch ward so gekränket, so verleumdet, von Freunden und Feinden so beleidiget, von der Ferse des Fusses bis auf das Scheitel des Hauptes so gepeiniget, wie eben der, welcher uns dieses Geboth gab, und doch betrug sich kein Sterblicher gegen seine Beleidiger gütiger und geduldiger, als er. Judas näherte sich ihm mit erlogener Freundschaft, und druckte ihm den verrätherischen Kuß auf, und Jesus sprach voll der Güte zu ihm: Und du verräthst des Menschensohn mit einem Kuße? Petrus verleugnete seinen Meister und Herrn, und Jesus blicket aus der feindlichen Rotte auf ihn mit zurechtweisender Güte. Schon hatte Jesus den Kelch der Leiden bis auf die untersten Hefen geleeret, und er schwieg immer, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführet wurde. Sein Schweigen war nicht Verachtung, nicht erzwungene Großmuth, nicht heimlicher Fluch über seine Beleidiger, sondern er öffnet noch einmal den Mund vor seinem Ende und bittet seinen Vater im Himmel um Vergebung für seine Feinde. Und es sollte unmöglich seyn unsern Beleidigern zu vergeben, uns, die

wir nach seinem Namen Christen heißen und seine Nachfolger seyn wollen?

Was es heißt, die Unbilden vergessen.

Zum Sprichwort ist die Unvollkommenheit unserer Vergebung geworden, und man macht sich keine Schande daraus, zu gestehen, daß man wieder die Vorschriften des Christenthums handle. Ich verzeihe ihm zwar, heißt es oft, aber vergessen kann ich ihm nicht. — Vergessen! Ist das Verzeihen, wenn man nicht vergißt? — Ich weiß wohl, daß es nicht in unserer Macht stehe etwas zu wissen, oder nicht zu wissen, sich auf vergangene Dinge, die einmal einen lebhaften Eindruck gemacht haben, zu erinnern oder nicht; aber nicht vergessen, wie mans im gemeinen Sprachgebrauch nimmt, heißt viel mehr als: sich an etwas erinnern, es heißt: Mit Bitterkeit auf die Gelegenheit zurückdenken, in der uns Uebels zugefüget ward, es heißt: dem Beleidiger in Ansehung dieses Vorfalls lange nicht so geneigt seyn, als man es andern ist; es heißt: wenn man die Macht hat, ihm seine Begegnung getreulich entgelten lassen; unterdessen ihn vermeiden, ihm den Zutritt versagen, bey Gelegenheit Böses von ihm reden, und wenn man etwas zu seinem Vortheile thun könnte, es versäumen. — So verzeiht man! — Und Christen sinds, die so verzeihen! — Christen, deren Meister noch diejenigen bey seinem Vater entschuldigte, die ihn ans Kreuz schlugen! — Man verzeiht,

aber da, im Herzen, ist der Wurm noch nicht gestorben; er naget immer fort; und der Gedanke: du hast mich beleidiget, ritzt die nur halb geheilte Wunde immer wieder auf; beym geringsten Versehen kömmt der ganze Schmerz wieder zurück, und die Wunde blutet aufs neue. — O wie wenig kennen wir uns selbst und das Christenthum, wenn wir uns sogleich überreden, wir hätten verziehen, sobald wir nicht mehr jenen empörenden Aufruhr des Zornes empfinden, und wenn der erste Sturm des Unwillens sich geleget hat! Heißt dies vergeben? wenn wir bey jeder Gelegenheit die alten Beschwerden erneuern, unsern Feind frostig empfangen, seine Angehörigen ungünstig behandeln? Heißt es vergeben? wenn wir Mühe haben, unsern Unmuth zu unterdrücken, so oft wir von ihm reden hören; wenn wir sein Lob mit Widerwillen vernehmen, und uns eines mitleidigen Achselzückens, oder eines bedeutenden Aber nicht enthalten können; wenn wir ein heimliches Vergnügen, — das wir uns oft selbst nicht gestehen mögen, weil wir uns desselben schämen — über seinen Tadel oder sein Unglück empfinden, und ihm dieses Schicksal gönnen, weil er, wie wir sagen, nichts besseres verdienet? — Heißt es vergeben, wenn wir jenen beystimmen, die von ihm Uebels reden, wenn wir gleichgültig zerstreut und kaltsinnig von seinen Vorzügen sprechen, und das mit Mienen läugnen, was unsere Zunge sagt? — wenn wir

wünschen und bitten, Gott möchte unsere Rache auf sich nehmen, und unsere Beleidiger hier oder dort unglücklich seyn lassen, damit sie unaufhörlich büssen, gleichwie wir unaufhörlich ihnen gram sind? —

Die Versöhnungen sind meistens nur äusserlich.

Man würde zu viel sagen, wenn man durchaus behauptete, daß das Geboth der Feindenliebe gänzlich miskannt ist, und daß Versöhnungen ein Unding sind. Es hat von jeher Menschen gegeben, denen ihr Gewissen das Bild des Heilandes am Kreuze, der für seine Henker bethete, vor die Augen hielt, und ihnen die Pflicht, sich daran zu spiegeln, erinnerlich machte. Diese heilsame Erinnerung blieb auch nicht ohne allen Erfolg, und trug vieles zur Tilgung des heimlichen Hasses bey. Von jeher hat man Menschen sprechen hören: „ ich „ habe mich mit diesem oder jenem, mit meinem „ Freunde, mit meinem Verwandten, mit meinem „ Bruder verfeindet; eine geräumige Zeit sind wir „ nicht zusammen gekommen, und einer gieng „ dem andern aus den Augen. Er hat mich zwar „ sehr beleidigt, aber ich verzeihe ihm, und will „ gleichwohl dem Aergernisse ein Ende machen, „ ob gleich das Recht eine geziemende Genug„ thuung zu verlangen auf meiner Seite ist. “ Noch mehrere, wenn ihnen ihr Gewissensrath im Beichtstuhle die Pflicht der Versöhnung nahe ans Herz legt, versprechen aufs feyerlichste, daß sie nichts

unversucht lassen, und ihr Herz zur Feindenliebe stimmen wollen, und doch wenn man auf die Verhältnisse solcher mit einander verfeindeter Personen etwas schärfere Blicke wirft, und die gemachten Versöhnungen an den Folgen, welche sie haben, berechnet, wird man dann nicht unwillkührlich zu einem Zweifel hingerissen, ob die Versprechen etwa nicht bey den bloßen Worten geblieben, und ob die Versöhnungen nicht mehr scheinbar als wirklich sind? Man ist zwar wieder in gegenseitigen Umgang getreten; man begegnet sich wieder freundlich, und man entschließt sich auch, hie und da eine Dienstgefälligkeit zu erweisen. Aber bemerkt man nebenbey nicht etwas Steifes im Umgange, viele Zurückhaltung, und wohl auch gänzliches Mistrauen, das nicht eine leidenschaftlose Klugheit räth, sondern von Ueberbleibseln der alten Feinseligkeit herrühret? Gewahret man an dem ganzen Benehmen jenen Eifer, jene Aufrichtigkeit und Liebe, welche unwillkührliche Aeußerungen einer wahren Herzensnäherung sind? Ist der Kaltsinn, der aus allen Höflichkeitsbezeugungen und sogar aus allen Dienstgefälligkeiten so deutlich hervorleuchtet, nicht ein untrüglicher Beweis, daß das Feuer, welches im Herzen vorhin mit Heftigkeit brennte, nicht erloschen ist, sondern jetzt unter der Asche glimmt, und vielleicht mit nächster Gelegenheit so heftig als zuvor ausbrechen wird? Die Verzeihung kam also nicht aus dem Herzen, und die Versöhnung ist nur äußerlich.

Die Versöhnungen, wenn sie auch Statt haben geschehen meistens nur langsam und nicht nach dem Geiste des Christenthums.

Warten wir auch nicht gleich immer auf diese ernste Zeit der Scheidung von Allem, was hienieden ist, auf den letzten Augenblick unseres Lebens, so verschieben wir sie doch wenigstens immer sehr lange. Und gehts noch am besten, so überlassen wir die ganze Sache dem Ungefähr; aber auch dieses nicht, bevor sich unser Zorn entweder wegen der natürlichen Kälte unsers Temperaments, oder der Länge der Zeit, welche die Heftigkeit des Unwillens dämpfet, gänzlich besänftiget hat; — Sodann werden wir gleichgültig gegen die Freundschaft, oder Feindschaft des Beleidigers, und wir finden uns wenigstens nicht abgeneigt vor einer Wiedervereinigung. — Das Ungefähr bringt uns mit ihm zusammen, der Wohlstand heißt uns sprechen, da wir auch von seiner Seite gleiche Gelassenheit antreffen, so knüpfet sich das Band wieder, das uns vereiniget hatte; schneller geht das Werk von statten, wenn unser Vortheil mit ins Spiel kömmt, wenn wir bey unserer Aussöhnung gewinnen, wenn der nun unser Helfer werden kann, der zuvor unser Feind war; wir vergessen also die vergangene Beleidigung, damit der gegenwärtige Nutzen nicht verloren werde. — Wir sind nun ausgesöhnet, Geliebte — Gut! — Aber sind wir es auch christlich! — Lief in unserm ganzen Verhalten irgendwo eine

Rücksicht auf unsere Religion mitunter? — Umarmen wir darum unsern Feind, weil es Gott von uns fodert, weil uns die Beyspiele unsers Erlösers und vieler Heiligen dazu aneifern? — Wäre dieses, so wären nicht Jahre darüber verflossen; die Sonne würde, nach dem Rathe des Apostels, über unsern Unwillen nicht untergegangen seyn, und sobald wir das erste Gebeth, das erste Opfer, die erste Beicht verrichtet hätten — vielmehr — sobald wir sie hätten verrichten wollen, so wären wir hingegangen, hätten uns über das obwaltende Mißverständniß erkläret, hätten die Sache ausgeglichen, die Freundschaft erneuert — und dann wären wir gekommen unsere Gabe zu bringen.

Was die Versöhnungen gewöhnlich erschweret.

Wer wissen will, welche Umstände die Versöhnungen gewöhnlich erschweren, der frage sich selbst; er stelle sich vor, man beleidige ihn; man sage ihm etwa Beschimfungen in das Gesicht, oder er höre, daß man ihn hinter dem Rücken verläumdet habe; man füge ihm einen Schaden in einer seiner Besitzungen zu; man bringe ihn um die gute Meinung eines Freundes, um die Gunst eines Gönners, um den Gewinn einer Bemühung; O wie wird er da aufbrennen! — Worte werden nicht ausdrückend genug für seine Empfindung seyn, und jede Sprache wird ihm arm scheinen, seinen Unwillen, seine Verachtung, seinen Abscheu gegen

den unverschämten Beleidiger, der sich an seine kleine Majestät gewagt hat, andern begreiflich zu machen. — Er würde den Bösewicht zu Staub treten; zermalmen, vernichten würde er ihn, wenn er könnte. — Tage lang wird er in einer Art von Wahnsinn und Verwirrung herumgehen, zu keinem Geschäfte geschickt, für keine Freude fühlbar seyn. — Führt ihm das Ungefähr seinen Feind entgegen, so brennet die Flamme, die sich zu legen schien, auf's neue auf; die ganze Abscheulichkeit der Beleidigung steht auf's neue in ihrer häßlichen Gestalt da, und Zittern durchbebt die Glieder des Erzörnten, seine Augen funkeln, der Mund schäumet, er greift nach Waffen sich zu rächen, aber die Hände sind starr, die Kniee sinken unter ihm, und die schrecklichste Empörung durchwühlet seinen zerrütteten Körper. — Mit der Wirkung dieser Empfindungen — einer abscheuvollen Verachtung — nährt er sodann sein Herz; alles nimmt die Farbe dieser Gesinnungen bey ihm an, sie werden ihm nach und nach gleichsam natürlich, und so innig mit dem ganzen Wesen seiner Gedanken verwebet, daß sie bey jeder Aeusserung derselben mit durchscheinen. — Wie ist bey solch einer Gemüthsstimmung auf Versöhnung zu hoffen, wenn nicht eine außerordentliche Verdemüthigung von Seiten des Beleidigers der Sache eine andere Richtung giebt? Und so lange der Beleidiger von seinem Unrechte nicht überwiesen ist, wird er wohl zu uns hingehen, und gestehen, daß

er an uns gesündiget habe, daß es ihn reue, und aus einem übelgegründeten Vorurtheile Uebels gethan zu haben, daß er nun die Wahrheit und sein Vergehen einsehe, uns bitte ihm zu verzeihen, künftig unser Bruder seyn wolle — O solch einem Schritte — und doch fodern wir ihn, wenn wir die Beleidigten sind! — solch einem Schritte stehen nur zu oft schwer zu übersteigende Hindernisse entgegen. — Stolz, der sich weigert, sich herabzulassen, und zu bekennen, daß er geirret habe; Mangel an Belehrung mithin fortdaurender Irrthum; Schwierigkeiten selbst von Seite des Beleidigten, der sich vor seinem Beleidiger überall zurückzieht, ihm alle Wege abschneidet zu einer Erklärung zu kommen, und eine Art von boshaftem Vergnügen findet, länger bey seinen feindseligen Gesinnungen zu verbleiben! — Und so erschweren sich die Menschen die Aussöhnung.

Man will überhaupt nur gewisse Beleidigungen verzeihen.

So billig sind viele unter uns, daß sie gewisse Vergehungen leicht verzeihen. — Wir sind besänftigt, so bald sie der Fehlende erkennt; irren ist menschliche Schwachheit, und wir wissen aus der Erfahrung, daß auch wir von diesem Fehler nicht frey sind, und daß dem Bedenklichsten aus uns bey aller seiner Vorsichtigkeit nicht selten eine Miene, eine Rede, eine Handlung entwische, die je von einem oder dem andern nicht am Besten aufgenom-

men wird. — Wir verzeihen Fehler der Unwissenheit, wir sind so billig auf das Herz des Beleidigers mehr, als auf seinen Verstand zu sehen; wenn wir gleich unter seiner Unwissenheit leiden, so vergeben wir es seiner Gesinnung. — Lehren wir ihn über den wahren Zustand der Sache, und finden wir ihn geneigt, sich unterrichten zu lassen; wird seine Unwissenheit nicht Hartnäckigkeit; fängt er an durch ein entgegengesetztes Betragen die Fehler seines vorigen Lebens wieder gut zu machen, so hegen auch wir keinen Groll wieder ihn, und werden wieder seine aufrichtigsten Freunde. — Wir vergeben Fehler der Uebereilung. Wir kennen die Gewalt der ersten Eindrücke, voraus bey Leuten, die von einem heftigen Temperamente sind; wir wissen, daß im Augenblicke, wenn ihnen die Leidenschaft die Augen bindet, keine Vorstellung nütze, daß sie gerade nach den Vorschriften dieses gewaltsamen Triebes handeln, — aber sobald sie zu sich kommen, sobald sich ihre Hitze abgekühlet hat, und sie sich ihrer vorigen Begegnungen schämen, ihr Unrecht erkennen, durch Freundlichkeit und Güte ihre Fehler gut machen, den zugefügten Schaden ersetzen, und sich bemühen, alles zu verlöschen, was sie Bereuungswürdiges in dem Zustande ihrer Verwirrung begangen haben. — Wir vergeben, wenn man uns das erste mal beleidiget, wenn sich die Gesinnungen bald ändern, und Zorn nicht in Haß übergeht, wenn die Beleidigungen nicht vorsetzlich, muthwillig wie-

derholet werden. — Aber dieses ist nicht genug es ist nicht Vergebung nach dem Evangelium! — Da ist keine Ausnahme! — Bosheit oder Leichtsinn, Vorsatz oder Uebereilung, Entschließung oder Unwissenheit, alles ist mit in dem Gesetze begriffen: Sey einig mit deinem Gegner. Matth. 5, 25. Nicht, wenn dich dein Bruder nur gering, nur unwissend, nur unvorsichtig beleidiget hat, sondern, wenn du dich erinnerst, heißt es, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so gehe hin und versöhne dich mit ihm, dann komm, und bringe deine Gabe. Matth. 5, 23. — Nicht, wenn er dich nur einmal beleidiget, vergieb ihm, sondern vergieb ihm, heißt es, auch siebenzigmal siebenmal; Matth. 18, 22. — Das fordert das Evangelium; — nicht so leichte Opfer allein, zu denen uns eine kurze Ueberzeugung, und Regeln der Vernunft bestimmen, fordert Gott von Christen; Heiden würden sich schämen über solche Beleidigungen aufgebracht zu seyn. — Aber der Christen Gerechtigkeit muß größer seyn, als die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer; sie will schwere Opfer aus übernatürlichen Beweggründen; Opfer, wie jenes, das Christus am Kreuze und die Martyrer unter dem Schwerde wüthender Henker vollbrachten.

Die Unversöhnlichkeit ist nirgends gemeiner als in den Familien.

Wenn wir einen Blick in das Innere der Familien werfen, wo doch die Mitglieder durch die Bande der Verwandtschaft noch enger als die übrigen Menschen mit einander verbrüdert seyn sollen, finden wir dort nicht oft Spuren eines Hasses, den man unter andern Menschen kaum so heftig antrifft? Brennt nicht unter Verwandten und Geschwistern die Fackel der Zwietracht mit der größten Wuth; und darf man es nicht zu Wundern rechnen, wenn ein thätiger Vermittler so glücklich ist, sie gänzlich auszulöschen? — In Familien ist nicht wie unter andern Menschen immer nothwendig, daß man einander förmlich beleidige, um eine immerwährende Feindseligkeit anzuspinnen; es braucht oft nur ein Wort, nur einen Wink, wodurch der geringste Verdacht veranlaßt wird, und der Krieg ist erklärt. Ihr kennet gewiß solche Familien, l. Christen, denn sie sind nicht selten, und ihr wisset auch alle Verhältnisse, weil sie nicht verschwiegen bleiben. Was hat die Mitglieder entzweyt? Hier haben die Feindseligkeiten keine andere Ursache, als weil der eine etwas mehr Vermögen besitzet als der andere; weil er eine einträglichere Stelle, ein besseres Gewerb hat, weil er in einem größern Ansehen unter seinen Mitbürgern steht. Dort verfolgen sich Aeltern, die mit einander verschwistert

sind, blos darum, weil die Kinder der einen besser gerathen, besser versorgt werden als die Kinder der andern; oder weil sie glänzendere Aussichten haben. Andere kommen nur deßwegen niemals zusammen, weil sie nicht ganz gleichen Standes sind; der Höhere blickt mit etwas Verächtlichkeit auf den Niedern herab, oder dieser fürchtet, daß sein Verwandter, im Falle er mit ihm in nähere Verhältnisse träte, ihm den kleinen Unterschied des Standes vielleicht fühlen lassen möchte. Und diese Furcht ist ihm genug, ihn zu hassen, oder gar zu verfolgen.

Mit welchen Gesinnungen man für seine Feinde bethen soll.

Indem Jesus alle diejenigen, welche seine Anhänger seyn wollten, verpflichtete, für ihre Feinde zu bethen, verstand er nicht, daß wir blos ein Lippengebeth für sie verrichten, sondern seine Absicht zielte vorzüglich dahin, daß dadurch wohlwollende Gesinnungen in unsern Herzen aufgeweckt werden. Für Jemanden bethen, heißt, sich für ihn bey Gott verwenden, daß ihm alles nach Wunsche ergehe. Was also unsern Feinden Freude macht, was ihnen wahrhaft nützlich ist, was ihr zeitliches und ewiges Glück befördert: dies sollen wir für ihn begehren und Gott durch unser Gebeth zu beweisen suchen, daß dieser unser Herzenswunsch erfüllt werde. Daß dieses Geboth unserer Sinnlichkeit schwer fallen müsse, ist leicht zu begreifen,

aber eben so begreiflich ist es, daß dieses harte Geboth dem Christen sehr erleichtert wird, wenn er ans Kreuz blickt und dort seinen Heiland betrachtet, der im Augenblicke, wo er in den heftigsten Schmerzen mit dem Tode rang, wo die Wuth seiner Feinde gegen ihn ganz gesättigt war, und wo sie im vollen Genuße ihrer Schadenfreude seiner spotteten, mit dem wohlwollendsten Herzen für sie bethete, und gegen Himmel rief: Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.

Wie weit sich das Geboth erstreckt, seinen Feinden Gutes zu thun.

Die Pflicht, seinen Feinden Gutes zu thun, ist in der allgemeinen Pflicht begriffen, Jedermann zu unterstützen, der unserer Hilfe bedürftig ist. Bey der Austheilung seiner Gutthaten soll also der Christ nicht auf die Personen sehen; mit gleichen Gesinnungen soll er seine Hand dem Feinde und Freunde darreichen, wenn er sieht, daß beyde seiner Hilfe gleichermaßen bedürftig sind. Nichts vermag mehr die Herzen auszusöhnen und den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, als wenn einer von beyden, entweder der Beleidigte oder der Beleidiger sich der Feindschaft nicht mehr zu erinnern scheint, und seinen Feind eben so wie andere behandelt, als hätte zwischen ihnen niemals die geringste Entzweyung Statt gehabt. Diese gleiche Behandlung der Feinde und Freunde bey der Austheilung einer Gutthat war der Hauptzweck des Heilands,

denn obgleich ein Mensch, der einen andern beleidigt hat, keine Ansprüche auf dessen Gutthaten hat, so blutet ihm dennoch das Herz, wenn er sich von denselben ausgeschlossen sieht, und die Feindschaft wird wieder erneuert. Was ist also billiger, als daß wir nach der Lehre des Evangeliums allen, die uns hassen, Gutes thun?

Lüge.

Da es schwer ist, von einem Laster zu reden, ohne zugleich von der entgegengesetzten Tugend zu sprechen, so werden wir hier nicht blos die Lüge an sich und die Folgen dieses häßlichen Lasters betrachten, sondern wir werden auch ein Wort von der edeln Tugend der Aufrichtigkeit, von dem geraden Sinne für Wahrheitreden, und die Ursachen darstellen, warum gewisse Menschen der Wahrheit gehäßig sind, und wie der Prophet sagt, die Lüge suchen.

Erster Entwurf.
Ueber das Laster der Lüge überhaupt.

Der Apostel Paulus schreibt an die Epheser, „ein jeder solle von der Lüge abstehen und mit „seinem Nächsten die Wahrheit reden, weil wir „uns gegen einander wie Glieder verhalten. 4, „25“ So wie das Auge das Ohr nicht betrügen, und die Hand dem Fuße nicht entgegen arbei-

ten soll, eben so soll ein Christ, der seines Nebenmenschen Mitglied ist, ihn durch lügenhafte Reden nicht zu hintergehen suchen. Ist Christus unser Haupt, und sind wir alle seine Glieder, so ist offenbar, daß ein jeder Betrug unter uns dem Streite der Glieder eines und desselben Leibes gleicht. Um diese Wahrheit deutlich zu erkennen, wollen wir untersuchen,

1 was die Lüge an sich ist, und
2 aus welchen Gründen der Christ sie verabscheuen soll.

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagt Jesus, wer also die Wahrheit nicht liebet, sondern die Lüge,

a der wandelt nicht auf seinen Wegen, und lebt nicht nach seinem Sinne. Die Lüge ist seiner unendlichen Wahrhaftigkeit zuwider, sie ist ein Verbrechen gegen seine hohen Vollkommenheiten, also eine Sünde.
b In Absicht auf den Nebenmenschen ist die Lüge ein Eingriff in die Liebe, welche ein jeder dem andern als seinem Bruder und Mitgliede schuldig ist, weil sie ein Betrug ist, dessen Folgen für ihn oft von Bedeutung sind, je nachdem sie sein Selbstgefühl beleidigen, oder seine Ehre und sein Eigenthum beeinträchtigen.

Wer das Laster der Lüge mit den Weltkindern als ein unbedeutendes Laster zu betrachten gewohnt ist, und sich seiner häßlichen Gewohnheit los-

machen will, der soll erwägen,

a daß wer, die Lüge liebet vom Geiste des Teufels, welcher der Vater der Lüge ist, beseelt wird. Dies sagte einst Jesus mit ausdrücklichen Worten zu den Pharisäern, denen die edle Einfalt seiner Lehre gehäßig war. Joh. 8.

b Die Lüge öffnet eine Quelle vieler Sünden; sie ist ein unseliger Keim unversöhnlicher Feindseligkeiten, sie entflammt Haß und Rachgierde, begünstiget Betrüge und Ungerechtigkeiten und entzieht dem strengen Auge der Aufsicht die schändlichsten Verbrechen, die sie beschönigt oder bedeckt.

Zweyter Entwurf.

Welch eine edle Tugend die Aufrichtigkeit sey.

Der Prophet fragt den Herrn, wer in seiner Hütte wohnen und auf seinem heiligen Berge ruhen wird, darauf antwortet er selbst: derjenige, der in seinem Herzen die Wahrheit redet, und auf dessen Zunge kein Betrug ist. Ps. 14. Die Liebe zur Wahrheit und Aufrichtigkeit ist demnach eine Art von Kennzeichen der Auserwählung. An dem frommen Job, der vollkommen nach dem Sinne des Herrn war, und allen Menschen als ein Muster der Rechtschaffenheit dargestellt werden kann, rühmet die h. Schrift besonders seine Herzenseinfalt und Aufrichtigkeit Um den Christen Liebe zu dieser edeln Tugend der Aufrichtig-

keit einzuflößen, wollen wir sie betrachten

1 in Ansehung Gottes und des Seelenheils dessen, der sie ausübet, und

2 in Ansehung der Nebenmenschen, mit denen er im Umgange ist, und Geschäfte führet.

Wenn schon Gott ins Herz des Menschen sieht, und er durch Falschheit und Betrug nicht irre gemacht werden kann, so ist dennoch sein Wille, daß der Mensch ihm sein Herz aufrichtig und ohne Hülle darstelle. Aus diesem Grunde hat Gott von jeher

a ein großes Wohlgefallen an der Aufrichtigkeit gehabt. Mit den Aufrichtigen hat Gott seinen Umgang, sagt Salomon, und der Prophet David versichert uns, daß Gott gut gegen die ist, welche eines aufrichtigen Herzens sind und daß er sie selig machet. Auch nur darum erzeigte Jesus den Kleinen eine so große Vorzugsliebe, weil in den zarten Herzen noch kein Betrug ist.

b Wer die Wahrheit und Aufrichtigkeit liebet, fürchtet sich nicht, öftere Rückblicke in sein Gewissen zu werfen; er suchet sich selbst zu kennen, wie er ist, weil, da er ein Feind des Betrugs ist, er um so mehr ein Feind des Selbstbetrugs seyn muß. Wer ist aber der Besserung und Vollkommenheit näher, als derjenige, der sich selbst kennt?

c Wer aufrichtig ist und die Wahrheit liebet,

ist nicht so sehr der Gefahr ausgesetzt, durch Vorurtheile, durch ungeprüfte Meinungen oder sonst in Irrthümer verleitet zu werden, weil die Erfahrung lehret, daß der Betrug anderer zum Selbstbetruge führet.

In Ansehung seines Nebenmenschen zeigt sich der Mensch, der aufrichtig ist, und die Wahrheit liebet, in einem eben so vortheilhaften Lichte.

a Jedermann schätzet ihn, verehret seinen geraden Sinn, und wenn er auch die Lust nicht empfindet ihm vollkommen nachzuahmen, so sieht er die Häßlichkeit seines eigenen Betragens ein, wofern er mit List und Betrug umgeht, und dies mag etwas zu seiner Besserung beytragen.

b Jedermann liebet den, der aufrichtig ist, suchet seinen Umgang, glaubt seinen Worten schenket ihm sein Vertrauen, und suchet Vorzugsweise Geschäfte mit ihm zu führen.

c Durch die Aufrichtigkeit im Handel und Wandel wird das Band, welches die Menschen Gesellschaften vereiniget, enger geknüpft, und dadurch wird dem Betruge gesteuert, aus welchem für die Menschheit so viel Uebel entsteht.

Dritter Entwurf.

Ueber die Folgen, welche die Lüge nach sich zieht.

Es ist nicht bald ein Laster, über welches die Menschen überhaupt leichtsinniger sind, und des-

sen schädliche Folgen sie weniger ahnden als jene der Lüge. Man hält es für unbedeutend und darum ist man ganz unbesorgt, ob es etwa nicht Folgen nach sich ziehe, die auf das Heil der Seele einen nachtheiligen Einfluß haben. Um die Aufmerksamkeit in Absicht auf dieses Laster aufzuwecken, wollen wir auf dessen Folgen einen Blick werfen, und betrachten,

1 welche Folgen es in Absicht auf den guten Namen als des edelsten Eigenthums, und
2 welche Folgen es für den Betrüger in Absicht auf das Heil seiner Seele nach sich zieht.

Dem Lügner glaubt man nicht mehr, auch wenn er die Wahrheit redet. Diese Wahrheit ist so allgemein bekannt, daß sie gleichsam zum Sprichworte geworden ist. Der Lügner verliert also bey den Menschen, unter denen er lebt,

a die Achtung. Niemand hat Vertrauen zu ihm, und man hütet sich Geschäfte mit ihm zu haben. Nun aber ist ein guter Name das edelste Eigenthum, auf welches wir nach dem Rathe Salomons sehr besorgt seyn sollen, und dessen Erhaltung auf das Heil unserer Seele einen weit größern Einfluß hat, als man sich's einbildet.

b In Ansehung des Nebenmenschen, auf welchen die Lüge sich bezieht, wird oft ein eben so schädlicher Eingriff in seinen guten Namen gethan, weil die Lügen gar oft mit Ver-

leumdungen vermengt sind.

Was der Mensch oft wiederholt, und niemals mit einer thätigen Aufmerksamkeit prüfet, übergeht allmählig in eine Gewohnheit. Auf diese Art geschieht, daß der Lügner

a mit dem Geist der Lüge, der ein Geist des Betrugs ist, unvermerkt angefüllt wird. Auch der Betrug wird also zur Gewohnheit, und auf diese Art erklärt sich's wie viele Menschen im Handel und Wandel so gewissenlos sind, und nicht das geringste Bedenken tragen, einen Gebrauch von gewissen Uebervortheilungen zu machen, die im Grunde wahre Betrüge sind.

b So wie der Lügner sich in zeitlichen Dingen irre machet, und seine Begriffe von Redlichkeit und Gerechtigkeit in Verwirrung bringt, eben so geräth bey ihm auch das Geschäft des Seelenheils in Verwirrung. Wer andere belügt, der belügt auch sich selbst, und kann es einen gefährlichern Zustand für die Seele geben, als jener, wo sie mit Lügen umringt ist, deren Grund in ihrer eigenen Verderblichkeit liegt?

Vierter Entwurf.

Ueber die Abneigung gegen die Wahrheit, in so fern sie der Sinnlichkeit widerspricht.

Nachdem Jesus die Pharisäer gefragt hatte, warum sie ihm nicht glauben wollten, da er ihnen

doch die Wahrheit redete, so antwortete er an ihrer Stelle: **Wer aus Gott ist, der höret Gottes Worte an, und nur darum höret ihr sie nicht an, weil ihr nicht aus Gott seyd.** Joh. 8, 27. Ein jeder Feind der Wahrheit ist also auch ein Feind Gottes. Wie kann dies wohl anders seyn? Jesus ist die Wahrheit, wer also ein Feind der Wahrheit ist, der lebt nicht nach seinem Sinne, er ist folglich sein Feind. Wie nützlich es Jedermann ist, die Wahrheit zu kennen, ist offenbar, und warum so viele Menschen der Wahrheit abgeneigt sind, ist gleichfalls einleuchtend, denn sie lehret sie

1 was sie glauben und
2 was sie thun sollen.

Wer anders ist ein Lügner, sagt der h. Johannes in seinem ersten Briefe 2, 22 **als jener, der leugnet, daß Jesus der Messias sey?** Der Unglaubige ist also von dem Geiste der Lüge beseelt und darum ein Feind der Wahrheit, weil er

a an Lehren glauben soll, die seinem Wandel zuwider sind, und ihn im Genuße seiner sinnlichen Freuden stören. Ist wahr, was die Religion lehret, so handelt der Unglaubige unrecht. Da er aber seinen Lastern nicht entsagen will, wie kann er die Wahrheit lieben?

b Er soll gewisse erhabene Lehrsätze glauben, die seine Vernunft nicht begreift. Wie kann sich sein anmaßender Stolz dazu verstehen?

Anstatt die Glaubwürdigkeit der Lehren zu prüfen, prüfet er die Lehren selbst, und er erfreuet sich einen Vorwand zu haben, der Wahrheit nicht nachzuspüren, und sich ihren lästigen Forderungen zu entziehen.

Noch weit gehäßiger ist ihm der Einfluß, welchen die Wahrheit auf sein Thun und Lassen hat, denn sie gebietet ihm

a Werke des Lichts auszuüben, die seiner Sinnlichkeit zuwider sind, und den Werken der Finsternisse zu entsagen, welche sie sehr liebet. Das Fleisch, das er liebkoset, soll er kreuzigen, und die Wege, welche seine Leidenschaften ihm mit Blumen bestreuen, soll er verlassen, um auf Wegen zu wandeln, die mit Dornen besäet sind. — Sie gebietet ihm,

b in allen seinen Werken niemals sich selbst, sondern immerhin nur die Ehre Gottes zu suchen. Die Eigenliebe, welcher er so gern schmeichelt, soll er als eine Feindin seiner Seele unablässig verfolgen, und sich selbst zu verleugnen soll sein höchster Sieg seyn.

Stellen aus der h. Schrift.

Lüget nicht, und Keiner betrüge seinen Nächsten. Levit. 19.

Alle, welche Lügen reden, wirst du zu Grunde richten. Ps. 5.

Lügenhafte Lippen sind ein Abscheu vor dem Herrn. Spr. 12.

Suchet den Herrn in der Aufrichtigkeit eueres Herzens. Weish. 1.

Herr! Wer wird in deiner Hütte wohnen? Der in seinem Herzen Wahrheit redet, und auf dessen Zunge kein Betrug ist. Ps. 14.

Wer sich auf Lügen stützet, giebt den Winden Nahrung. Spr. 10.

Der Mund, der lügt, tödtet die Seele. Weish. 1.

Die Sprache der Wahrheit soll allen deinen Werken vorangehen. Syr. 4.

Hüte dich vor jeder Lüge, denn die Gewohnheit zu lügen ist nicht gut. Das. 7.

Dies ist ein wahrer Israelit, in welchem kein Betrug ist. Joh. 1.

Der Teufel war ein Mörder von Anfang, und bestand nicht in der Wahrheit; Wahrheit ist nicht in ihm; wenn er Lügen redet, dann redet er, wie es ihm zukommt; er ist ein Lügner, und ein Urheber der Lügen. Joh. 8.

Leget die Gewohnheit zu lügen ab, und ein jeder rede mit seinem Nächsten die Wahrheit, weil wir einer des andern Glieder sind. Eph. 4.

Betrüget einander nicht, sondern zeiget allenthalben eine vollkommene Aufrichtigkeit. Tit. 2.

Darum bitte ich euch, seyd aufrichtig und ohne Sünde bis zum Tage Christi. Philip. 1.

Das Antheil der Lügner wird in einem mit Feuer und Schwefel entzündetem Teiche seyn. Offenb. 21.

Stellen aus den h. Vätern.

Sich der Worte zum Betruge bedienen, wozu sie nicht bestimmt sind, ist eine Sünde. Augustinus.

Man betrüget durch Worte, wenn der Mund anders spricht als was das Herz verborgen hält. Ders.

Der Teufel ist der Vater der Lüge, denn er hat sie von Niemanden gelernt. Ders.

Eine blos scheinbare Gerechtigkeit ist keine Gerechtigkeit, sondern eine doppelte Sünde, eine an sich und die Verstellung. Ders.

Man muß nicht glauben, daß es darum keine Lüge ist, wenn man zuweilen Jemanden durch eine Lüge einen Nutzen verschaffen kann. Ders.

Die Lüge besteht nicht blos in falschen Worten, sondern auch in Werken der Verstellung; es ist demnach eine Lüge, sich einen Christen nennen, und die Werke Christi nicht thun. Ders.

Es ist ein offenbares Gesetz der Gerechtigkeit, daß ein rechtschaffener Mann weder von dem Wege der Wahrheit abweichen, noch sich mit List und Betrug abgeben soll. Ambrosius.

Eine jede Lüge ist eine Sünde, weil was der Wahrheit nicht gemäß ist, mit der Rechtschaffenheit nicht übereinstimmen kann. Gregorius.

Die Lügner sind Ursache, daß man ihnen nicht glaubt, auch wenn sie die Wahrheit reden. Hieronymus.

Die Wahrheit ist mächtiger als alle Dinge, und die Lüge ist die letzte Gränze des Lasters. Basilius.

Ausgearbeitete Stellen.

Was die Aufrichtigkeit sey.

Die Aufrichtigkeit, als eine Liebe zur Wahrheit betrachtet, ist eine gewisse Geradheit des Herzens, welche jeden Betrug verabscheuet, und niemals einen Gebrauch von jenen Kunstgriffen machet, wodurch man seinen Nebenmenschen in Irrthum verleitet, und der Gerechtigkeit im Handel und Wandel oft zu nahe tritt. Die h. Schrift nennt diese edle Tugend Einfalt des Herzens, weil derjenige, der sie besitzt, beweist, daß er nur ein einziges Herz hat, daß nemlich alle seine Reden und Handlungen, und überhaupt alles außer ihm, mit dem, was innerlich bey ihm vorgeht, mit seinem Herzen, in einer vollkommenen Uebereinstimmung ist. Dagegen aber, wer diese Tugend nicht besitzt, scheint äußerlich, nemlich in seinen Reden und Handlungen anders zu seyn als er wirklich im Herzen ist; daher heißt es von dem Lügner, daß er ein doppeltes Herz hat.

Wie vielerley die Lüge sey.

Ueberhaupt heißt man alles Lüge, was mit der Wahrheit nicht übereinstimmt, und wobey man die Absicht hat, durch Worte oder Thaten seinen Nebenmenschen zu betrügen. Bey diesem Laster kömmt es hauptsächlich auf die Umstände an, und auf die Folgen, welche daraus entstehen, und an diesen Umständen und Folgen mißt man auch die Größe des damit verknüpften Verbrechens ab. Der h. Thomas unterscheidet dreyerley Arten. Bey der Lüge von der ersten Art hat man zum Zweck etwas Gutes zu bewirken oder ein Uebel zu verhüten; durch die von der zweyten Art sich auf Unkosten eines andern lustig zu machen, und bey der dritten aus Bosheit der Wahrheit nahe zu treten, woraus für den Nebenmenschen ein Schaden an seiner Ehre oder an seinem Vermögen entsteht. Daß die Lüge, woraus für den Nebenmenschen irgend ein Schaden entsteht, ein Verbrechen ist, dessen Größe von der Größe des Schadens abhängt, bedarf weder eines Beweises noch einer ausführlichen Erklärung, aber daß die reine Lehre des Christenthums auch jene Lügen misbilliget, wobey man etwas Gutes zum Zwecke hat, dies will vielen nicht einleuchten; als wenn es erlaubt seyn könnte etwas Böses zu thun, damit etwas Gutes daraus erfolge. Bedarf wohl Gott euerer Lüge, fragt der h. Augustin solche Menschen, daß ihr um seinetwillen betrügerische Worte aussprechet? Es giebt ja tausend andere Mit-

tel das Gute zu thun, und wer die christliche Klugheit zu Rathe zieht, wird sich nie in der vermeinten Nothwendigkeit befinden, zu einer Lüge die Zuflucht zu nehmen. — Was die sogenannten Scherzlügen anbelangt, so widerstreben sie offenbar dem Geiste des Christenthums, der ein Geist der Liebe ist. Wer duldet es gern, daß man ihn durch Lügen zum beßten habe? so soll er es also auch nicht gegen seinen Bruder thun.

Unterschied zwischen der Lüge und der Verschwiegenheit.

Die Umstände sind nicht selten, in welchen die Klugheit rathet, die Wahrheit nicht zu offenbaren sondern sie zu verschweigen, weil aus der Offenbarung derselben ein Uebel entstehen könnte, dessen Folgen bedenklich wären. Ein anders ist, sagt der h. Augustin, die Wahrheit verbergen, und ein anders gegen die Wahrheit reden. Durch die Verschweigung wird ihr nicht zu nahe getreten, sondern sie wird vielmehr wie ein kostbarer Schatz aufbewahrt, den man nicht unbescheiden verschwenden soll. Wie aber, wenn man gefragt wird, und verschiedene Rücksichten es nicht wohl zulassen, gerade herauszusagen, daß man die Wahrheit nicht offenbaren will? Hier ist guter Rath oft theuer. Die h. Väter erlauben sich in solchen Umständen gewisser doppelsinniger Worte zu bedienen, wodurch die Wahrheit bedeckt bleibt ohne jedoch verletzt zu werden. Da aber dergleichen doppelsinnige Reden, besonders wenn man einen öftern Gebrauch

davon machen wollte, sehr nahe an die Lüge gränzen, und zuletzt so viel als förmliche Lügen gelten würden, so gebieten dieselben h. Väter sich der doppelsinnigen Worte zur Verbergung der Wahrheit mit Maaße und Bescheidenheit zu bedienen. Das Beßte in dieser Hinsicht ist unstreitig allen Fragen, wodurch die Wahrhaftigkeit in Verlegenheit gesetzt wird, so viel als möglich zuvorzukommen, oder sie abzulenken.

Die Pflicht die Wahrheit zu reden, ist eigentlich ein Naturgesetz.

Der Schöpfer hat den Menschen unter allen lebenden Geschöpfen ausschließlich mit der Gabe der Sprache beschenkt, damit er seinem Mitmenschen die Gedanken seines Herzens kund machen und mittheilen konnte. Handelt demnach der Lügner nicht offenbar gegen dieses Naturgesetz? Der Zweck der Sprache ist die Offenbarung seiner Gedanken und er bedienet sich der Sprache, um etwas anders und oft das Gegentheil dessen kund zu machen, das er denkt. Niemand hat das Recht zur Kenntniß der Gedanken eines andern, und Jedermann steht es frey, in seinem Herzen geheim zu halten was er denket; nur Gott dem Herrn allein, der in dem Herzen liest und die Nieren durchforschet, hat er Rechenschaft darüber zu geben. Redet er aber einmal mit seinem Nebenmenschen, so kündigt er ihm gleichsam an, daß er ihm seine Gedanken mittheilen wird, und giebt ihm dadurch das Recht

von ihm zu fordern, daß er ihn nicht betrüge, sondern die Wahrheit rede; und in diesem Sinne ist die Lüge nicht nur eine Beleidigung Gottes sondern auch noch eine Beleidigung des Nächsten. Um den Menschen diesen Lehrsatz begreiflich zu machen, und sie zu überzeugen, daß es ihnen nicht erlaubt sey mit Lügen gleichsam ein Spiel zu treiben, schreibt der Apostel an die Epheser. 4, ein jeder solle der Lüge entsagen und mit seinem Nebenmenschen die Wahrheit reden, weil wir einer des andern Glieder sind. So wie also das Auge die Hand nicht trügen und die Hand dem Fuße nicht widerstreben soll, so soll auch ein Mensch den andern durch Lügen nicht hintergehen.

Die Lüge ist eine Beleidigung der göttlichen Majestät.

Gott ist die ewige Wahrheit; nicht nur kann er nicht betrügen, sondern er haßt und verabscheuet, was dieser unendlichen Vollkommenheit zuwider ist. Der Lügner, welcher der Sprache misbrauchet, und dessen Zunge anders redet als sein Herz denkt, handelt der unendlichen Wahrhaftigkeit Gottes zuwider; er thut dadurch gleichsam einen Eingriff in dieselbe. Unser Beruf unsere Bestimmung als Geschöpfe Gottes ist den Vollkommenheiten unseres Schöpfers gemäß zu leben, und die allgemeine Uebereinstimmung, welche im ganzen Weltall ist, nicht zu unterbrechen. Aus dieser Ursache behauptet Salomon, daß die lügnerischen Lippen in den Augen Gottes ein Gegenstand des Abscheues sind,

und daß nur diejenigen ihm gefallen, welche treuherzig und aufrichtig handeln. Spr. 12, 22.

Die Lüge veranlaßt viele Sünden.

Die Lüge gehört zu jenen Sünden, deren Häßlichkeit man nicht so viel in ihnen selbst, als in ihren Folgen suchen muß. Betrügerische Seelen sagt Salomon, irren in den Sünden herum. Spr. 13, 13. Bedarf es oft mehr als einer Lüge um die größten Feindseligkeiten, das Feuer der Verfolgung anzublasen, verleumderische Zungen zu wetzen, Familien auf viele Jahre zu entzweyen? Welches Unheil richtet die Lüge nicht im Handel und Wandel? Wie viele Gewerbe und Handthierungen bedienen sich derselben als eines vortreflichen Mittels zum Betruge? Wie Mancher der ein Amt im Staate hat und eine hohe Stelle bekleidet, findet in der Lüge ein Mittel seine Ungerechtigkeiten zu decken und sich auf Unkosten des Staats oder der Unterdrückten zu bereichern? Zu solchen Menschen sagt der Prophet Jeremias. Ihre Zunge lehrten sie Lügen reden, und suchten dadurch Böses zu thun. 9, 5. Aus diesen Worten schließt der h. Basilius, daß, gleichwie die Wahrheit das Ziel ist, nach welchem alle Tugenden hinlaufen, um dort ihre Dauer und Glückseligkeit zu finden, eben so ist die Lüge gleichsam die Vollendung der andern Sünden, die letzte Gränze der Bosheit.

Allgemeine Gründe, welche den Christen von der Lüge abhalten sollen.

Ohne eben alle Gründe aufzusuchen, welche jeden wahren Christen bewegen sollen der Lüge zu entsagen, wollen wir ihm dies zur Beherzigung vorlegen, daß die Lüge alle Laster vergrößert, und auf die Tugenden einen häßlichen Schatten wirft, wäre sie auch noch so gering. Der Geiz ist an sich ein Laster; bedienet aber der Geizige sich der Lüge, um seine Geldkasten desto mehr anzufüllen, so wird dadurch sein Laster ein größeres Verbrechen. Suchet der Hochmüthige sich durch Lügen zu erheben, bedienet sich der Rachgierige der Lüge, um seinen Feind desto sicherer zu treffen, der Wollustling um zum Ziele seiner Leidenschaft desto leichter zu gelangen, der Ungerechte, um seine Kunstgriffe zu decken, der Träge um seine Dürftigkeit zu beschönigen, so werden dadurch alle diese Laster häßlicher und in den Augen Gottes zu größern Verbrechen. Auf eine ähnliche Art werden die Tugenden verdunkelt, wenn sie sich der Lüge als eines Hilfsmittels bedienen, wären übrigens ihre Absichten noch so heilig. Suchet der Demüthige seine guten Eigenschaften und Werke mit Lügen zu decken; erschleicht die Barmherzigkeit durch Lügen Unterstützungen für die Nothleidenden, denen sie allein nicht helfen kann; hilft sich die Gerechtigkeit mit Lügen, um ihre Verordnungen durchzusetzen, und den Schuldigen zur Strafe zu bringen; will der Friedfertige durch Lügen Uneinigkeiten verhüten, und Versöhnungen ausmit-

teln, so werden dadurch alle diese Tugenden verdunkelt und verlieren von ihrem Werthe, so unschuldig und rein die Absichten auch sind, welche man dabey hat, weil die Lüge immer ein Uebel ist und man sich des Bösen niemal als eines Mittels zum Guten bedienen darf.

Wie gefährlich die Lüge ist, wenn sie einmal zur Gewohnheit wird.

Daß auch bey der größten Wachsamkeit auf sich selbst dem Menschen leichte Lügen jezuweilen aus dem Munde entwischen können: dies werden wir durch die tägliche Erfahrung gewahr: ein Beweis, wie groß die Menschen = Schwachheit ist. Aber daß man täglich lüge, und um seine Lügen nicht besorgt sey; daß man sie als Sünden beichte, und sie niemals bereue; daß man Gott jedesmal verspreche, sie zu unterlassen, und nicht ein einziges mal ernstlich daran denke, wie man sein Versprechen in Erfüllung bringen will; daß man zusehe, wie die verderbliche Gewohnheit immer tiefere Wurzeln faßt und dabey ganz unbekümmert fortlebe: dieß ist nicht mehr eine bloße Schwachheit, sondern eine Bosheit, worüber Gott alle diejenigen, welche derselben schuldig sind, zur Verantwortung ziehen wird. Wer bey einer bösen Gewohnheit, die er erkennt, gleichgültig bleibt, und sich nicht bemühet, sich davon loszumachen, beweist dadurch, daß ihm seine Selbstbesserung nicht nahe am Herzen liegt. Solch ein Zustand kann also unmöglich jener eines wahren und eifrigen Christen seyn, der nach

dem Rathe des Apostels nicht einschläfern sondern stets wachsam und nüchtern seyn soll.

Warum so viele Menschen die Wahrheit nicht lieben.

Wenn aus den, unserer kurzsichtigen Vernunft, unerreichbaren Wahrheiten nicht Sittenregeln folgten, die unsere Leidenschaften in ihrem Genusse stören, so würden die Menschen sich gegen den Glauben übervernünftiger Wahrheiten nicht sträuben, und die damit verknüpften Lehren pünktlich erfüllen. Aber schon der Stolz des Menschen, der glauben soll, wo er selbst nicht begreift, wird dadurch beleidigt; dann soll er die Lehre, welche sich darauf gründet, in ihrem ganzen Umfange erfüllen; er soll seine Schwachheit erkennen, er soll demüthig glauben, und andächtig anbethen. Dies behagt nicht jeder stolzen Menschenvernunft. Um also diese lästige Pflicht von sich zu wälzen, will sie selbst untersuchen, sie will ergründen, alles deutlich einsehen, alles verstehen, blos darum damit sie sich nicht unterwerfen müsse. — Die Menschenvernunft will sich nicht unterwerfen! — Wie anmassend und frech! Als wenn sie vor Gott in dem großen Weltall nicht selbst ein unbedeutendes Geschöpf wäre! Kömmt es nicht jedem aufrichtigen und ruhigen Denker vor, als wollte die Menschenvernunft, die alles einsehen alles begreifen, über alles urtheilen will, die Werke Gottes und seine Rathschlüsse vor ihren Richterstuhl ziehen, um sie zu prüfen? Dies ist doch das Betragen

der stolzen und selbstsüchtigen Vernunft, und um sich gänzlich davon zu überzeugen, denke man sich nur in die Verhältnisse hinein, in welchen der Mensch mit Gott steht. Diese Vorstellung ist dem Unglaubigen freilich äußerst schwer, weil er nur sich in der Welt betrachtet, und alles auf sich zurückzubringen suchet. Wenn er auch an das Daseyn eines Wesens glaubt, welches über ihn ist, so ist sein Glaube nur anschaulich, und er versagt ihm allen Einfluß auf seine Denkungsart in Hinsicht auf die Wahrheiten der Religion und der Natur.

Welch ein Verbrechen es sey der Wahrheit zu widerstreben.

Eben so wie es Wahrheiten giebt, welche unsern Glauben zum Gegenstande haben, und unserer Vernunft zur Pflicht machen, Gott ein Opfer ihrer Kurzsichtigkeit darzubringen, eben so giebt es Wahrheiten, welche sich auf unsere Werke beziehen, und unserm Willen, dem jeder Zwang zuwider ist, Schranken setzen. Sie lehren uns, welche Handlungen mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmen, und welche von demselben abweichen, folglich welche wir erfüllen und welche wir unterlassen sollen. Sobald also der Mensch etwas für wahr erkennt, und in der Wahrheit eine damit verknüpfte Pflicht findet, so gilt diese Erkenntniß für ihn so viel als ein göttlicher Befehl, derselben gemäß zu handeln. Verhält er sich hingegen hartnäckig, und wider-

strebt er der erkannten Wahrheit, so begeht er eine der schwersten Sünden, die man Sünde gegen den heil. Geist nennt. — So viel vermag ein jeder auch der roheste Mensch zu fassen, daß Nichts strafwürdiger ist, als einer erkannten Wahrheit geflissentlich zu widerstreben; denn in einem solchen Falle ist das Betragen des Menschen ganz Bosheit; er steht gewissermassen gegen Gott auf, indem er die Wahrheit, die nur von ihm ihren Ursprung hat, mit Füssen tritt; wie der Gottlose, wovon Jeremias 2, 20. redet, zerbricht er das Joch, unter welchem seine Leidenschaften stehen sollen, er zerreißt die Bande, welche ihn an Gott knüpfen, und mit einem unbändigen Stolze spricht er: Ich will mich nicht unterwerfen, ich werde nicht dienen. Mag nicht hierin die Ursache liegen, warum die Menschen überhaupt manche Wahrheiten so sehr fürchten? warum sie absichtlich die Gelegenheiten meiden, in welchen sie vorgetragen werden, und warum sie sich so eifrig bemühen, sie verdächtig zu machen, in ein falsches Licht zu stellen, oder als abergläubisch zu verschreien. Sie wünschten, in einer gänzlichen Unwissenheit über jene Punkte zu verbleiben, bey deren Berichtigung ihre Leidenschaften verlieren würden; sie lieben die Finsternisse, weil nichts mehr als die Finsternisse das Laster begünstigen, und wer im Dunkeln, ferne von allen Menschenblicken sündigt, schmeichelt sich gerne mit dem irrigen Gedanken, daß vielleicht das Auge des Allwissenden wohl auch nicht so ganz durchgedrungen haben möchte.

Warum ein jeder sich bestreben soll die Wahrheit zu entdecken.

Wenn es Pflicht ist, der Wahrheit gemäß zu leben, so ist es eben auch Pflicht, alles anzuwenden, um sie zu entdecken und zu erkennen. Ein jeder Mensch ist daher verbunden, jenen öffentlichen Unterrichten beyzuwohnen, wo die Wahrheiten der Religion dargestellt, und die damit verknüpften Pflichten entwickelt werden. Mit einem aufrichtigen Herzen soll er suchen, sich über alles belehren zu lassen, was seine Handlungsart berichtigt, und wodurch der wahre Geist des Christenthums in ihm befördert werden kann. Mit einem ernsthaften und zum voraus entschlossenen Willen auch alles zu vollbringen, was ihm als Pflicht wird erwiesen werden, soll er zu jenen Unterrichten hintreten, wo das Wort Gottes gepredigt wird, und dann Gott um Kräfte bitten, damit sein allzuschwacher Wille unterstützt werde, damit er in dem erlangten Erkenntnisse der Wahrheiten, die er gehört hat, fest bleiben, und nicht wie ein schwankendes Kind von jedem Winde einer falschen Lehre, welche nur Leidenschaften erdichtet haben, hin und her getrieben werde. — Wer mit solch einer Aufrichtigkeit zu Werke geht, die Wahrheit nur darum immer vollkommener zu kennen, damit er auch immer mehr wisse, was er thun soll, der wird das wahre Licht lieben, welches durch die Gnade Gottes den Menschenverstand beleuchtet,

um den Willen thätiger zu machen; mit Eifer wird er die Wahrheit annehmen, sollte sie seiner Sinnlichkeit auch noch so sehr zuwider seyn; heldenmüthig wird er mit seinen Leidenschaften in Kampf treten; er wird sich weder durch die von alten Gewohnheiten entgegengestellten Hindernisse, noch durch die mit der Vermeidung gewisser Lieblingssünden verknüpften Schwierigkeiten abschrecken lassen, weil er weiß, daß er alles durch denjenigen kann, der ihn stärket, wie der Apostel sagt. Philip. 4, 13. Hat er etwa einen Zweifel, der von irgend einem Vorurtheil, von Mangel an hinreichenden Kenntnissen, oder von falschen Erklärungen übelgesinnter Menschen herkömmt, so bedienet er sich desselben nicht als einer günstigen Gelegenheit, nach Belieben zu handeln; sondern er forschet nach; nicht wie der Unglaubige, der nur darum an gewissen Religionswahrheiten zweifelt, um die damit verbundenen Pflichten nicht erfüllen zu dürfen, verharret er absichtlich in seinem Zustande, sondern er suchet Berichtigung, weil sein Gewissen ihm so lange keine Ruhe läßt, bis er sich das Zeugniß geben kann, daß er alles, was an ihm liegt, gethan hat, um alle seine Pflichten ohne Ausnahme nur darum vollkommen zu kennen um sie vollkommen zu erfüllen.

Wie der Christ, der die Wahrheit liebet, gegen die Irrthümer gesichert wird.

Der Mensch, dessen Vernunft sehr trüglich ist,

mag wohl hie und da Irrthum für Wahrheit halten. — Wie dann? Es ist wahr, die Menschenvernunft ist irrig, weil sie zu schwach oder zu kurzsichtig ist. Verfällt sie in Irrthum, ohne ihre Schuld, und hält sie aus einer unsträflichen Unwissenheit etwas für eine Wahrheit, was keine und oft das Gegentheil ist, so wird sie deßwegen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Denn von Niemanden wird mehr verlangt als er leisten kann. Aber die weise Vorsehung, die auf alle Bedürfnisse der Menschen wachet, hat für die Folgen jener Irrthümer gesorgt, die seiner Sittlichkeit schädlich seyn können; sie hat in jedes Menschenherz ein gewisses Gefühl gelegt, wodurch zuerst die Aufmerksamkeit rege wird, dann entstehen Zweifel, und auf diese Art leitet sie ihn auf den Weg zur Berichtigung des Irrthums, zur Wahrheit. Es versteht sich, daß hier nur von jenen Wahrheiten die Rede ist, welche Pflichten mit sich bringen. Wer über irgend eine Sünde, über eine Ungerechtigkeit, über einen gesetzwidrigen Genuß im Irrthum ist, wird doch zuweilen mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit daran denken. Schlägt er diesen Gedanken nicht aus, so wird er etwas unruhig werden, er wird zweifeln. Steht ihm alsdann der Weg zur Wahrheit nicht offen? Nur listige Seelen, sagt Salomon, verirren sich in ihren Sünden. Spr. 13, 13.

Lustbarkeiten, öffentliche, Siehe Welt.

Meinung, Siehe Werke. *)

Menschenansehen.

Niemals ist es nothwendiger von der Furcht der Menschen in Absicht auf das öffentliche Bekenntniß seiner Religion und auf eine ungehinderte Erfüllung ihrer Pflichten zu sprechen, als zu einer Zeit, wo der Unglauben allgemein herrschend ist, und wo es ihm gelungen hat, diejenigen, welche sich zur Religion bekennen, lächerlich zu machen und mit Verachtung zu bedecken.

In den ersten Jahren des Christenthums, wo die Tyranenwuth die Religion verfolgte, geschah es selten, daß Jemand sie im Herzen verehrte und sie öffentlich verleugnete, sondern unerschrocken legte Jedermann seine Empfindungen an den Tag. Daher auch die h. Väter wenig von dem Menschenansehen uns in ihren Schriften hinterlassen ha-

*) Nach einer nähern Prüfung haben wir gefunden, daß unter dem Titel Werke am schicklichsten abgehandelt wird, wie der Christ bey allen seinen Handlungen eine gute Meinung haben, und mit welchen Absichten er sie verrichten soll.

ben. Bey den Verfolgungen des Unglaubens, wo man sich der Sophismen statt der Waffen bedient, und wo man nicht das Leben, sondern die Eigenliebe angreift, zeigen sich die Menschen schwächer und fürchten sich das vor Jedermann zu scheinen, was sich wirklich sind oder heimlich zu seyn wünschten, daher diese Materie heute sehr wichtig ist.

Erster Entwurf.
Ueber das Menschenansehen überhaupt.

Eine Furcht, um vernünftig und gegründet zu seyn, muß sich auf etwas beziehen, woraus für uns ein wahrer Schaden entstehen kann. Ist es um die Seligkeit zu thun, so kann kein Mensch dem andern schaden, weil das kostbare Kleinod nur in der Gewalt Gottes ist. Unsere Schätze können die Diebe rauben, unsere Güter können die Feinde verwüsten, um unser Leben kann uns der Meuchelmörder bringen, aber unsere Seele ist in keiner Menschengewalt; daher der Heiland uns auch sagt, daß wir jene nicht zu fürchten sollen, welche den Leib tödten können, sondern nur allein den, der den Leib und die Seele ins ewige Feuer stürzen kann. Wie thöricht ist daher die Furcht vor den Menschen, wenn es um das Seelenheil zu thun ist! Um dies in ein helles Licht zu stellen, wollen wir beweisen, daß sie

1 eine Beleidigung der göttlichen Majestät ist, und
2 daß der Irrthum, welcher ihr zum Grunde liegt, äußerst schädlich sey.

Nur der tolle Unglauben kann es in Zweifel ziehen, als ob die h. Religion, zu welcher wir uns bekennen, nicht ein Werk Gottes wäre. Wer sich also fürchtet, vor den Menschen diese Religion frey und öffentlich zu bekennen, der

a verleugnet eine Religion, die Gott den Menschen zu ihrer zeitlichen und ewigen Beglückung als ein Geschenk gab; er achtet die unschätzbare Wohlthat nicht, welche die Religion ihm bringt, und stimmt in so weit den Unglaubigen bey, als er sie nicht für ein nothwendiges Bedürfniß erkennt, indem er sie gleichsam verleugnet. — Und weil er mehr auf die Menschen als auf Gott achtet, so giebt er

b den Menschen gleichsam den Vorzug über Gott. Der Tadel, womit jene ihn abzuhalten suchen, wirket mehr auf ihn, als die Drohungen Gottes, er will lieber der Welt als ihm dienen, und die eitle Ehre, welche die Weltkinder ihm deswegen geben, schätzet er höher als die Ehre, ein Kind Gottes, ein Erbe des ewigen Himmelreichs zu seyn.

Wie schädlich aber der Irrthum ist, welcher jedem Menschenansehen zum Grunde liegt, wird der Christ erkennen, wenn er bey ruhigen Leidenschaften betrachtet, daß

a seine eitle Furcht vor den Menschen für ihn die Quelle unzähliger Sünden ist. Wen einmal die Furcht vor der Welt erschüttert,

den hat sie schon gewonnen, er lebt ihr ganz zu Gefallen, nimmt ihre Lehren und Grundsätze an, und wenn er sie auch im Herzen misbilliget, so handelt er im Aeußern denselben gemäß. Die Gesinnungen seines Herzens können für ihn alsdann keine Schutzwehre gegen die Sünden seyn, sondern sie gleichen einem schwachen Damm, den der Weltstrom leicht durchreißt.

b Eben diese Furcht ist für ihn auch eine Quelle von allerley heimlichen Quaalen und Gewissensängstigungen. In dem Herzen dessen, der aus Menschenfurcht handelt, sind immer einige Ueberbleibsel von Religion, und eben diese Ueberbleibsel sind der Saamen, aus welchem unzähliche Gewissensbisse aufwachsen, und häufige Vorwürfe entstehen, wegen des Abstandes seiner Gesinnungen mit seinen Handlungen.

Zweyter Entwurf.
Ueber die Grundlosigkeit der Menschenfurcht.

Der Mensch ist äußerst zu bedauern, daß immer nur das am meisten auf ihn wirket, was auf seine Sinne wirket, und daß er sich dabey so wenig bemühet, diesem schädlichen Vorurtheile auf die Spur zu kommen, um sich davon loszumachen, und sich über dasselbe unbekümmert hinwegzusetzen. Was kann es ihm zu seiner Glückseligkeit helfen, ob man ihn seiner Religion wegen lobe oder tadle?

Findet er in der Erfüllung seiner Pflichten und in den Aussichten in die Zukunft nicht eine reiche Schadloshaltung? Möchten doch die Menschen die Grundlosigkeit ihres Vorurtheils in dieser Hinsicht einsehen! Um zu dieser Erleuchtung so viel an uns liegt, beyzutragen, wollen wir beweisen,

1 wie thöricht der Mensch handelt, der sich durch Menschenansehen leiten läßt, und

2 wie feig er, ein Christ, sich dadurch zeigt.

Die Furcht vor einem Urtheil ist jedesmal ungegründet und thöricht, wenn diejenigen, welche als unsere Richter auftreten, keine Befugniß haben, und wenn ihr Urtheil uns nicht erreichen kann. Wer sind aber diejenigen, die richten?

a Gottesvergessene Menschen, für welche die Religion ein Stein des Anstoßes ist, weil sie ihre Laster misbilliget und verdammt. Warum richten sie? Um andere in ihre Schlinge zu locken und sich dadurch Gesellen ihrer Laster zu werben. Mich kümmert es wenig, sagte Paulus, daß ich von euch, das ist von solchen Menschen, gerichtet werde... Der Herr ist mein Richter.

b Was sind die Menschenurtheile und was haben sie für Folgen? Kann der Tadel, womit du deines Nebenmenschen gute Werke herabzusetzen und lächerlich zu machen suchest, ihnen etwas von ihrem Werthe nehmen? Oder ist er darum lächerlich, weil du ihn durch deine Reden lächerlich machen willst?

Der Rechtschaffene steht unerschütterlich fest bey dem Zeugnisse seines Gewissens und die Schmähreden seiner Feinde fliegen wie eitler Staub vor ihm vorüber.

Durch die Annahme des Christenthums haben wir uns unter die Fahne des Kreuzes gestellt, und uns anheischig gemacht, die Feinde des Christenthums bis auf den letzten Blutstropfen zu bekämpfen.

a Wie feig zeigt sich daher der Christ, der vor einem Tadel zurückweicht, und sich durch Reden von Menschen abschrecken läßt, deren Laster er verabscheut? Die Martyrer haben die Religion mit ihrem Blute versiegelt, und der feige Christ hat nicht so viel Muth sie gegen Feinde in Schutz zu nehmen, welche keine eiserne Pfeile sondern blos Tadelworte auf ihn losschießen.

b Die Feigheit des Christen, der sich von Menschen abschrecken läßt, ist nicht blos Schwachheit, sondern schändliche Niederträchtigkeit. Für eine Schwachheit könnte man es allenfalls gelten lassen, wenn er an seiner Ehre oder sonst einen zeitlichen Schaden litte. Aber können die Schimpfreden der Gottlosen ihn verunehren? Ist ihr Tadel im Grunde nicht ein wahres Lob und Zeugniß der Rechtschaffenheit? Er handelt also niederträchtig, wenn er sich solch ein schändliches Lob erschmeichelt.

Dritter Entwurf.
Ueber die schädlichen Wirkungen des Menschenansehens.

Der Christ, auf welchen das Menschenansehen wirket, gleicht dem Manne, der zweyen Herrn dienen will. Die Religion verehret er in seinem Herzen, und ist überzeugt, daß sie der einzige Weg zur Seligkeit ist. Weil er aber unter Menschen lebt, die in Absicht auf die Religion nicht so denken, wie er, und bey denen er in Ehren zu stehen wünscht, so machet er Versuche, ob es nicht möglich sey, ihnen zu dienen und zu Gefallen zu leben, ohne jedoch die Gesinnungen seines Herzens aufzugeben. Da Niemand zweyen sich widersprechenden Herrn dienen kann, so ist es um sein Christenthum bald gethan, wenn er sich über alle Menschenfurcht nicht hinweggesetzt, und Muth genug hat, trotz der widrigen Urtheile der Menschen, die Religion, welche er innerlich verehret, auch öffentlich zu bekennen. Um dem feigen Christen begreiflich zu machen, wie groß die Gefahr sey, in welcher er sich befindet, wollen wir ihm beweisen, daß die Furcht vor den Menschen

1. viele gute Werke hindert, die für ihn Pflicht sind, und
2. daß sie ihn zu vielen unnützen Werken und Sünden verleitet.

Niemals mehr als zu unsern Zeiten hat der Unglauben sich bemühet seinen Lieblingslehrsatz, daß nur das Religion ist, was die Vernunft

erkennt, allgemein in Schwang zu bringen; daher verschreiet er alles, was Christus geoffenbaret, und die Kirche eingeführt hat; so geschieht,

a daß die schwachen und feigen Christen sich schämen, eben jene Tugenden des Christenthums auszuüben, wodurch sie ihre Anhänglichkeit an die geoffenbarten Lehren, und ihre Ehrerbietigkeit gegen die Kirche öffentlich an den Tag legen würden.

b Wird die Religion von ihren Feinden angegriffen, über ihre Lehren gewitzelt und ihre Gebräuche gespottet, so steht er schüchtern da, er erröthet, und hat nicht Muth genug als Vertheidiger der Religion aufzutreten, und dem gottlosen Spötter den Mund zu stopfen, weil er sich fürchtet, daß auch über ihn gespottet und gelacht werden möchte.

c Und da er die Gesellschaft der Religionspötter nicht meiden will, so setzet er sich selbst in die Unmöglichkeit, eben jene Tugenden auszuüben und jene Pflichten zu erfüllen, die seinen Freunden misfallen; er verschließt sich sich also den Weg zur Selbstbesserung, und folglich zur Bekehrung.

Wer die Menschen fürchtet, der tritt bald auf ihre Wege und richtet sich nach ihren Urtheilen; er wird also

a nur solche Tugenden ausüben, welche der herschende Unglaube gleichsam zur Mode gemacht und an die Stelle der christlichen

Tugenden zu setzen versucht hat. Die vorzüglichste dieser Tugenden ist die so hochgepriesene Menschenliebe, welche bey den meisten nichts mehr als ein leeres Wort gilt, wie es ihre Werke beweisen, und welche weit unter der christlichen Menschenliebe steht.

b Wird über die Religion, ihre Lehren und Gebräuche gespottet, so nimmt der feige Christ, der änfänglich blos erröthete und schwieg, jetzt auch Antheil am Gespräche, und spottet mit den Spottenden.

c Tritt eine Gelegenheit ein, wo er gewisse Pflichten des Christenthums erfüllen soll, so findet er sich zu schwach, er setzet sich über dieselben hinweg, und suchet den Spöttern zu beweisen, daß er auch so denkt wie sie, da er heimlich zittert, weil er die Schändlichkeit seines Betragens sich selbst nicht bergen kann.

Vierter Entwurf.
Ueber die Folgen der Menschenfurcht.

Daß die Lehre des Kreuzes für den Juden ein Aergerniß, und in den Augen des Heiden eine Thorheit war, wird sich ein jeder leicht erklären können, wenn er die stolzen Erwartungen der Juden und den prachtvollen Aberglauben der Heiden neben die demüthige Religion Jesu hält. Daß also ehedem die Heiden eben diese Religion verfolgten, und zu tilgen suchten, darüber konnte sich Niemand

wundern. Aber daß Christen, welche in dieser Religion gebohren und erzogen, welche mit ihren Lehren und Grundsätzen von Kindheit an vertraut gemacht worden sind, und welche mitten unter Christen leben, wo man weder Schwerde noch Feuer, sondern höchstens Spötteleien und Stichelworte zu fürchten hat, nicht Muth genug haben sollen, diese Religion öffentlich zu bekennen: sollte dies nicht Jedermann sehr auffallend vorkommen? Weit gefährlicher ist diese Art von Verfolgung als jene, welche in der ersten Christenheit entzündet worden war, und die Folgen, welche sie nach sich zieht, sind auch bedenklicher. Laßt uns sie betrachten und zwar

1 welches Aergerniß man durch die Menschenfurcht seinem Nebenmenschen giebt, und
2 denen, welche man durch gute Beyspiele ganz besonders zu erbauen verpflichtet ist.

Da die Menschen auf dieser Welt Brüder sind, und eine und dieselbe Familie bilden, so sollen sie nach der Lehre des Evangeliums einander zur Erbauung und nicht zur Zerstörung seyn. Hat aber Jemand nicht Muth genug, seine Religion öffentlich zu bekennen, so ist er Ursache,

a daß alle diejenigen, welche Zeugen seiner Feigheit sind, die Liebe und Ehrerbietigkeit gegen die Religion nach und nach verlieren, und daß sie selbst auch kaltsinnig gegen Pflichten werden, welche sie vorher für heilig hielten.— Er ist Ursache
b daß bey den Andern die Ueberzeugung von

den Wahrheiten der Religion geschwächt werde, und daß tausend Zweifel ihnen über Lehrsätze aufsteigen, welche sie vorher aus einer innigen Ueberzeugung als das Wort Gottes verehrten; denn der Mensch ist äußerst geneigt, an der Wahrheit einer Lehre zu zweifeln, woran auch andere zu zweifeln scheinen, besonders wenn sie seinen Leidenschaften ein Stein des Anstoßes ist. — Er ist Ursache,
c daß sie ihm zuletzt nachahmen, und auch wie er ein ihrem neuen Glauben angemessenes Leben führen. Zu keiner Nachahmung zeigt sich der Mensch bereitwilliger als zur Nachahmung im Bösen, sollte er auch von jemanden dazu veranlaßt werden, von dem er überzeugt ist, daß ihn blos Menschenfurcht leitet.

Wenn schon die Pflicht Jedermann durch gute Beyspiele zu erbauen eine allgemeine Pflicht ist, so bringt sie doch gewissen Ständen eigene Verbindlichkeiten.

a Auf den Vorgesetzten ruhet also eine besondere Verantwortlichkeit, wenn sie sich zeigen, wie es leider der Fall nur zu oft ist, als schämten sie sich der Religion, und als hielten sie dieselbe unter ihrer Würde.

b Auf allen Herrschaften in Ansehung ihrer Dienstbothen und Hausgenossen. Sie sollen wissen, daß je freymüthiger sie die Religion bekennen und ihre heiligen Gebräuche verehren, desto eifriger auch ihre Dienstbothen

werden seyn, so wohl in Absicht auf ihre Standes = als auf ihre Religionspflichten. Am meisten aber ruhet die Verantwortlichkeit auf den Aeltern in Ansehung ihrer Kinder. Zeigen sie sich feig und erschrocken, und haben sie nicht Muth, vor Jedermann sich als eifrige Christen zu bekennen, so wird diese Furcht auch auf ihre Kinder übergehen, die, weil der erste Saamen bey ihnen verwahrlost worden ist, es noch weiter als ihre Aeltern treiben werden, wie es uns die Erfahrung zur Genüge beweist.

Fünfter Entwurf.
Ueber die Mittel gegen die Menschenfurcht.

Der Christ, welcher die Religion in seinem Herzen verehret und von ihrer Wahrheit überzeugt ist, aber aus Furcht von den Menschen getadelt und gespottet zu werden, sie durch seine Werke verleugnet, gleicht dem Wanderer, der bey der Abenddämmerung oder bey dem Mondscheine allenthalben lebende Geschöpfe oder gar Gespengster zu sehen glaubt, und sogleich erschrickt. Wollte er sich zu den Schreckenbildern nähern, so würde er sehen, daß sie die gemeinsten Dinge sind, die bey Tag nicht die geringsten Züge von der Gestalt eines Menschen oder eines Thiers haben. Wir fürchten uns vor dem Tadel und dem Gespötte gottloser Menschen, und was sind ihre Reden, wenn man sie näher und ohne Vorurtheile prüfet? Gleichen

sie nicht den Schimpfreden eines Mannes, dessen Todurtheil unwiderruflich gesprochen ist. Der Unglaube sieht, daß er bey allen seinen Bemühungen die Religion, welche seine Laster verdammt, nicht von ihrem Throne stürzen kann, und so bleibt seiner verzweifelnden Wuth kein anderes Mittel übrig, ihre Rache auszuüben, als über diejenigen, die e verehren, zu schimpfen und zu spotten. Da aber der Mensch schwach ist, und sich durch diese Reden abschrecken läßt, so ist nothwendig, daß man ihm

die Mittel erkläre und an die Hand gebe, welche ihn über die Eitelkeit seiner Furcht belehren.

Will der Christ, der die Religion für ein Geschenk Gottes erkennt, und weiß, daß nur im Glauben an Jesum die Seligkeit zu hoffen sey, sich über die eitle Furcht hinwegsetzen, welche so viele abschreckt, so muß er öftere Betrachtungen machen

a über den Geist dieser Religion. — Jesus sagt: wer den Pflug einmal ergreift und noch zurücksieht, ist des Himmelreichs nicht fähig. Luk. 9, 62. Diese Religion verbietet alle Rücksichten, wenn sie mit ihrem Hauptzwecke nicht übereinstimmen. Was ist ihr aber mehr zuwider als die Rücksicht, welche der schwache Christ auf die Reden der Gottlosen nimmt? —

b über das Betragen der Martyrer. — Man spottete nicht blos der Martyrer, sondern man wendete zuerst alle nur erdenkliche Mittel

an sie zu gewinnen, und dann ermordete man sie unter den grausamsten Peinen. Was sind aber bloße Schimpfe gegen diese Peinen?—

c Ueber die Unbilde, welche man Gott durch seine Schwachheit zufüget. — Jesus bringt uns seine Lehre als das einzige Rettungsmittel; er giebt denen, die sein Kreuz auf sich nehmen, einen unendlichen Lohn, und man schämet sich dieses Kreuzes, weil es in den Augen der Welt für etwas Schimpfliches gehalten wird. —

d Ueber das lasterhafte Leben der Gottlosen. — Kann man die Ursache miskennen, warum die Gottlosen sichs so sehr angelegen seyn lassen, die eifrigen Diener Jesu zu verspotten, und lächerlich zu machen? die Tugend des frommen Christen ist ihnen ein Dorn in den Augen, weil sie ein wiederholtes Verdammungsurtheil ihrer Verbrechen ist. —

e Ueber das Strafgericht des Heilandes: Wer sich meiner Person und meiner Lehre schämen wird, dessen wird sich des Menschen Sohn auch schämen wenn er in seiner Herrlichkeit kommen wird? Luk. 9, 26. — Was für ein Schicksal derjenige zu erwarten hat, den Jesus alsdann nicht für sein erkennen wird, hat er selbst bey mehreren Gelegenheiten erklärt.

Stellen aus der h. Schrift.

Um deinetwillen litt ich Schmach, und mein Gesicht wurde mit Schande bedeckt. Ps. 68.

Gott hat die Gebeine deren zerstreut, welche den Menschen gefielen, und er hat sie zu Schande gemacht, weil er sie verachtete. Ps. 52.

Hätte mich mein Feind verleumdet, so würde ich es erduldet haben und wenn Jemand, der mich haßete, von mir Böses gesprochen hätte, so würde ich mich vielleicht vor ihm verborgen haben, du aber ein anderer ich selbst, mein Bekannter u. s. w. Ps. 54.

Wer den Menschen fürchtet, wird bald fallen. Spr. 29.

Wer auf dem geraden Wage wandelt, und Gott fürchtet, wird von jenem verachtet werden, der auf den Wegen der Gottlosen geht. Spr. 14.

Diejenigen, welche mich verachten, werden mit Schande bedeckt werden. 1. Kön. 2.

Wer bist du, daß du dich vor einem sterblichen Menschen, vor des Menschen Sohn fürchtest, der wie Heu austrocknen wird? Und du hast Gott deinen Schöpfer vergessen, der des Himmels Gewölbe aufgespannt, und die Erde festgestellt hat. Is. 51.

Fürchtet die Verachtung der Menschen nicht, und erschrecket nicht vor ihren Lästerungen. Da s.

Du bist mein Diener; fürchte dich also nicht denn ich bin bey dir. Das. 41.

Fürchtet diejenigen nicht, welche den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten können, sondern fürchtet vielmehr den, der den Leib und die Seele in die Hölle stürzen kann. Matth. 10.

Wer sich meiner Person und meiner Lehren wird geschämt haben, dessen wird des Menschen Sohn sich auch schämen, wenn er einst in seiner Herrlichkeit kommen wird. Luk. 9.

Ich schäme mich des Evangeliums nicht. Röm. 1.

Ob sie gleich ihn als Gott erkannten, so ehrten sie ihn nicht als Gott, und darum überließ sie Gott ihrem verdorbenen Sinne. Röm. 1.

Mich kümmert es wenig, von euch und in diesem Leben gerichtet zu werden. 1. Kor. 4.

Suche ich dem Menschen zu gefallen? Gefiele ich den Menschen noch, so wäre ich kein Diener Christi. Gal. 1.

Sie dienten dem Auge um dem Menschen zu gefallen. Kol. 3.

Um Christi Willen sind wir thöricht. 1. Kor. 4.

Wer kann euch schaden, wenn ihr mit Eifer nach dem Guten strebet? 1. Petr. 3.

Der Antheil der Furchtsamen und Unglaubigen wird in einem Teiche voll brennenden Feuers und Schwefels seyn. Offenb. 21.

Stellen aus den h. Vätern.

Du fürchtest dich, einen Großen zu beleidigen, und fürchtest dich nicht, Gott zu beleidigen. Augustinus.

Sey unerschrocken, wenn du hörest, daß Christus beschimpft wird. Ders.

Nicht ohne Ursache hat Gott gewollt, daß wir sein Zeichen auf der Stirne, welche der Wohnsitz der Schaam ist, tragen, damit ein Christ sich der Schande Christi nicht schäme. Ders.

Es heißt nicht viel Christum im Herzem zu haben, und ihn nicht bekennen wollen, wenn man Schmachworte fürchtet. Ders.

Ferne sey von mir mich in etwas anders als im Kreuze unseres Herrn Jesu Christi zu rühmen. Der Apostel fand also darin einen Schatz, wessen der Weltweise sich schämet. Ders.

Was würde wohl derjenige thun, der Peinen erdulden sollte, wenn er sich vor Schmähworten fürchtet? Gregorius.

So wie die Schaam in Absicht auf das Böse löblich ist, so ist sie tadelhaft in Absicht auf das Gute. Sich des Bösen zu schämen ist Weisheit, des Guten aber ist Feigheit. Ders.

Nichts soll man mehr fürchten als die Furcht Gottes der Menschenfurcht hintanzusetzen. Ders.

Ich danke Gott, daß ich des Hasses der Welt

würdig gefunden worden bin. Hieronymus.

Nicht blos derjenige ist ein Verräther der Wahrheit, der sie verleugnet, sondern auch jener, der sie nicht bekennt. Chrysostomus.

Ich fürchte, verachtet und verspottet zu werden: o elender Mensch! Du willst von deinem Mitknechte nicht verspottet, aber von deinem Herrn verachtet werden. Ders.

Wie kann derjenige glauben, daß er ein Christ sey, wenn er es öffentlich zu seyn sich fürchtet? Wie kann er dereinst mit Christo seyn, wenn er sich schämet zu bekennen, daß er ihm gehöret? Cyprianus.

Welche Ursache kann man haben, sich vor dem Angesichte eines Menschen zu schämen, wenn man sich vor dem Angesichte Gottes nicht fürchtet? Bernardus.

Deine Stirne hast du offen gezeigt, um das Böse zu thun, und du ziehest sie zurück, um das Gute zu thun? Tertullian.

Ausgearbeitete Stellen.

Auf welche Christen das Menschenansehen wirkt.

Die Menschen, für welche das Christenthum ein Stein des Anstoßes ist, sind von zweyerley Art: den einen ist es gehäßig, weil es ihren Leidenschaften zu enge Gränzen setzet. Den andern

ist es blos beschwerlich, weil sie durch die Beobachtung der Pflichten, die es vorschreibt, sich von gewissen Menschen Spott und Verachtung zuziehen. Die erstern sind des Menschenansehens nicht fähig, indem sie sich über alles, was Christenthum ist, hinwegsetzen, und nach einem eigenen Religionssystem handeln, welches sie sich selbst gemacht haben; sie bekümmern sich wenig darum, ob man sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Religion oder ihrer Abneigung von derselben lobt oder tadelt, weil sie sich einmal entschlossen haben, ganz nach ihrem Sinne zu leben, und sich von den Vorschriften des Christenthums in ihrem Wandel nicht stören zu lassen. Bey den letztern verhält es sich aber anders. In ihrem Herzen hegen sie Verehrung gegen die Religion; durch die Wirkung einer sorgfältigen Erziehung sind sie von Jugend an gewöhnt worden, Achtung gegen ihre Pflichten zu haben, und sie sind vollkommen überzeugt, daß derjenige, der sie nicht erfüllet, auf die ewige Glückseligkeit keine Ansprüche haben kann. Aber weil sie sich mit Menschen umgeben sehen, die alles zu tadeln und lächerlich zu machen wissen, was nicht mit ihrer Handlungsart übereinstimmt; und weil sie den Verdacht eines blöden Verstandes, eines blinden Glaubens und einer abergläubischen Frömmigkeit von sich wegzuwälzen suchen, so ziehen sie in jenen Gelegenheiten, wo sie ihre vermeinte Ehre in Gefahr sehen, die Larve des Unglaubens an, und richten sich nach den Grundsätzen der Religionsfeinde,

um dadurch ihrem Tadel auszuweichen und ihre Achtung sich zu erbetteln.

Das Menschenansehen ist eine Unbilde Gottes.

Ist Gott das höchste Wesen, von welchem alle Geschöpfe ihren Ursprung haben, so ist es für alle Menschen Pflicht, ihn als jenes höchste Wesen zu erkennen, und ihm die Ehre zu geben, welche ihm gebührt; diese Pflicht leidet weder eine Ausnahme noch Rücksichten, und wer zugleich ihm und der Welt dienen wollte, würde ihm die größte Unbilde zufügen; durch sein Betragen würde er gleichsam zu ihm sprechen: Herr! gern wollte ich dir von diesem Augenblicke an dienen, wenn es mir in meiner Lage erlaubt wäre; der Welt, welche mir ohnehin zur Last ist, wollte ich von Herzen entsagen, wenn ich dadurch nicht zu verschiedenen Reden und Spötteleien über mich Anlaß gäbe; ich erkenne zwar meine Pflicht, dich allein und Niemanden neben dir zu verehren; deine Religion hat in meinen Augen die angenehmsten Reize, und ich empfinde auch in meinem Herzen Liebe zur Tugend. Indeß bin ich immer noch ein Diener der Welt, welche dich hasset, so wie alle diejenigen, welche nur dir dienen wollen. Könnte ich mich vor den Blicken aller Tadler und Religionsfeinde verbergen, wie eifrig wollte ich mich für dich erklären! Aber du weißt, wie unbarmherzig die Welt alle diejenigen verfolgt, welche ihre Fahnen verlassen, um unter die deinigen zu treten, und in dieser Welt muß ich einmal leben; mein

Stand, meine Verhältnisse binden mich an dieselbe, und nöthigen mich, dich oft öffentlich zu verläugnen. — „ O Mensch, ruft der h. Chrysostomus aus, „ weißt du, was diese Reden bedeuten? Du sprichst „ zu Gott: verfluche mich, Herr, meinethalben, „ wenn nur die Welt mir ihren Beyfall giebt; „ mir ist lieber für die ganze Ewigkeit ein Ge„ genstand deines Hasses und deiner Verachtung „ zu seyn, als hier auf dieser Welt nicht des Lobs „ und der Ehre der Menschen zu genießen. “ Wer erschrickt nicht bey dieser Auslegung des schändlichen Betragens gegen Gott aller derjenigen, welche sich durch die Furcht vor den Menschen von ihren Pflichten gegen ihn abhalten lassen?

Das Menschenansehen ist ein sehr allgemeines Laster.

Je größer das Sittenverderbniß in einem Lande, in einer Gemeinde ist, desto allgemeiner ist auch das Menschenansehen. Der Gottlose bedienet sich aller möglichen Mittel, um die Grundsätze geltend zu machen, nach welchen er handelt. Ist er allein, oder sind ihrer nur wenige, die mit ihm gleichen Sinnes sind, so wird von Andersdenkenden auf sie wenig Rücksicht genommen; man verachtet sie und ihre Grundsätze. Machen sie aber unter ihren Mitbürgern eine große Zahl aus, und befinden sich unter ihnen, die in Ansehen stehen, entweder durch die Stellen, die sie bekleiden, oder durch die Kenntnisse, welche sie besitzen, so geben sie den Ton, und schreiben den übrigen gewissermaßen Ge-

setze vor. Wer also nicht so viel Selbstheit hat, diese Gesetze zu verachten, und trotz denselben nach seinem Gewissen zu handeln, gehört zur Zahl jener schwachen Christen, welche die Menschen mehr als Gott fürchten, und kein Bedenken tragen, ihre Pflichter zu verleugnen, um einem Tadel auszuweichen, der ihnen zu einer wahren Ehre gereichen würde. Solche Sclaven des Menschenansehens sind nicht selten, und wer sie kennen will, darf sie nur in jenen Gesellschaften aufsuchen, wo Menschen von verschiedenen Denkungsarten zusammen kommen. Mit Verwunderung sieht man oft Männer, von denen man übrigens weiß, daß sie in ihrem Herzen Gott die gebührende Ehre geben, und seine Religion nach Würde verehren, die sich nicht so viel Muth fühlen, auch so zu reden und zu handeln, wie sie denken, und ihre Denkart, im Falle sie angegriffen wird, mit Unerschrockenheit zu vertheidigen. Und wenn sie auch dem Spötter nicht allemal vollkommen beystimmen, so geben sie ihm doch so vieles zu, daß er daraus schließt, sie seyen mit ihm doch wenigstens im Grunde einerley Meinung. Andere sind nicht nur blos schwach, sondern noch niederträchtig, und rühmen sich unaufgefordert, daß sie sich auch schon über so Manches hinweggesetzt haben, das nur noch für den Haufen tauget; sie streben nach der Ehre, etwas freyer zu denken und zu glauben, und nach dieser neuen Lehre zu handeln. Das Christenthum wünschten sie aber im Herzen doch nicht ganz in einer allgemeinen Verachtung

zu sehen, weil ihr Gewissen ihnen zu laut sagt, daß ein solcher Wunsch mit ihrer Ueberzeugung durchaus nicht übereinstimmt. Im äußern aber, um den Menschen zu gefallen, und ihren Beyfall zu erschmeicheln, tragen sie auch ihr Scherflein bey, um alle Religion aus der Welt zu verbannen, wenn es möglich wäre.—

Das Menschenansehen ist der Religion schädlicher als die Verfolgungen.

Aus der Geschichte der grausamen Verfolgungen, welche die Juden und die Heiden gegen die Religion Jesu entsponnen haben, wissen wir, daß das Blut der Martyrer, wie Tertullian damals zu ihnen sagte, einem Saamen glich, aus welchem immer mehr neue Christen hervorwuchsen, und daß dadurch die Kirche nur um so fester gegründet wurde. Indem also wegen der Verfolgungen einige Christen unter dem Schwerde fielen, standen auf einer andern Seite wegen eben dieser Verfolgungen wieder hundert andere auf, und so wurden sie zu einem wahren Beförderungsmittel der Religion, anstatt sie zu zerstören, wie es ihre Absicht war.— Das Menschenansehen ist auch eine Verfolgung gegen die Kirche, indem es ihr Christen raubt, aber dieser Raub wird ihr auf einer andern Seite nicht ersetzt; es ist ein Abgrund, in welchen sich viele Tausende hineinstürzen, aber nirgends zeigt sich eine Oeffnung, aus welcher wieder so viele andere hervorkommen. Ist demnach

das Menschenansehen nicht die schädlichste aller Verfolgungen?— Daß die Juden sich an dem Kreuze ärgerten und Jesum, der in der Armuth kam, nicht für ihren Meßias erkennen wollten; daß den Heiden eine Religion, welche Selbstverleugnung predigte, und deren Stifter an einem Kreuze starb, eine Thorheit zu seyn schien, läßt sich noch begreifen, weil die Juden von ihrem Meßias ganz andere Begriffe hatten, und weil den Heiden sinnlicher Genuß die höchste Glückseligkeit war. Aber daß heute in unsern Tagen, wo es augenscheinlich erwiesen ist, daß Jesus der Erwartete Israels war, daß seine Religion heilig ist, und daß seine Lehren an Reinheit und Erhabenheit alles, was die Menschen erdenken konnten, unendlich übertrifft; daß heute, wo das Kreuz nicht mehr ein entehrendes Blutgerüst sondern das Zeichen einer allgemeinen Verehrung ist, sich Jemand dieser Religion schäme, und sich fürchte ihre heiligen Pflichten vor den Menschen zu erfüllen: dies ist unbegreiflich. So sehr verückt das Menschenansehen den Verstand, und bringt dadurch Verderbniß ins Herz.

Wie das Menschenansehen ein Hinderniß des Guten ist.

Die Furcht vor den Menschen ist in Ansehung des Guten, welches sie verhindert, was das Aergerniß in Ansehung des Bösen ist, das durch dasselbe veranlaßt wird. Wie gern wollte so mancher Christ die Religion, welche er im Herzen verehret, und deren Verherrlichung er aufrichtig wünschet, öffent-

lich vor allen Menschen bekennen, und seinen Ruhm in der Erfüllung ihrer Pflichten suchen, wenn die Welt solche Verehrer der Religion nicht mit Schande bedeckte, und dem Gespötte Preis gäbe! Dem Unglauben hat es einmal gelungen, das Vorurtheil in Aufnahme zu bringen, als wären alle diejenigen, die es für Pflicht halten, ihre Religionsgesinnungen an den Tag zu legen, unwissend und schwach am Verstande. Was fürchtet die Eigenliebe mehr als einen Vorwurf von dieser Art? Kein Wunder also, wenn so viele Menschen tausend gute Werke aus Furcht der Menschen unterlassen, und sich um die Gnade Gottes nicht sehr bekümmern, damit sie bey der Welt nicht in Ungnade fallen.

Wie viele sich wegen der Furcht vor den Menschen in den ewigen Untergang stürzen.

Wer schon in vielen Gelegenheiten den Menschen zu gefallen gesucht hat, wird sich bald nicht mehr darum bekümmern, ob er auch Gott gefalle. Beydes kann zugleich nicht bestehen, wie es uns der Heiland selbst in dem Lehrsatze beweißt: **Niemand kann zweyen Herrn dienen; denn entweder wird er den einen hassen, und den andern lieben, oder er wird den ersten dulden, und den zweyten verachten.** Matth. 6, 24. Die Hochachtung, die er noch in seinem Herzen gegen die Religion Jesu heget, wird also allmählig verschwinden, und vielleicht ehe er sich's

versieht, wird er sich die Grundsätze, die er ehedem verachtete, gewissermaßen eigen machen; er wird sich gewöhnen, Tugend und Laster unter eben demselben Gesichtspunkte zu betrachten, wie jene, auf deren Beyfall er so viel Ehre setzt; eben so wie sie wird er das Gewissen betäuben, und sich über so manche Pflichten gleichgültig hinwegsetzen, die ihm zuvor heilig waren. Wer mit dem Gange des Menschenherzens vertraut ist, und es in den verschiedenen Gelegenheiten des Lebens schon betrachtet hat, wird es leicht begreiffen, wie bloßes Streben nach Menschenlob und Furcht vor ihrem Tadel einen sonst eifrigen Christen in den Untergang stürzen können. Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, welche, wenn sie allein waren, ihre Leidenschaften in den gehörigen Schranken hielten, und mit Eifer ihre Pflichten erfülleten. Befanden sie sich aber unter den Augen anderer, die sie fürchteten, so verließ sie ihr Muth, und ihr Eifer sank; ohne Bedenken verleugneten sie alsdann, was sie heimlich verehrten; sie schämten sich einer Lehre, welcher sie selbst die gebührende Achtung zolleten, und auf diese Art verfielen sie in den schändlichen Widerspruch mit sich selbst. Zur gänzlichen Gottesvergessenheit blieb ihnen alsdann nur noch ein Schritt zu machen übrig; und wird wohl der Mensch am Rande des Abgrundes stehen bleiben, wenn er ihn nicht sieht, und blos aus Menschenansehen die Wege betreten hat, welche zu demselben führen? —

Bey vielen ist das Menschenansehen das einzige Hinderniß ihrer Bekehrung.

Die Gnade Gottes bringt es bey einem Sünder oft so weit, daß er von der Nothwendigkeit sich zu bekehren ganz überzeugt, sich aufrichtig entschließt, die Bande, welche ihn feßelten, zu zerbrechen, und auf die Wege des Heils zurückzukehren; er ist gleichsam schon im Begriffe diesen heiligen Entschluß auszuführen als er auf einmal zurückgehalten wird: er fürchtet sich bey gewissen Bekannten ein Aufsehen zu machen, und sich ihrem Tadel auszusetzen, und dies ist ihm genug, es beym Alten bleiben zu lassen; Indeß man aber den Vorwürfen gewisser Bekannten ausweichen will, macht das Gewissen Vorwürfe. Um diese abzulehnen, tritt man mit ihm gleichsam in Unterhandlungen; man will einen Weg ausmitteln, daß man von keiner Seite getadelt werde, und man beschließt, daß man so viel sich heimlich thun läßt, der Religion getreu seyn will, dagegen aber äußerlich alles meide, was anstößig seyn könnte, und zu Tadel Anlaß geben möchte. Auf diese Art suchte ehedem der durch seine Gelehrsamkeit berühmte Victorin sich gegen den Priester Simplician zu rechtfertigen, der in ihn drang, daß er sich endlich öffentlich zum Christenthume bekennen möchte. Schon lange hatte Victorin die Wahrheit der Religion Jesu und die Thorheit des Heidenthums erkannt, aber er wollte

zu Meyland, wo er allgemein bekannt war, in einem hohen Alter kein Aufsehen machen.„ Ich „ bin innerlich ein Christ, sagte er oft seinem „ Freunde, die Religion ist ja eine Angelegenheit „ des Herzens, wozu also ein öffentliches Be„ kenntniß, wozu die Erscheinung in den Tem„ peln? machen dann die Mauern Jemanden zum „ Christen?„ Simplician widerlegte diese eiteln Einwendungen und der gelehrte Victorin ergab sich. O daß doch alle, die eine Menschenfurcht noch zurückhält, endlich die Augen öffnen, und dem Beyspiele des gelehrten Victorin nachahmen wollten! —

Wie sehr man in den ersten Jahren der Kirche das Menschenansehen für ein großes Verbrechen hielt.

Wenn in den ersten Jahren des Christenthums, wo die heftigsten Verfolgungen gegen die Bekenner Jesu wütheten, Jemand sich durch den Anblick der Peinen hat abschrecken lassen, womit man ihm drohete, und wenn er alsdann seinen Glauben blos deswegen verleugnete, um einem grausamen Tode zu entgehen, so wurde er nichts desto weniger von der Christengemeine ausgeschlossen, und nachher wurde er in dieselbe nicht eher wieder aufgenommen, bis man vollkommen überzeugt war, daß er seine Muthlosigkeit aufrichtig bereuete, und bereit war, die grausamsten Peinen eher auszustehen, als seinen Glauben noch einmal zu verleugnen. Diese Kirchenzucht, so streng sie auch

zu seyn scheint, ist mit dem Geiste des Christenthums vollkommen übereinstimmend. Jesus sagte zu seinen Jüngern und zum Volke: Wer sein Leben zu retten suchet, wird es, nemlich das ewige, verlieren, und wer meinetwegen sein Leben dahin giebt, wird es retten ... denn wer sich meiner Reden schämt, dessen wird sich der Menschensohn auch schämen, wenn er mit seiner Herrlichkeit, mit jener seines Vaters und der heiligen Engel kommen wird. Luk. 11, 24 26. Die Kirche hat daher ganz nach der Lehre Jesu gehandelt, indem sie jene feigen Menschen, die um einem grausamen Tode zu entgehen, den Namen Jesu verleugneten, von ihrer Gemeinschaft ausschloß. Um wie vielmehr verdienten diese Strafe jene Feigen unseres Jahrhunderts, welche blos um eine falsche Ehre zu retten, die mit dem Werthe des Lebens in keiner Vergleichung steht, so viele ihrer Religionspflichten verleugnen, welche sich schämen, äußerlich so manche Pflichten zu erfüllen, die sie heimlich verehren, und auch öffentlich das zu seyn zu scheinen, was sie innerlich sind? Wird sie wohl Jesus einst vor seinem Vater bekennen, da sie nicht Muth genug haben, ihn hienieden vor den Menschen zu bekennen?

Wer die Menschen fürchtet, wird wegen des Aergernisses, welches er giebt, zur Verantwortuug gezogen.

Außerdem, daß derjenige, der aus Menschenfurcht seine Pflichten verleugnet, Gott eine der

größten Unbilden anthut, machet er sich noch aller Verantwortlichkeit des Aergernisses schuldig, weil seine Sünde immer öffentlich ist. Unter allen Lastern, welche, weil sie vor den Augen der Menschen begangen werden, viele verführen und zur Nachahmung reizen, ist vielleicht keines so wirksam, als das Menschenansehen. Man läßt sich leicht überzeigen, daß weil andere Böses thun, man deshalb nicht befugt ist, auch Böses zu thun: aber daß man mit mehr Muth den Namen Jesu bekennen soll, als andere, daß man in der Erfüllung seiner Pflichten sich gewissermaßen auszeichnen, auf Lob oder Tadel keine Rücksicht nehmen und sich über alle Verachtung hinwegsetzen soll, dies will vielen nicht einleuchten, weil sie dafürhalten, daß aus Menschenfurcht handeln, weiter nichts ist, als sich aus einer Verlegenheit helfen, die für sie unangenehme Folgen haben könnte. Da also der Mensch von selbst zu diesem Vorurtheil Neigung hat, um wie viel mehr wird er darin befestigt werden, wenn er es durch Beyspiele bekräftigt sieht?

Diese Verantwortung ruhet besonders auf den Aeltern in Absicht auf ihre Kinder.

Unglücklich sind die Kinder, wenn ihre Aeltern so schwach sind, daß sie sich des Christenthums schämen, und es unter ihrer Würde halten, sie nach den Lehren desselben zu erziehen; wenn sie durch ihre Beyspiele ihnen zu erkennen geben, daß sie

die Menschen fürchten, und sich in so manchem Stücke, besonders in allem, was die Hausandacht betrifft, nach ihnen richten. Möchte nicht in dem Menschenansehen der Aeltern eine der Ursachen liegen, warum die Jugend in unsern Tagen so wenig Achtung gegen die Religion heget, und warum Kinder auch schon eine Ehre darein setzen, anders zu handeln als ihnen in dem christlichen Unterrichte gesagt wird. Welch eine Verantwortungsquelle für gewissenhafte Aeltern! Wie sollen Kinder sich des Evangeliums nicht schämen, wenn es ihren Aeltern selbst ein Gegenstand des Aergernisses ist? Wie sollen die schwachen und unwissenden Geschöpfe auf Lob und Tadel nicht sehen, wenn denjenigen, nach welchen sie sich bilden sollen, so viel darum zu thun ist? Weh demjenigen, der die Menschen mehr als Gott fürchtet! Glückselig aber der, welcher sich an Jesu nicht wird geärgert haben!

Die Furcht vor den Menschen ist eine Schwachheit des Geistes.

Eine jede Furcht, die nicht gegründet ist, beweist einen schwachen Geist. Was ist aber weniger gegründet, als was der Christ fürchtet, indem er vor den Menschen seine Religion verleugnet? Er fürchtet von der Welt getadelt zu werden; er hat also nicht Muth genug einen Tadel und zwar einen grundlosen Tadel zu ertragen; er hat das Herz nicht, der Welt, die er für verächtlich hält,

zu zeigen, daß er sie verachtet; giebt es eine größere Schwachheit? Er fürchtet sich, für einen schwachen Menschen gehalten zu werden, und er bedenkt nicht, daß er durch seine Furcht sich als einen solchen zeigt. Er schämet sich seine Gesinnungen öffentlich zu bekennen, und ist diese Schaam nicht die größte Schande? Kann es eine verächtlichere Niederträchtigkeit geben, als die Schaam, das vor den Menschen zu seyn, was man bey sich selbst ist, und was Jedermann seyn soll? Ein Schimpf, ein Stichelwort bringt dich aus der Fassung und du hast nicht Muth genug, dem Spötter zu antworten oder ihn wenigstens zu verachten? Und du willst nicht für einen schwachen Menschen gehalten werden? Wie wenig doch erfordert wird, um die Begriffe eines Menschen ganz zu verwirren! —

Oeftere Betrachtungen über den Geist der Religion Jesu sind ein vortrefliches Mittel gegen das Menschenansehen.

Nichts in dem Weltall ist ohne Zweck; ein jedes Ding hat eine Bestimmung, zu welcher es der Schöpfer erschaffen hat, und so hat auch der Mensch, das erste und edelste unter allen Geschöpfen seine Bestimmung. Er ist von Gott berufen nach seinem irdischen Wandel in den Besitz einer ewigen Glückseligkeit zu treten, und sie ewig zu genießen. Bevor er aber zu dieser Bestimmung gelangen kann, muß er gewisse Beding-

ungen erfüllen, welche der Schöpfer ihm vorgeschrieben hat, und in dieser Erfüllung darf er sich durch keine Rücksichten hindern oder abschrecken lassen. Wer also die Menschen fürchtet; wer auf sie oder ihren Tadel Rücksicht nimmt, der handelt gegen seine Bestimmung; er weichet von dem Wege ab, der ihm vorgezeichnet ist, und er wird der Gnade unwürdig, welche der Schöpfer ihm erwiesen hat. Jesus sagt daher: wer den Pflug einmal ergreift, und noch zurücksieht, der ist des Himmelreichs nicht fähig, Luk. 9, 62. Was bedeutet aber dies Zurücksehen anders als jene niederträchtige Furcht, wodurch man sich von den Menschen abschrecken läßt? Die Weltkinder hassen die Religion, weil sie ihre Laster verdammt, und darum ist ihnen ein Stein des Anstoßes, wer dieser Religion getreu lebt. Soll aber ein wahrer Christ, der von der Welt nichts zu hoffen, und von Gott alles zu fürchten hat, auf diesen Haß Rücksicht nehmen? Können die irrigen Grundsätze der Welt mit den Lehren des Christenthums in eine Vergleichung gestellt werden? Was sind alle ihre Vergnügungen, wenn man sie neben jenen Lohn hält, den Jesus seinen muthvollen Bekennern verspricht? O daß doch die Menschen, welche sich vor der Welt fürchten, diese und dergleichen Betrachtungen machen wollten, damit sie die Sache einsehen, wie sie ist, und sich durch eine eitle Furcht nicht mehr abschrecken lassen!

Meßopfer.

Unter dem Worte Meßopfer verstehen wir hier das unblutige Opfer, welches auf den Altären unserer Tempel geschlachtet wird, und eine Erneuerung desselben Opfers ist, das Jesus durch seinen Tod am Kreuze vollbracht hat. Zugleich werden wir von den Wirkungen dieses Opfers auf den Christen, der desselben theilhaftig wird, in sofern es nemlich ein Sacrament ist, noch beyfügen, was eigentlich hieher gehört, und was wir unter dem Titel Abendmahl nicht gesagt haben.

Erster Entwurf.
Ueber den hohen Werth des h. Meßopfers.

Man wird sich leicht von dem hohen Werthe des h. Meßopfers überzeugen, wenn man bedenkt, daß es nicht blos die Erfüllung aller Opfer des alten Bundes, sondern das letzte Ziel aller Opfer ist, so daß, wie der h. Leo sagt, durch das einzige Opfer des Leibs und des Bluts des Herrn alle verschiedenen Opfer erfüllt und gleichsam ersetzt werden. Jesus ist zugleich der Priester, der das Opfer vollbringt, und das Opfer, welches geschlachtet wird. Läßt sich demnach ein Opfer von einer höhern Würde denken? — Damit wir gegen das h. Meßopfer mit den gehörigen Gesinnungen beseelt werden, wollen wir betrachten

1 worauf der hohe Werth des h. Meßopfers sich gründet, und

a aus welchen Absichten Christus es eingesetzt hat.

Nachdem Jesus am Vorabende seiner Leiden durch die wunderwirkende Kraft seiner Worte das Brod und den Wein in seinen Leib und in sein Blut verwandelt und es seinen Aposteln zu genießen gegeben hatte, sprach er zu ihnen: thuet das Gleiche zu meinem Andenken. Das h. Meßopfer ist demnach

a eine Erneuerung des Abendmahls, welches Jesus mit den Aposteln hielt, indem auf den Altären eben das wiederholt wird, was er damals selbst that. Das Meßopfer ist also ein immerwährendes Denkmal seiner unbegreiflichen Liebe zu den Menschen.

b Es ist eine wiederholte Vorstellung des Kreuztodes Jesu, weil das nemliche Opfer geschlachtet wird. Die bey der h. Messe üblichen Gebethe und Zeremonien haben einen Bezug auf alles, was sich auf dem Schedelberge zutrug.

Um von dem hohen Werthe des h. Meßopfers vollends überzeugt zu werden, muß man bis auf die Absichten hinaufdringen, welche Jesum bewogen, es einzusetzen. Die vorzüglichsten dieser Absichten sind:

a Gott die Huldigung darzubieten, welche ihm als dem höchsten Wesen gebührt, ihm für die unschätzbare Gnade der Erlösung zu danken, welche die Frucht des Kreuzopfers ist,

und durch die Anbethung seiner Gottheit unter den Gestalten des Brodes und Weins ihm Beweise unseres Glaubens an seine Gegenwart in dem h. Sacramente an den Tag zu legen.

b Seiner Gerechtigkeit die wir durch unsere Sünden täglich beleidigen, zur Genugthuung jenes Opfer darzubieten, welches die Versöhnung des Himmels mit der Welt bewirkte, und dessen Verdienste unerschöpflich sind, weil das Opfer selbst von einem unendlichen Werthe ist.

Zweyter Entwurf.
Ueber dieselbe Materie.

Man mag das h. Meßopfer betrachten unter welchem Gesichtspunkte es immer ist, so findet man daß es von der höchsten Würde ist. Der tridentinische Kirchenrath nennt es das Werk Gottes: Dieses Opfer ist nemlich göttlich in seinem Ursprunge, denn nur Gottes Allmacht vermag es Brod und Wein in Fleisch und Blut ohne Veränderung der Gestalt zu verwandeln. Es ist göttlich in den Mitteln, da Gott selbst Priester und Opfer ist. Es ist göttlich in seinem Zwecke, da die Absicht ist, der göttlichen Majestät zu huldigen, ihr genug zu thun und sie mit den Menschen zu versöhnen. Damit der Christ in seinem Herzen die Gefühle von Ehrerbietigkeit aufwecke, mit welchen er sich bey der Verrichtung dieses herrlichen und

einzigen Opfers des neuen Bundes verhalten soll, muß er betrachten,

1 daß das h. Meßopfer Gott geopfert wird, und

2 daß in demselben Gott selbst das Opfer ist.

Ist das h. Meßopfer eine überaus heilige Handlung, ein Opfer, das Gott selbst dargebracht wird, so sollen alle Christen sich recht überzeugen, daß sie

a bey der Verrichtung desselben einer Handlung beywohnen, welche unter allen Religionshandlungen unstreitig die erste ist, da ihr erster Zweck ist, Gottes Majestät zu erkennen und zu verehren, und ihm durch das erhabenste aller Opfer zu huldigen.

b Ein anderer Zweck ist unsere Geringigkeit, unser Nichts in Ansehung Gottes zu erkennen, ihm alle unsere Fähigkeiten und Kräfte zu Füssen zu legen, da wir ihm alles zu verdanken haben, und von uns selbst nur schwache und hinfällige Geschöpfe sind.

c Endlich haben wir auch noch zum Zweck von Gott die Gnaden und Hilfsmittel zu erlangen, deren wir bey unserer Schwachheit bedürftig sind. Da der Tod Jesu uns durch die Erlösung den Zugang zur Gnadenquelle öffnete, können wir diese Gnaden auf keine sichrere Art erlangen, als wenn wir ihm dasselbe Opfer darbieten.

Betrachten wir nun das Opfer selbst, welches

auf unsern Altären geschlachtet wird, so finden wir denselden hohen Werth, dieselbe Erhabenheit.

a Jesus selbst, der sich am Kreuze als ein unbeflecktes Opfer seinem Vater hingab, ist auch das Opfer auf unsern Altären. Der Unterschied besteht blos darin, daß hier kein Blut mehr vergossen wird; es ist jenes reine Opfer, wovon der Prophet Malachias geweißaget, hat daß es an allen Orten vollbracht wird.

b Das Opfer der Altäre hat auch dieselbe Kraft wie das Opfer des Kreuzes; die unendlichen Verdienste, welche Jesus uns dort erkaufte, werden uns durch das h. Meßopfer zugeeignet, wenn wir auf eine würdige Art Antheil an demselben haben.

c Das Opfer der Altäre ist aus demselben Grunde auch ein Versöhnungsopfer, da die Menschen, weil sie Gott durch ihre Sünden täglich beleidigen, auch seiner Gerechtigkeit täglich genug thun sollen.

Dritter Entwurf.

Ueber die Art, wie man dem h. Meßopfer beywohnen soll.

Wären die Christen, so oft sie dem h. Meßopfer beywohnen, recht überzeugt, daß sie, wie Paulus sagt, den Tod des Herrn verkündigen, und daß sie einer Zeremonie beywohnen, in welcher alles, was auf dem Schedelberg vorgieng, wieder

erneuert wird, so würden sie sich nicht so gedankenlos in den Tempeln verhalten. Aber eben das, was ihre Andacht am meisten entflammen sollte, ist Ursache, daß sie ohne Andacht sind: Dieses Opfer wird täglich verrichtet, und was täglich geschieht, übergeht leicht in Gewohnheit; daher die Gedankenlosigkeit und die häufigen Zerstreuungen, da wir vielmehr von einer innigen Andacht gerührt Gott danken sollten, daß die reicheste aller Gnadenquellen uns so oft geöffnet wird. — Diese Andacht soll

1 äußerlich seyn, in so weit sie den Mitbeywohnenden sichtbar ist, und
2 innerlich seyn, in so fern sie in den Gefühlen des Herzens bestehet.

Da das h. Meßopfer immer in einer Versammlung von Christen verrichtet wird, welche in einer engen Gemeinschaft mit einander stehen in Absicht auf alles, was sich auf Gott und das Heil der Seelen beziehet, so ist billig, daß ein jeder zur Festhaltung und Beförderung dieser Gemeinschaft das Seinige beytrage. Es soll also ein jeder

a durch seine äußere Stellung zu erkennen geben, daß er mit allem Ernste einer Handlung beywohnet, welche die wichtigste Angelegenheit seines Herzens ist; alle Bewegungen seines Körpers, alle Züge seines Gesichts sollen Ausdrücke der innern Andacht seyn, die sein Herz empfindet, überhaupt sollen diese Aeußerungen so beschaffen seyn, daß sie zur Ent=

flammung der Andacht und zur gegenseitigen Erbauung dienen.

b Aus gleichem Grunde soll man sich fleißig hüten, durch irgend eine Unehrerbietigkeit andern Anlaß zur Zerstreuung und zum Aergernisse zu geben. Zu diesen Unehrerbietigkeiten gehören vorzüglich das vorwitzige Umhersehen, das unnothwendige Reden, die freyen Stellungen des Körpers, die auffallenden und unehrbaren Kleidungen.

Damit der Christ, der dem h. Meßopfer beywohnet, von solch einer Andacht gerührt werde, welche der Wichtigkeit der Handlung angemessen sey, so muß er sich vor allem recht zu überzeugen suchen,

a daß das h. Meßopfer eine Vorstellung und Erneuerung des Opfers ist, welches Jesus am Kreuze vollbracht hat. In dieser Absicht mache er Betrachtungen über die große Gutthat der Erlösung, über den Tod Jesu, den unsere Sünden verursachet haben, über die unschätzbaren Verdienste, welche uns durch die Kraft desselben zu Theile geworden sind, und über die Güte Gottes, der sich gewürdiget hat, dieses Opfer von den Priestern zu seinem Andenken erneuern zu lassen.

b Der Christ vereinige sein Gebeth mit jenem des Priesters, er folge ihm gleichsam Schritt vor Schritt nach, durchdringe sich mit dem Geiste der Zeremonien, und besonders an

jenen wichtigen Theilen, welche die h. Väter die schreckenvollen Augenblicke nennen, entzünde er in seinem Herzen eine inbrünstige Andacht.

Vierter Entwurf.
Ueber den Nutzen, den man aus dem h. Meßopfer ziehen soll.

Der Zweck des h. Meßopfers ist nicht blos, Gott die Ehre zu geben, welche ihm als dem höchsten Wesen gebührt, und das Opfer des Kreuztodes in seiner Kirche zu verewigen, sondern sein Wille ist auch, daß wir aus diesem Opfer, dem wir unsere Erlösung zu verdanken haben, einen immerwährenden Nutzen ziehen sollen. Von seiner Liebe zu den Menschen hatte er schon viele Beweise gegeben, aber diese Liebe sollte, wie Johannes sagt, bis zum Ende der Jahrhunderte dauern, und darum hat er das h. Meßopfer eingesetzt. Würde er uns aber dies immerwährende Denkmal seiner Liebe hinterlassen haben, wenn es nicht auch sein Wunsch gewesen wäre, daß wir gleichsam einen immerwährenden Nutzen aus dem h. Meßopfer ziehen? Damit man sich diesen Nutzen zueignen könne, wollen wir untersuchen,

1 was der Christ unter dem h. Meßopfer betrachten, und
2 was er während desselben thun soll.

Da die Christen, welche dem h. Meßopfer beywohnen, eigentlich nur Zeugen und Zuschauer sind,

und an der Verrichtung des Opfers keinen thätigen Antheil haben, so kömmt es bey ihnen ganz besonders darauf an, welche Gesinnungen sie im Herzen haben, wenn ihnen ihre Gegenwart einen Nutzen bringen soll. — Sie sollen in dieser Absicht betrachten,

a daß unter allen Religions-Handlungen und Zeremonien das Opfer die erhabenste ist. Wir sehen, daß alle Religionen von jeher ihre Opfer gehabt haben, und alle glaubten, daß sie der Gottheit, welche sie verehrten, keine größere Huldigung erzeigen könnten. Wie sehr ist aber das Opfer unserer Religion über jene des alten Bundes und der andern Religionen erhoben, da Gott selbst Priester und Opfer zugleich ist? Wir sollen betrachten, daß

b Der Zweck des h. Meßopfers nicht blos sey, Gott zu verehren, sondern ihm auch noch durch die Anbethung seiner Gegenwart unter den Gestalten des Brods und des Weins Beweise unseres Glaubens zu geben, und dadurch den stolzen Unglauben zu Schande zu machen. — Endlich sollen wir betrachten, daß

c Jesus bey der Einsetzung des h. Meßopfers eine immerwährende Hinterlage seiner Liebe, uns hat hinterlassen wollen, folglich daß wir uns dieser Liebe durch die Erkenntniß derselben und durch unsere Andacht während

der Verrichtung des Opfers würdig zu machen suchen sollen.

Ob gleich der Christ, der dem h. Meßopfer beywohnet, an der Verrichtung desselben keinen eigentlichen Antheil hat, so soll er doch nicht ganz unthätig seyn, wenn er des Nutzens theilhaftig seyn will. Er soll

a seine Meinung mit jener des Priesters vereinigen, in der Demuth seines Herzens sein Nichts erkennen, ihm ein Opfer von allem, was er hat, zu Füssen legen; seiner guten Eigenschaften, indem er erkennt, daß er sie von ihm empfangen hat: seiner Leidenschaften, damit sie wie ein Brandopfer verzehrt und vernichtet werden. — Er soll

b ihm die Bedürfnisse seiner Seele offenbaren, seine Schwachheit demüthig bekennen, und ihm betheuern, daß er nichts ohne ihn und alles durch ihn kann. — Endlich soll er

c für die schon empfangenen Gnaden, und Gutthaten danken, damit Gott dadurch bewogen werde, seine freygebige Hand nicht zu schließen, sondern sie ihm immerfort zu öffnen.

Stellen aus der h. Schrift.

Gebet dem Herrn die Ehre, bringet Opfer herbey, und bethet ihn in seinem heiligen Hause an. Ps. 26.

Was werde ich dem Herrn für alles, was er mir gegeben hat, wieder geben; den Kelch des Heils werde ich nehmen, und den Namen des Herrn anrufen. Ps. 115.

Mein Name ist groß unter den Völkern, und an allen Orten schlachtet man meinem Namen zur Ehre ein reines Opfer. Malach. 1.

Dies ist mein Blut, welches für euch vergossen wird. Mark. 14.

Thuet dies zu meinem Andenken. Luk. 22.

So oft ihr dieses Brod essen und diesen Kelch trinken werdet, so werdet ihr den Tod des Herrn bis zu seiner Ankunft verkündigen. 1. Kor. 11.

Ein jeder Hoherpriester wird aus den Menschen gewählt, und bestellt, daß er für die Menschen, was Gott betrifft, verrichte, und daß er Gaben und Opfer für die Sünden darbringe. Hebr. 5.

Es hat auch Christus sich nicht selbst so verherrlichet, daß er Hoherpriester würde, sondern der zu ihm gesprochen hat: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt. Das.

Denn wenn das Blut der Stiere und Böcke, und die Besprengung mit der Asche der Kuhe, die Unreinen von der Unreinigkeit des Körpers befreyet; wie vielmehr wird das Blut Christi, der sich selbst durch den ewigen Geist als ein untadelhaftes Opfer Gott dargegeben hat, unser Gewissen von todten Werken reinigen, damit wir dem lebendigen Gott dienen. Hebr. 9.

Solch einen Hohenpriester mußten wir haben, der

heilig, unschuldig, unbefleckt, abgesondert von den Sünden und über den Himmel erhoben wäre; der nicht, wie die Priester, nothwendig hat, täglich zuerst für die eigenen Sünden Opfer darzubringen, und sodann für die des Volkes, denn dies hat er einmal gethan, da er sich selbst opferte. Hebr. 7. 26.

Stellen aus den h. Vätern.

Das Opfer der Altäre ist ein Wunder, weil Christus sich auf denselben auf eine neue Art opfert; er ist zugleich das Opfer und der Priester dem Geist nach; es ist derselbe, der opfert und geopfert wird. Augustinus.

Das Opfer des Leibs und des Bluts Christi ist an die Stelle aller Opfer des alten Bundes getreten, welche Schatten und Bilder dessen waren, welches eingesetzt werden sollte. Ders.

Unser Herr Jesus Christus ist nach Melchisedechs Ordnung unser Priester in Ewigkeit, der sich selbst als ein Opfer für unsere Sünden dargegeben hat, und er hat befohlen, daß man zum Andenken seiner Leiden ein ähnliches Opfer vollbringe, damit, was Melchisedech Gott geopfert hat, in der Kirche Christi durch die ganze Erde geopfert wurde. Ders.

Christus als der Mittler zwischen Gott und

den Menschen, nimmt das Opfer auf in der Gestalt Gottes, in welcher er seinem Vater gleich ist, aber er hat lieber in der Gestalt eines Knechts das Opfer seyn wollen als es aufnehmen, und so ist er zugleich der Priester und das Opfer. Ders.

Wenn du einen Priester siehst, der das Opfer vollbringt, so glaube nicht, daß er es durch sich selbst thut, sondern daß Gott seine Hand auf eine unsichtbare Art ausstreckt. Chrysostomus.

Das Opfer ist heilig, mag der Priester seyn wie er immer will; es ist dasselbe Opfer, welches Jesus bey seinen Jüngern verrichtet hat; dieses ist nicht mehr als jenes, weil nicht die Menschen es heiligen, sondern Christus, der es vor ihnen geheiliget hatte. Ders.

Alsdann wird Christus auf eine offenbare Art durch uns geopfert, wenn seine Worte das Opfer heiligen, welches wir ihm darbringen. Ambrosius.

Wenn das Opfer verrichtet wird, so ist nothwendig, daß wir uns durch die Zerknirschung des Herzens opfern, denn, da wir die Geheimnisse der Leiden Christi feyern, müssen wir zu Werke bringen, was wir am Altare thun; unser Opfer wird alsdann Gott angenehm seyn, wenn wir uns selbst zum Opfer machen. Gregorius.

Das einzige Opfer des Leibs und des Bluts ist die Erfüllung aller verschiedenen Opfer, damit gleichwie jetzt nur ein Opfer ist, desgleichen von allen Völkern nur ein Reich sey. Leo.

Es ist ein sehr andächtiges und äußerst angenehmes Andenken den Tod des Herrn zu verkündigen, bis er kommt; der Tod Christi ist ein Werk ohne Beyspiel, eine Demuth ohne Schranken; ein Geschenk über alle Schätzung, und eine Gnade über all Verdienst. Bernardus.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Worte Opfer verstehen soll.

Im allgemeinen Verstande genommen ist ein Opfer eine Religionshandlung, durch welche ein Priester Gott etwas Sichtbares darlegt, das dabey entweder in seiner Wesenheit verändert oder verzehrt wird, mit der Absicht ihm als dem höchsten Wesen zu huldigen. Von jeher haben die Menschen die Opfer als die erste Pflicht der Religion, als das Hauptwesen der Verehrung angesehen, welche das Geschöpf seinem Schöpfer schuldig ist, und wodurch es seine Abhängigkeit von ihm erkennt. Es hat noch keine Religion gegeben auch bey den rohesten Völker, die es nicht für die erste Pflicht hielten ihren Gottheiten zu opfern, und so widersinnig oder grausam auch bey einigen ihre Opfer waren, so stimmten doch alle darin überein, daß man den Göttern durch Opfer huldigen müsse. Hieraus schließt der h. Thomas, daß die Opfer eine in der Natur selbst gegründete Gottesverehrung,

sind; denn giebt es einen Gott, so muß nothwendiger Weise eine Religion seyn, weil sich kein höchstes Wesen denken läßt, daß man nicht verehren muß; und ist eine Religion, so hat sie ihre Opfer, wie es die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen in dieser Hinsicht beweist, und folglich auch ihre Priester, welche das Opfer und die dabey üblichen Zeremonien verrichten.

Worauf die Pflicht Gott durch Opfer zu verehren, sich gründet.

So dunkel die Begriffe eines Menschen sind, der das prachtvolle Himmelsgewölbe betrachtet, und sich von Tausend Gegenständen umgeben sieht, die eben so wunderbar in ihrer Verschiedenheit als in ihrem Wesen und in dem Nutzen sind, den sie hervorbringen, so sagt ihm seine Vernunft oder ein gewisses Gefühl ganz deutlich, daß alles dies ein höheres Wesen als er, ein Wesen, das durch seine eigene Kraft allmächtig ist, zum Schöpfer und Urheber hat. Gerührt von Ehrerbietigkeit gegen dieses hohe Wesen und im Bewußtseyn seiner Abhängigkeit von eben diesem Schöpfer ganz vertieft, verfiel der Mensch ganz natürlich auf den Gedanken, ihm seine Huldigung dadurch zu beweisen, daß er ihm irgend ein Geschöpf opfere. Und konnte wohl der Mensch auf einen natürlichern Gedanken verfallen um Gott die Verehrungsgefühle seines Herzens zu offenbaren, als daß er von jenen Dingen, die zu seinem Gebrauche bestimmt

waren, ihm einige darlegte, und gleichsam wieder gäbe? Dadurch legte er seine Ueberzeugung an den Tag, daß alles von Gott herkommt, und daß demjenigen alles gehöre, von welchem wir alles empfangen haben. So opferten die ersten Kinder Adams Früchte der Erde und Thiere aus ihren Heerden, und diese Opfer verbrannten sie, wahrscheinlich aus der Ursache, weil sie die Opfer, die eine Gabe seyn sollten, der Gottheit selbst auf eine sichtbare Art nicht geben konnten, so verrichteten sie dieselben, mit der Ueberzeugung, daß sie dadurch das Eigenthum der Sache Gott übertrugen, indem sie es sich selbst nahmen. Hierin liegt die Ursache, warum bey einem Opfer, das zur Ehre Gottes verrichtet wird, eine wesentliche Veränderung oder eine Verzehrung Statt haben müsse.

Das h. Meßopfer ist ein wahres Opfer, das einzige des neuen Bundes.

Der Apostel Paulus schreibt in seinem Briefe an die Hebräer, K. 7. „ daß weil, das Levi„ tische Priesterthum unvollkommen war, ein an„ derer Priester nicht nach Aarons sondern nach „ Melchisedechs Art verordnet wurde, und daß „ weil das Priesterthum auf einen andern über„ tragen worden ist, diese Veränderung nothwen„ diger Weise auch eine Veränderung im Gesetze „ nach sich ziehen mußte. „ Die Opfer des alten Bundes, welche er in seinem Briefe an die

Galater 4. 9. schwache und dürftige Dinge nennt, wurden also durch das Opfer, welches Jesus am Kreuze vollbracht hat, ersetzt. An sich hatten jene Opfer keine Kraft, sondern nur durch den Glauben derjenigen, welche sie verrichteten, und nur in sofern waren sie Gott angenehm, als sie eine Vorbildung des einzigen und vollkommenen Opfers des neuen Bundes waren, auf welches alle sich bezogen. Daß aber das h. Meßopfer ein wahres Opfer sey, erklärt sich dadurch, daß in demselben eine sichtbare Gabe, welche Brod und Wein ist, sich befindet, und welche durch die Kraft der Worte des Priesters, der das Opfer verrichtet, in den Leib und in das Blut Christi verwandelt werden. Diese Verwandlung ist eine Vorstellung des Todes Jesu am Kreuze, als seine Seele durch die Vergießung des Bluts sich von seinem Leibe trennte.

Das Meßopfer ist dasselbe Opfer, welches Jesus am Kreuze vollbracht hat.

Ferne sey von uns die Meinung gewisser Irrlehrer, welche behaupten, daß, da die Verdienste des Kreuztodes Jesu unendlich sind, man in der Kirche keiner Opfer mehr bedürfe. — Wie läßt sich denken, daß Jesus, der mit den Christen, mit den Anhängern seiner Lehre einen so engen Bund geschlossen hatte, von ihnen geschieden wäre, ohne ihnen ein Opfer zu hinterlassen, wodurch sie ihm Ehre, Dank und Huldigung erweisen konnten, und

wodurch die Verbindung, in welcher sie mit ihm standen, unterhalten wurde? die Christen allein sollten also kein Opfer haben? Jesus befahl, daß wir auf unsern Altären zu seinem Andenken fortsetzen sollten, was er am letzten Abendmahle und am Kreuze vollbracht hat. Das Opfer unserer Altäre ist von jenem des Kreuzes im Grunde nicht unterschieden, sondern blos in der Art, wie es verrichtet wird. Der Altar ist die Vorstellung des Kreuzes und auf beyden ist Jesus das Opfer; was am Kreuze vollbracht worden ist, wird auf dem Altare erneuert; hier kann kein Blut vergossen werden, denn Jesus, der einmal gestorben ist, stirbt nicht mehr wieder, aber sein Tod wird durch die Vernichtung der Brod- und Weingestalten und ihre Verwandlung in den Leib und das Blut Christi, welches die h. Väter einen mystischen Tod nennen, vorgestellt. Das am Kreuze vergossene Blut war freylich zur Genugthuung für alle Sünden hinreichend, aber die Verdienste dieses Todes müßen den Menschen angewendet und eigen gemacht werden; durch das Kreuzopfer ist der unerschöpfliche Schatz gleichsam gesammelt worden, und durch das Meßopfer wird er ausgetheilt; am Kreuze opferte sich Jesus für alle Menschen überhaupt, auf dem Altare wird er für Menschen ins besondere geopfert.

Das Meßopfer ist ein Versöhnungsopfer.

Die vorzügliche Absicht des Meßopfers ist daß die Kirche ein immerwährendes Mittel habe, Gott

der durch die Sünden der Menschen täglich beleidigt wird, mit den Menschen täglich auszusöhnen, und seiner Gerechtigkeit genug zu thun. Konnte Jesus seiner Kirche einen herrlichern Beweis seiner gränzenlosen Liebe hinterlassen? Die Kraft des Opfers der Altäre ist die Kraft des Kreuzopfers selbst, und so wie dieses unsere Versöhnung bewirkte, eben so wird auch durch jenes Gott zum Troste der Sünder besänftiget. Die Kirche sagt daher in gewissen Gebethen, die sie beym Meßopfer verrichtet, daß, so oft es geopfert wird, die Sünden der Welt nachgelassen werden, und in einem andern, daß, so oft dieses Opfer verrichtet wird, das Werk der Erlösung selbst verrichtet wird. — Man sage nicht, daß wir noch andere Mittel haben, Gott zu besänftigen, und die Nachlassung unserer Sünden zu erlangen. Diese Mittel verdienen zwar alle Verehrung, und es wäre zu wünschen, daß sie von einem allgemeinern Gebrauche wären, aber wird dadurch das h. Meßopfer überflüßig? Es ist ja das eigentliche Versöhnungsopfer, aus welchem alle andere Mittel ihre Kraft ziehen, und vermag wohl etwas die Barmherzigkeit Gottes uns geneigter zu machen, als eben jenes Opfer, durch welches allein der Himmel, mit der Welt ausgesöhnt werden konnte?

Das h. Meßopfer ist vorzüglich zur Ehre Gottes eingesetzt.

Unter den verschiedenen Opfern des alten Bun-

des waren die Brandopfer besonders dazu geeignet, Gott zu ehreu; man nannte sie deßwegen auch Opfer zur Ehre Gottes. Bey solchen Opfern wurden die Gaben gänzlich in Asche verwandelt und gleichsam vernichtet; dadurch wollte man vor Gott bekennen, daß der Mensch in Ansehung seiner Majestät nichts sey. Aber noch weit mehr als alle Brandopfer ist das h. Meßopfer ein Opfer zur Ehre Gottes. Je höher die Würde des Opfers und desjenigen ist, der es verrichtet, und je mehr dieser sich dabey erniedriget, desto größer ist auch die Ehre, welche dadurch Gott erwiesen wird. Nun ist bey dem h. Meßopfer Jesus selbst das Opfer und zugleich der Priester, der es verrichtet; er, Gott selbst, stieg von dem Throne seiner Herrlichkeit herab, und erniedrigte sich so sehr, daß er die Gestalt eines Knechts annahm und bis zum Tode gehorsam wurde. Dieses Opfer; welches er einmal am Kreuze verrichtete, erneuert er täglich in unsern Tempeln und hat es verewiget. Alle diese Umstände beweisen uns, daß die Ehre, welche Gott durch das h. Meßopfer erwiesen wird, jene, die man ihm ehedem durch die Brandopfer erzeigte, so weit übertrifft, als das Opfer des neuen Bundes, über jene des alten an Würde erhaben ist.

Eine andere Absicht des h. Meßopfers ist, von Gott Gnaden zu erlangen.

Es ist von jeher in der Kirche der Glaube allgemein,

daß es auch eine Absicht des h. Meßopfers sey, von Gott die Gnaden zu erhalten, deren wir zum Heil unserer Seele bedürfen. Jesus sagte einst zu seinen Jüngern. Was ihr von meinem Vater in meinem Namen begehren werdet, das wird er euch geben. Wie kann man aber auf eine wirksamere Art im Namen des Erlösers etwas begehren, als wenn man ihm die am Kreuze errungenen Verdienste seines Sohnes selbst darbietet, oder eigentlicher da Jesus es selbst für uns begehrt, weil er bey dem h. Meßopfer nach der Erklärung der h. Väter der unsichtbare Priester ist? Die Kraft des h. Meßopfers ist so groß, daß nicht nur derjenige, der es verrichtet, für sich selbst die Erfüllung seiner Bitte erhalten kann, sondern auch noch für diejenigen, welche gegenwärtig sind, für alle, welche sich mit ihm im Geiste vereinigen so auch für jene, für welche der Priester besonders bethen will. Sogar den Seelen, welche schon diese Welt verlassen haben, und im Fegfeuer der göttlichen Gerechtigkeit noch gewisse Schulden zu entrichten haben, kann die heilsame Wirkung des h. Meßopfers zu Theile werden. Daher der allgemeine Gebrauch in der Kirche, für die Verstorbenen das h. Meßopfer zu verrichten.

Es ist auch ein Zweck des h. Meßopfers Gott für die empfangenen Gutthaten zu danken.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß kein Mensch im Stande ist, die Gutthaten aufzuzählen,

welche wir von der freygebigen Hand Gottes täglich empfangen; soll also die Dankbarkeit, die wir deshalb Gott schuldig sind, dem Werth und der Zahl dieser Gutthaten angemessen seyn, so können wir sie nur durch das h. Meßopfer auf eine würdige Art erkennen. Die Opfer hat Gott erlaubt, sagt der h. Chrysostomus, um die Menschen zur Dankbarkeit zu bewegen. Die Juden, die von Gott viele zeitliche Gutthaten erhalten hatten, erwiesen ihren Dank durch Opfer, welche denselben angemessen waren. Aber wir erhalten Gutthaten von einem unendlichen Werthe, so muß also auch das Opfer, durch welches wir unsern Dank beweisen, von einer unendlichen Würde seyn; daher wir Christen im neuen Bund uns gegen Gott der Pflicht der Dankbarkeit durch dasselbe Opfer entledigen, durch welches wir sie von ihm erflehen. Diese Erklärung giebt uns der h. Thomas; er sagt, „ daß die Gnaden, die uns Gott ertheilt, auf demselben Weg durch unsere Dankbarkeit wieder zu ihm zurückkehren sollen, auf welchem sie zu uns gekommen sind. Kommen aber die Gnaden und alle himmlischen Geschenke durch Jesum Christum zu uns, so sollen wir auch durch Jesum Christum ihm unsern Dank erzeigen. “

Mit welchem Eifer die ersten Christen dem h. Meßopfer beywohnten.

In jenen glücklichen Zeiten, wo das Christenthum noch in seiner ersten Blüthe war, und wo

gewesen, ein heiliger Eifer alle Herzen entzündete, war es nicht nothwendig für Jemanden ein Geboth zu machen, dem Meßopfer beyzuwohnen. Die Apostel hatten diesen heiligen Gebrauch selbst eingeführt, alle neu errichteten Kirchen nahmen ihn an, und häufig drängten sich die Christen an die Orte hin, wo man nach der damaligen Redensart das Brod brach. So bediente man sich durchaus dunkler Ausdrücke, die nur sie unter einander verstanden, damit die Heiden sie weniger stören konnten. Durch kein Gesetz wurden sie zu dieser Religionshandlung genöthiget, weil die ersten Eindrücke der Gnade Gottes in ihrem Herzen weit kräftiger waren als ein äußerliches Gesetz. O daß solch eine freywillige Frömmigkeit immerhin allen Gesetzen und Verordnungen, die man nachher im Christenthum zu machen genöthigt war, zuvorgekommeu wäre! denn wir müssen es gestehen: dieser erste Eifer war von keiner Dauer; die Verfolgungen, die damals wütheten, sollten ihn wohl nach Menschenbegriffen ersticken, aber eben sie entflammten ihn, und so wie das Feuer sich legte, erkaltete auch der Eifer. Allmählig nahm die strenge Zucht ab, mit dem Frieden kam die Freyheit, und so wurde alles gleichsam lockern. Man drängte sich nicht mehr zu den heiligen Handlungen der Religion, man ward gleichgültig, das Sittenverderbniß griff um sich, und die Kirche bediente sich der Gewalt, welche sie von Gott empfangen hatte, den Christen ein Geboth daraus zu machen, dem h. Meßopfer beyzuwohnen.

Mit welcher Andacht man dem h. Meßopfer beywohnen soll.

Gleichwie das sichtbare Opfer, welches der Priester in den Tempeln verrichtet, ein Zeichen des unsichtbaren Opfers ist, wobey Jesus selbst der Priester ist, eben so, sagt der h. Augustin, soll die Ehrerbietigkeit und der äußere Anstand unseres Leibs das Zeichen unserer innern Andacht und Frömmigkeit seyn. Giebt es wohl eine Gelegenheit, wo wir uns aufrichtiger und mit mehr Ehrerbietigkeit als Diener Jesu bekennen sollen, als bey einer Handlung, deren erster Zweck ist, ihn zu verehren? Wenn soll man mehr von einer innern Ehrfurcht gerührt seyn als während des Opfers, welches man zur Verherrlichung seiner Majestät verrichtet? Dann sind wir ja auch verbunden einander zu erbauen, und die frommen Gesinnungen unseres Herzens an den Tag zu legen. Unstreitig soll dies geschehen, da wir versammelt sind einen Antheil an jenem Opfer zu haben, dem wir nicht blos unsere Erlösung verdanken, sondern welches die reicheste Quelle von Gnaden und Gutthaten ist, die wir von Gott empfangen.

Welch ein großes Verbrechen es sey, wenn man während des h. Meßopfers unehrerbietig ist.

Wenn man bedenkt, daß das h. Meßopfer eine Erneuerung des Opfers ist, welches Jesus für alle Menschen am Kreuze vollbracht hat, daß es

dasselbe Opfer ist, welches unsere Versöhnung mit Gott auswirkte und uns den Zugang zur ewigen Glückseligkeit, den wir durch unsere Sünden verschlossen hatten, wieder öffnete, sollte man wohl an die Möglichkeit glauben, daß Christen sich während dieses Opfers unehrerbietig zeigen können? Wird man es wohl für übertrieben halten, wenn ich behaupte, daß alle Unanständigkeiten wahre Entheiligungen sind; daß ein jedes Gespräch, wäre es im Grunde noch so gleichgültig, eine doppelte Sünde in sich verwickelt: die Sünde der Unehrerbietigkeit und jene der Nichterfüllung eines Gebothes, das uns zur Pflicht macht mit Andacht und Aufmerksamkeit der heiligsten Handlung unserer Religion beyzuwohnen? Mit welchem Grunde darf man sich wohl schmeicheln, man habe dem Gebothe der Kirche genug gethan, wenn man ohne Wachsamkeit auf sich selbst, ohne Bemühung sich zu versammeln seinen Geist umherschweben läßt, und an das, was auf dem Altare vorgeht, nicht denkt? Und dies ist noch die geringste der Unehrerbietigkeiten, welche in der heiligen Stätte begangen werden, denn wie Mancher tritt nur darum zu den Geheimnissen der Religion, um dort den Gegenstand seiner heimlichen Leidenschaft aufzusuchen, und ihm durch Blicke, durch Winke, durch Gebärden das unreine Feuer zu erkennen zu geben, welches in seinem Herzen glühet! Wie Manche geht hin um die Augen der Anwesenden auf sich zu ziehen, und deren unehrbare Kleidungen Schlin=

gen gleichen, in welchen unbehutsame Seelen gefangen werden! Kein Wunder, daß der h. Chrysostomus schon zu seiner Zeit behauptete, daß die Unschuld in den Tempeln oft in einer eben so grossen Gefahr ist, als in den Schauspielen und auf den öffentlichen Plätzen.

Müßiggang.

Es ist beynahe nicht möglich, von dem Laster des Müßiggangs und seinen ausgebreiteten Folgen zu reden, ohne die Pflicht zu arbeiten und die Zeit wohl anzuwenden, mit einzuflechten. Diese zwey Materien, weil sie so nahe mit einander verwandt sind, werden wir hier unter einem Titel abhandeln. Wer von dem hohen Werthe der Zeit und von der Unmöglichkeit, sie wieder zurückzurufen, wenn sie einmal vorüber ist, recht überzeugt ist, dem leuchtet es von selbst ein, daß der Müßiggang, der die Zeit leichtsinnig verschleudert, zu den Hauptlastern gehört.

Erster Entwurf.
Ueber den Müßiggang überhaupt.

Ein einziger Blick auf den Lebenswandel jener Menschen, welche einen Abscheu an der Arbeit und jeder nützlichen Beschäftigung haben, überzeugt uns, daß der Müßiggang eine Quelle unzähliger Laster sey. Von Natur ist der Mensch

thätig; denn wer thut auch wohl gar Nichts? Beschäftiget er sich nicht mit etwas Gutem, so wendet er sich ans Böse, und so misbrauchet er die Fähigkeiten, welche er von Gott empfangen hat, um sie nach seinem heiligen Willen, und nicht nach den Forderungen der Sinnlichkeit geltend zu machen. Damit diejenigen, welche von der Natur einen großen Hang nach Bequemlichkeit haben, einsehen mögen, von welcher Bedeutung ihre Abneigung von der Arbeit sey, wollen wir untersuchen,

1 welch ein großes Laster der Müßiggang sey, und

2 worin es eigentlich bestehe.

Alle Menschen, sie mögen in was immer für einem Stande leben, sind verbunden, die damit verknüpften Pflichten emsig zu vollziehen. Sollten sie von ihren Berufsgeschäften mehr Zeit übrig haben, als ihnen zur Ruhe und Erholung nothwendig ist, so sind sie verpflichtet, dieselben zu eigenem oder anderer Nutzen anzuwenden. Wer dies nicht thut, der ist

a treulos und undankbar gegen Gott, dessen Talent er vergräbt. Wir alle sind einmal zur Strafe der Arbeit verurtheilt, und diese Strafe ist mit unserer gegenwärtigen Lage so innig verknüpft, daß wir derselben nicht ausweichen können, ohne uns großer Verbrechen schuldig zu machen. — Er ist

b ein Feind seiner selbst, indem er die Zeit, die Gott uns giebt, nicht nach seinen Absich-

ten anwendet. Die erste dieser Absichten ist unsere eigene Vervollkommnung, die andere ist durch die Anwendung eben dieser Zeit gegen alle Folgen des Müßiggangs geschützt zu werden. — Er ist

e ungerecht gegen seinen Nebenmenschen, dem wir alle Augenblicke schuldig sind die wir nicht für uns selbst brauchen. Unsere ganze Strebsamkeit soll dahin zielen, unser Heil und jenes unserer Nebenmenschen zubefördern. Der Müßiggänger ist also in einemgewissen Verstande nicht nur ein Dieb an sich selbst sondern auch an seinem Nebenmenschen.

Worin besteht aber eigentlich der Müßiggang? Nicht im Nichtsthun, sonst gäbe es keine Müßiggänger, sondern darin,

a wenn man seine Zeit nicht auf solche Geschäfte verwendet, die an sich gut sind, und uns oder andern irgend einen wahren Nutzen, einen zeitlichen oder einen ewigen bringen.

b Wenn man seine Zeit zwar auf Geschäfte verwendet, die an sich gut, aber doch von der Art sind, daß sie sich mit den Berufsgeschäften nicht vertragen, so daß diese dabey vernachläßiget werden. Den Berufsgeschäften gebührt vor allen der Vorzug, und alle diejenigen, welche etwas anders thun, als sie thun sollen, sind wahre Müßiggänger.

c Wenn man mehr Zeit auf Erhohlung und Ergötzungen verwendet, als die Wichtigkeit

des Geschäfts erheischt. Eine jede Arbeit erfordert Erholung, dies liegt in den Planen der Welteinrichtung; aber hier wie überall muß Maaß und Billigkeit seyn.

Zweyter Entwurf.
Ueber den Nutzen der Arbeitsamkeit.

Obgleich die Pflicht der Arbeitsamkeit eine Strafe der ersten Sünde ist, so hat Gott, dessen Weisheit immerhin auf den Nutzen des Menschen sieht, sie auf solch eine Art an die Verfassung der Welt zu heften gewußt, daß wir diese Pflicht in unserer gegenwärtigen Lage, nemlich bey den Leidenschaften, welche wir auf die Welt bringen, uud bey den Bedingnissen, unter welchen wir zur Seligkeit gelangen müssen, nicht so viel für eine Strafe als für eine wahre Wohlthat halten sollen. Erfüllen wir diese Pflicht nicht, so ist unser Untergang unvermeidlich, und zeigen wir uns gegen diese allgemeine Verordnung der Vorsehung Gottes bereitwillig, so schöpfen wir uns einen nicht zu berechnenden Nutzen. Damit wir also in uns Liebe zur Arbeitsamkeit anfeuern, wollen wir beweisen, daß sie

1 ein sicheres Bewahrungsmittel gegen das Laster, und
2 ein vortreffliches Beförderungsmittel der Tugend ist.

Der Geist des Menschen ist von Natur thätig; mit irgend etwas muß er beschäftigt seyn; ist das, womit er sich beschäftiget, nicht etwas Gutes,

oder wenigstens etwas Gleichgültiges, so ist es etwas Böses. Durch eine nützliche Arbeitsamkeit wird also der Mensch verhindert,

a seinen Geist mit etwas Bösem zu beschäftigen; er übt seine Thätigkeit mit Nutzen aus, und, so wird er gegen tausend böse Gedanken geschützt, welche in einem geschäftlosen Geiste aufwachen, und sich desselben bemeistern.

b Der Mensch ist tausend Versuchungen ausgesetzt, welche Theils von dem in ihm selbst wohnenden verderblichen Hange zur Sünde und Theils vom äußern Feinde herrühren, der beständig um ihn herschleicht, und den Augenblick belauscht, wo er ihn in seine Schlinge locken kann. Ist er aber auf eine nützliche Art beschäftigt, so werden dadurch alle Angriffe der Versuchungen vereitelt.

c Ist der Mensch nicht beschäftigt, so wird er sich selbst zur Last; um also der Langweile auszuweichen, suchet er außer sich Gelegenheiten auf, sich zu zerstreuen, und diese Gelegenheiten sind für ihn meistens gefährlich.

Die Arbeitsamkeit bringt dem Menschen nicht blos den Nutzen, daß sie ihn gegen das Böse schützet, sondern sie ist für ihn auch noch ein Beförderungsmittel der Tugend.

a Wer arbeitet, wird dadurch an die Verordnung Gottes erinnert, durch welche uns allen die Arbeit zur Pflicht gemacht worden ist,

und weil er von der Weisheit aller Verordnungen Gottes überzeugt ist, so spüret er derselben nach, um sich diese Verordnung nach Kräften zu Nutzen zu machen.

b Betrachtet er die Pflicht der Arbeit als eine Strafe Gottes, so ergiebt er sich willig in dieselbe, er erträgt sie mit Geduld, und indem er aus der Noth Tugend machet, sammelt er sich unschätzbare Verdienste für die Zukunft.

c Nimmt der Christ sich zu Gemüthe, daß er ein Sünder ist, und daß er dafür eine Strafe verdient hat, so verrichtet er sie im Geist der Buße; er bedienet sich dieser Gelegenheit, sich abzutödten, und seinen Hang nach Bequemlichkeit zu überwinden.

Dritter Entwurf.

Ueber die Gründe, worauf die Pflicht der Arbeitsamkeit ruhet.

Man würde sehr irren, wenn man die Pflicht zu arbeiten, wie es die meisten Menschen zu glauben scheinen, blos als ein zufälliges Bedürfniß ansehen wollte, und daß jeder, der nicht aus eigenen Mitteln sich seinen nothwendigen Unterhalt verschaffen kann, darum genöthigt ist, ihn durch seine Arbeit zu suchen. Die Pflicht der Arbeit ist eine Verordnung Gottes, welche in den Planen der gegenwärtigen Verfassung der Welt liegt, wovon also Niemand, der Reiche so wenig als der Arme frey ist. Um diesen Irrthum zu berichtigen, wol-

len wir die Gründe aufsuchen, auf welchen die Pflicht zu arbeiten ruhet:

1 Die einen findet der Mensch in sich selbst;
2 die andern liegen in der Verfassung der Welt und der menschlichen Gesellschaft.

Beym ersten Blicke, den der Mensch auf sich selbst, auf seinen Ursprung und auf seine letzte Bestimmung wirft, wird er sich bald überzeugt finden, daß Jedermann zur Arbeit verpflichtet ist

a als Mensch. Diese Pflicht ist dermaßen in der Natur eingegraben, daß Jedermann sie empfindet, so sehr auch die Sinnlichkeit zu einem bequemen und müßigen Leben sich hinneiget. Niemand hat es noch zu leugnen gewagt, daß der Mensch, wie Job, 5, 7. sagt, eben so zur Arbeit gebohren sey, wie der Vogel zum fliegen. — Er ist darzu verpflichtet

b als Christ. Unter diesem Gesichtspunkte ist unser aller Beruf Christo ähnlich zu seyn. Er aber war, wie der Prophet von ihm weissagte, in der Arbeit von seiner Jugend an. Ps. 86, und zu uns allen spricht er: ich habe euch bestellt, daß ihr hingehet, und Frucht bringet. Joh. 15, 16. Tausend Stellen im Evangelium beweisen uns, daß der Geist des Christenthums ein Geist der Arbeit sey. — Er ist dazu verpflichtet

c als Sünder. Dies war der Urtheilsspruch Gottes gegen Adam, so bald er seine Sünde

verübt hatte: im Schweiße deines Angesichts wirst du dein Brod essen. Gen. 3. 39. Diese Strafe gieng auf uns alle über, und mit jedem Tage verdienen wir sie auf's Neue durch die Sünden, welche wir täglich begehen.

Der Mensch ist das erste und edelste unter allen Geschöpfen; Gott hat ihn zum Herrn der ganzen Natur gemacht; alles unterwarf er seinen Füßen, wie der Prophet sagt, alle Schafe, Ochsen und Feldthiere. Aber

a ohne Arbeit kann er die Nahrung, welche die Thiere und Feldfrüchte ihm darbieten, nicht genießen. Von selbst bringt die Erde nur Disteln und Dorne hervor; nur dem arbeitsamen Ackersmann bringt sie reiche Aerndten, womit er sich, die Seinigen und seine Thiere, welche ihm seine Aecker pflügen, nähren kann.

b Die Bedürfnisse, welche die Menschen haben, sind von der Art, daß sie ein jeder für sich nicht befriedigen kann; einer bedarf der Hilfe und der Arbeit des andern, und so müßen die Menschen, die berufen sind in Gesellschaft mit einander zu leben, einer für der andern entweder durch sein Gewerb oder durch das Amt, welches er verrichtet, gegenseitig arbeiten.

c Nach dieser Verfassung erhält ein jeder von seinem Mitmenschen den Lohn für die Arbeit, welche er für ihn verrichtet. Dies ist aber blos der zeitliche Zweck. Unsere Arbeit, die

wir hier unserm Berufe gemäß im Geist der Buße und mit Ergebung in den Willen Gottes verrichten, wird auch noch mit einem ewigen Lohne bezahlt werden, und dies ist der Zweck, auf welchen der geschäftigte Christ stets hinblicken soll.

Vierter Entwurf.

Ueber die Folgen des Müßiggangs.

Wenn der Müßiggang keine andere Folgen nach sich zöge, als daß die Gesellschaft der Menschen von der Arbeit derjenigen, die diesem Laster ergeben sind, beraubt wird, so hätte es eben nicht sehr viel zu bedeuten, weil die Noth immer so viele zur Arbeit zwingt, als es der allgemeine Bedarf erheischt, und die Welt kann dennoch bestehen, wenn schon der Ertrag der Erde, die Gewerbe und Künste nicht so hoch getrieben werden, als möglich ist. Aber die Geschäftlosigkeit zieht noch andere und weit wichtigere Folgen nach sich und eben wegen dieser Folgen ist der Müßiggang ein so großes Laster. Laßt uns diese Folgen aufsuchen, und beweisen, welche Unordnungen der Müßiggang anrichtet

1 in den Geschäften, welche sich auf den zeitlichen Wohlstand beziehen,

2 in dem Geschäfte, welches das Heil der Seele zum Gegenstande hat.

Der Beruf eines jeden Menschen auf dieser Welt ist entweder ein Amt im Staate zu bekleiden und die damit verknüpften Verrichtungen zu erfüllen, oder irgend ein Gewerb zu treiben. Thut Jemand

dies nicht, und bringt er seine Zeit im Müßiggange zu, so ist die erste Folge seines Leichtsinns

a die Zerrüttung seines Hauswesens. Ein jeder Arbeiter ist seines Lohns werth sagt der Apostel, und wer nicht arbeiten will, sagt er anderswo, der soll auch nicht essen. Wie kann aber ein Hauswesen bestehen, wo kein Verdienst ist, und wo man nicht arbeitet?

b Wer dem Müßiggange ergeben ist, wird mit Langweile geplagt; um dieser auszuweichen suchet er Gesellschaft; diese kann nur aus Müßiggängern bestehen, wie sich von selbst versteht, und man trifft sie meistens in den Wirthshäusern an. Bedarf es mehr als solch einer Gelegenheit um ein Trinker zu werden.

c Das Trinken in Gesellschaften schützet die Müßiggänger nicht genug gegen die Langweile; man nimmt also seine Zuflucht zum Spiele So ergreift also der Müßiggänger alle Mittel, welche zur Verschwendung verleiten, und den Menschen in die Armuth stürzen.

Noch weit bedenklicher sind die Folgen, welche der Müßiggang in Absicht auf das Seelenheil nach sich zieht.

a Wer sich nicht mit einer nützlichen Arbeit beschäftiget, dessen Sinne stehen allen Bezauberungen, dessen Verstand und Einbildungskraft allen gefährlichen Gedanken, des-

sen Herz und Willen allen Reizungen und Leidenschaften offen.

b Wer nicht arbeitet, empfindet einen unwiderstehlichen Trieb, gleichsam außer sich selbst herauszutreten, er begiebt sich in alle Gelegenheiten ohne Unterschied, suchet alle Vergnügungen auf, und verliert das Geschäft seines Seelenheils gänzlich aus den Augen.

c Wer nicht arbeitet, und ein Hausvater ist, der setzet sich in die Unmöglichkeit seine Pflichten als Vater zu erfüllen; seinen Kindern kann er die gehörige Erziehung nicht geben, und sein Wandel ist für die unschuldigen Geschöpfe eine Kette von bösen Beyspielen.

Fünfter Entwurf.
Ueber den Werth der Zeit.

Ueber keine Gutthaten ist der Mensch überhaupt leichtsinniger als über jene, welche er beständig genießt; die Ursache ist, weil dieser ununterbrochene Genuß bey ihm zur Gewohnheit wird. Solch eine Gutthat ist die Zeit. Niemand schätzet sie, weil der Mensch, so lange er lebt, sie immerfort genießt, und weil sie nicht eher aufhöret als er selbst. Würde er zuweilen davon beraubt, so würde eben diese Beraubung ihn an das, was er genoßen hat, erinnern, und ihn vielleicht dahin bringen die Gutthat nach ihrem Werthe zu schätzen. Da uns aber sehr viel daran gelegen ist, die Zeit zu schätzen und zu benutzen, so wollen wir über diesen Punkt

Betrachtungen machen, und erklären

1 welche Begriffe wir uns von der Zeit machen, und

2 wie wir die Zeit benutzen sollen.

Um den Werth eines Dinges abschätzen zu können, muß man nicht blos auf den Nutzen sehen, den es uns bringt, sondern auch auf die Folgen, welche dessen Verlust nach sich zieht. Nach diesem Grundsatze ist die Zeit

a von einem sehr hohen Werthe. So oft wir durch eine Sünde Gott beleidigen, was uns leider sehr oft geschieht, könnte die Gerechtigkeit Gottes uns gleich zur Strafe ziehen; aber seine Barmherzigkeit giebt uns Zeit, daß wir die Sünde wieder gut machen und der Strafe ausweichen können. Ist also etwas schätzbarer als die Zeit, besonders wenn wir auf die Folgen des Verlusts hinaussehen?

b Sie ist kurz. Was ist das längste Leben des Menschen? Dem Greise, der mit dem Tode ringt, kommt es, wie ein Augenblick vor. Unsere Tage schleichen wie ein Schatten vorüber, und verschwinden schnell. Was soll uns also mehr als dieser Gedanke bewegen, jeden Augenblick, den Gott uns giebt, festzuhalten, und ihn nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen.

c Die Zeit ist unersetzlich. Ein Schatz, den man verloren hat, kann wieder gefunden werden, aber wer einmal aus den Jugendjahren

herausgetreten ist, kann in dieselben nicht mehr wieder zurückkehren den Schaden zu ersetzen. Die Buße ist das einzige Mittel, womit wir verlorene Augenblicke gleichsam wieder kaufen können. Aber die Buße soll jetzt verrichtet werden, also von jetzt an soll man keinen Augenblick mehr verlieren.

Was die Art anbelangt, wie man sich die Zeit zu Nutzen machen soll, so lehret uns der h. Bernardus, daß wir unser Geschäft nach dem Vergangenen, nach dem Gegenwärtigen und nach dem Zukünftigen einrichten sollen.

a Nach dem Vergangenen. Wir sollen auf unsern ganzen Lebenswandel einen Rückblick werfen, unsere Aufmerksamkeit besonders auf jene Stunden werfen, die wir verloren oder übel angewendet haben, und von einer wahren Reue gerührt sollen wir nach dem Beyspiele des Propheten Isaias diese Jahre in der Bitterkeit unserer Seele durchdenken. 38, 15.

b Nach dem Gegenwärtigen. Wir sollen von einem thätigen Eifer beseelt jeden Augenblick, so wie er unter unsere Gewalt fällt, festhalten, und ihn nicht hinschleichen lassen, ohne ihn zuvor mit einem guten Werke auszufüllen, damit bey uns volle Tage gefunden werden. Ps. 72, 10.

c Nach den Zukünftigen. Der Zeit, die Gott uns noch geben wird, sollen wir gute Vor-

säße entgegenschicken, mit einem festen Willen, sie in Erfüllung zu bringen. Die zukünftigen Tage sind für uns ein Schatz im Hinterhalt; es sind die guten Tage, von deren Nutzen wir uns, nach dem Rathe Salomons, nicht berauben sollen. Syr. 14, 14.

Sechster Entwurf.

Ueber den Leichtsinn in Hinsicht auf den Verlust der Zeit.

Salomon sagt in seinen Sprüchen: „ wer „ während der Aerndte einsammelt, der ist „ ein weiser Sohn, wer aber im Sommer ruhig „ bleibt, der ist ein Sohn der Verwirrung. Spr. „ 10, 5. “ Die Zeit, welche Gott uns giebt, so lange wir hienieden in unserer sterblichen Hülle wandeln, gleicht der Aerndtezeit; benutzen wir nicht alle Augenblicke, die er uns vergönnt, so handeln wir eben so thöricht, wie jene, welche während der Aerndtzeit müßig sind. Werfen wir nun einen Blick auf unsern vergangenen Lebenswandel, wie viele Stunden werden wir finden, wo wir nicht sammelten, sondern die wir leichtsinnig verschleuderten. O daß doch die Menschen über ihren Leichtsinn in Absicht auf den Verlust der Zeit die Augen öffnen möchten! Um bey uns diese Aufmerksamkeit aufzuwecken, wollen wir betrachten,

1 welche Stunden wir für verlorene Stunden halten sollen, und
2 welchen Nutzen wir aus der Betrachtung über

unsere verlorenen Stunden ziehen sollen.

Es läßt sich leicht denken, daß es verschiedene Arten giebt die Zeit zu verlieren, ob es gleich nur eine giebt, sie wohl anzuwenden, wenn man nemlich seine Berufsgeschäfte keinen andern, wären sie auch noch so löblich an sich, hintansetzet. Man kann also für verlorene Stunden halten

a alle jene Stunden, welche man mit Nichtsthun zubringt, nach der Art gewisser Personen, die ihre Tage müßig verschleudern, niemals irgend eine Beschäftigung vornehmen, und in einer beständigen Unthätigkeit gleichsam von Langweile leben. —

b Alle Stunden, welche man mit Bösesthun zubringt. Der Gottlose ist oft eben so geschäftig und noch geschäftiger als der Rechtschaffene; seine Tage sind angefüllt, und seine Hände sind nicht leer, aber sie sind mit Werken der Bosheit angefüllt; sie sind also für ihn verloren.

c Auch jene Stunden können wir für verlorene Stunden halten, welche man nicht mit Berufsgeschäften zubringt. Ein jeder bleibe in dem Berufe, zu welchem er berufen worden ist, sagt der Apostel, wer also etwas anders thun wollte, als er thun soll, der ist ein unnützer Diener,

Was kann dem Menschen nützlicher seyn, als wenn er öftere Rückblicke auf seinen Lebenswandel wirft, um zu sehen wie er seine Zeit angewendet

hat, und wie viele Stunden für ihn verloren sind. Dergleichen Rückblicke und Betrachtungen werden ihn überzeugen,

a welch ein sträflicher Leichtsinn und welch ein schändlicher Undank es gegen Gott sey, wenn man die Stunden, die Gott uns in seiner Güte und Barmherzigkeit gegeben hat, nicht anwendet, um damit die Seligkeit zu erkaufen.

b Er wird nach Mitteln sinnen, wie er das Uebel, das jetzt einmal geschehen ist, so viel sich noch thun läßt, wieder ersetzen kann; diese Mittel bestehen nach der Lehre des h. Gregorius darin, daß man die verlorenen Stunden beweine, und Buße thue.

c Er wird ernsthafte Vorsätze machen, die Stunden, die ihm noch übrig bleiben, desto besser anzuwenden; einer jeden wird er ihre Beschäftigung anweisen, und alle so unter die Arbeit und die nothwendige Erholung austheilen, daß ihm keine mehr entschlüpfen kann.

Stellen aus der h. Schrift.

Im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brod essen. Gen. 3. 17.

Die Erde wird deiner Sünde wegen verflucht werden, durch deine Arbeit wirst du während dei-

des ganzen Lebens die Nahrung ziehen. Das.

Der Mensch wird zur Arbeit gebohren, wie der Vogel zum fliegen. Job. 5.

Bist du fleißig, so wird die Aerndte, wie eine Quelle fließen, und die Dürftigkeit wird weit von dir fliehen. Spr. 6.

Der Mensch wird zu seinem Werke ausgehen und bis gegen Abend arbeiten. Ps. 103.

Der Faule will und will nicht. Spr. 13.

Wer dem Müßiggange pflegt, ist ein Thörichter. Spr. 12.

Hasse die schwere Arbeit und den Akerbau nicht, den der Allerhöchste eingesetzt hat. Syr. 33.

Die Tage des Menschen sind kurz. Job. 14.

Der Mensch ist der Eitelkeit gleich geworden, seine Tage gehen wie ein Schatten vorüber. Ps. 17. 3.

Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Matth. 20

Ruf die Arbeiter, und gieb ihnen ihren Lohn. Das.

Arbeitet, da es Tag ist; die Nacht kommt, wo Niemand wird arbeiten können. Joh. 9.

Ein jeder wird den Lohn erhalten, nach seiner Arbeit. 1. Kor. 3.

Wir arbeiten mit unsern Händen. Das. 4.

Die Zeit ist kurz; man gebrauche also diese Welt, als gebrauchte man sie nicht; denn die Gestalt der Welt vergeht. Das. 7.

Wir bitten euch, daß ihr euer Geschäft, und

euere Handarbeit verrichtet, wie wir es euch befohlen haben. 1. Theſſ. 4. 10

Wer nicht arbeiten will, der eſſe auch nicht. 2. Theſſ. 3. 1

Da wir noch Zeit haben, so laßt uns Gutes thun. Gal. 6.

Stellen aus den h. Vätern.

Ohne Arbeit kann keine Tugend seyn, weil die Arbeit der Fortgang der Tugend iſt. Ambroſius.

Nicht denen, die ſchlafen und müßiggehen, ſondern denen, die wachen und arbeiten verſpricht der Herr den Lohn. Derſ.

Unſer Herz vergißt, was innerlich vorgeht, wenn es äußerlich beſchäftigt iſt. Gregorius.

Wir kaufen die Zeit wieder, wenn wir die Augenblicke beweinen, welche wir mit Schwelgen verloren haben. Derſ.

Arbeite immer etwas, damit der Teufel dich allezeit beſchäftigt antreffe. Hieronymus.

Der Müßiggang iſt ein Roſt, der Verſtand und Weisheit frißt. Derſ.

Die Zeit zum Säen iſt die gegenwärtige Zeit. Derſ.

Eine jede Hoffnung, die ſich auf die Zeit gründet, iſt ungewiß, weil die Zeit ſelbſt ungewiß iſt. Auguſtinus.

Niemand wird ein Bürger des Himmels werden, der den Müßiggang liebet. Ders.

Gott hat den Menschen zur Arbeit erschaffen, und nach diesem Zwecke hat er seine Glieder gestaltet; der Müßiggänger weicht also von der Verordnung Gottes und dem Zwecke der Schöpfung. Chrysostomus.

Eine Seele, welche von Müßiggang und Ausschweifungen lebt, läßt sich leicht überwinden. Ders.

So wie die Erde, in welcher kein guter Saamen liegt allerley Unkraut hervorbringt, eben so die Seele, wenn sie nicht mit etwas Nützlichem beschäftigt wird, da sie an sich thätig ist, beschäftiget sie sich mit etwas Bösem. Ders.

Der Müßiggang ist ein Zusammenfluß von Anfechtungen und bösen Gedanken. Bernardus.

So wie eine mäßige Arbeit die Regungen des Fleisches einhält, eben so läßt ihnen der Müßiggang den Zaum los. Ders.

Die Tage des Heils gehen vorüber, und Niemand denkt daran. Ders.

Die Zeit flieht vorüber, ohne wiederzukommen, und der Thörichte weiß nicht was er verliert. Ders.

Wie kann man den Müßiggang nicht hassen, da der Mensch durch denselben unter die Ameise und die Biene herabgesetzt wird? Basilius.

Der Müßiggang ist die Schule der Bosheit. Ders.

Ausgearbeitete Stellen.

Was der Müßiggang sey.

Im allgemeinen Verstande versteht man unter dem Worte Müßiggang ein unthätiges Leben, in welchem man keine bestimmte und standesmäßige Beschäftigung hat, sondern seine Tage mit Nichtsthun oder mit eiteln und schädlichen Beschäftigungen, dergleichen das Spiel, das Trinken, das beständige Besuchen der Gesellschaften sind, zubringt. In einem engern Verstande ist der Müßiggang nach der Erklärung des h. Bernardus eine Hinläßigkeit in Absicht auf das Seelenheil. Er hält also auch für Müßiggänger jene Christen, welche nicht nach ihrem Berufe leben, welche ihre Gedanken ganz allein dahin richten, wie sie sich Reichthümer sammeln und ihre Vermögensumstände verbessern, und dabey nicht darauf bedacht sind, eben diese zeitlichen Geschäfte dem Hauptgeschäfte, jenem, welches das Heil ihrer Seele zum Gegenstande hat, nachzuordnen. Der h. Vater hält also für einen Müßiggänger jeden Menschen, der nicht thut, was er thun soll und wie er es thun soll. Indeß ist der Müßiggang von der ersten Art jener, der eigentlich die Schule aller Bosheit ist, weil der Mensch niemals mehr des Bösen fähig ist, als wenn er mit nichts beschäftigt ist.

Wo man den Ursprung der Pflicht zu arbeiten aufsuchen soll.

Den Ursprung der Pflicht zu arbeiten, für einen jeden nach seinem Stande, müssen wir in der Geschichte unserer Urältern aufsuchen; seit ihrem Falle ist sie mit unserer unvollkommenen Natur wesentlich verknüpft. Aber durch eine weise Einrichtung der göttlichen Vorsehung, die aus dem Bösen Gutes zu ziehen, und alles zum Beßten des Menschen zu lenken weiß, ist diese Pflicht jetzt für uns zu einem Mittel geworden, wodurch wir die ewige Glückseligkeit, worauf wir ohne Ansprüche auf der Welt erscheinen, wieder erobern können. Diese selige Pflicht ist also bey der gegenwärtigen Verfassung für den Christen nicht so viel eine Strafe der Sünde als ein Mittel, die Folgen eben dieser Sünde zu tilgen, und nach seinem Tode eben das wieder zu werden, was er ohne Arbeit geworden wäre, wenn der erste Mensch seine Lage besser zu schätzen, und die Befehle dessen, dem er sie allein zu verdanken hatte, genauer vollzogen hätte.— Seit dem Anbeginne der Welt lag in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit, daß die Menschen hienieden in ungleichen Ständen unter einander leben sollten. Dem einen ist von den Gütern der Erde, aus welchen wir durch die Arbeit unsern Unterhalt ziehen, ein größerer und dem andern ein kleinerer Antheil zugefallen, und viele sind davon gänzlich beraubt. Von dem Ertrage derselben können die

letztern, was ihr Bedarf erheischt, nur dadurch erlangen, wenn sie denen, die sie im Ueberflusse besitzen, und die erforderliche Arbeit nicht selbst bestreiten können, entweder helfen, oder andere Produkten ihrer Arbeit und ihres Kunstfleißes verkaufen. Der Schöpfer hat die Bedürfnisse der Menschen sehr vervielfältiget und sie so eingerichtet, daß Niemand selbst und aus eigenen Kräften sie befriedigen kann. Wir sind daher im Bedarfe unserer gegenseitigen Arbeiten, und in dieser Anordnung liegt der erste Grund der Verschiedenheit der Stände. Andere Verrichtungen erfordern die Verhältnisse der Gesellschaft, woraus die zu ihrer Festhaltung nothwendigen Aemter, Stellen und Würden entstanden sind. Wieder andere Verrichtungen haben die Belehrung der Menschen, wie sie die Pflichten ihres Berufs erfüllen sollen, und die Darreichung der Mittel, wodurch sie zur Seligkeit gelangen können, zum Gegenstande. Alles hängt also in der Welt zusammen; alles bietet sich gleichsam die Hand, um sich gegenseitig zum Zwecke zu helfen, und ein jeder trägt durch seine Arbeiten und Verrichtungen nach seinem Berufe das Seinige zur Fortwälzung der Dinge bey.

Niemand ist von der Pflicht zu arbeiten frey.

Obgleich der Schöpfer die Güter der Erde in ungleichem Maaße ausgetheilt hat, so hielt er deßwegen doch Niemanden von der Pflicht zu arbeiten und sich auf eine nützliche Art zu beschäftigen

frey, wenigstens so lange die Kräfte seines Körpers und Verstandes eine Beschäftigung zulassen, und auf diese Art wird erklärbar, warum der ungleichen Austheilung der Reichthümer und Stände keine Ungerechtigkeit zum Grunde liegt. Es ist kein Stand, wäre er noch so hoch, der nicht seine Arbeiten und Beschäftigungen mit sich bringt. Der Reiche muß durch einen wachsamen Fleiß seinen Ueberfluß oft theuer erkaufen; denn ist er nicht thätig, hält er in seinem Geschäfte nicht Ordnung, lebt er in einem sorgelosen Müßiggange seine Tage dahin, so wird sein Reichthum nach und nach sich verlieren; seine Besitzungen werden eine nach der andern verschwinden, und vielleicht nur er allein wird sich nicht erklären können, was aus denselben geworden ist.

Der Müßiggang ist die Schule aller Laster.

„ Gleichwie ein Wasser, das keinen Ablauf „ hat, sagt der h. Bernardus, und in Tiefen verschlossen bleibt, sich verderbt, und allerley Ungeziefer ernähret, eben so wird der Leib durch „ den Müßiggang verderbt, und giebt allen Regungen der Wollust und des Fleisches Nahrung. “ In dieser Schule lernet ein jeder nach seinem Alter, nach seinem Stande, nach der Lage, in welcher er sich befindet, nach dem Reichthum, den er besitzt, nnd nach den Menschen, mit welchen er im Umgange ist, verschiedene Laster, und auf diese Art ist der Müßiggang im Allge-

meinen genommen die Schule aller Laster. Wird der Jüngling im Müßiggange erzogen, so gewöhnet er sich an ein geschäftloses Leben; er faßt eine Abneigung an jeder Arbeit, und so wird er zu jedem Stande, den er Berufs halber antreten soll, unfähig. Eine in dem Müßiggange erzogene Tochter gewöhnet sich nicht an jene Hausarbeiten, zu welchen ihr Geschlecht berufen ist. Wird sie wohl mit der Zeit thun, was sie in ihrer Jugend nie gelernt hat? Tändeley, Kleiderpracht und Besuchen der Gesellschaften wird ihr einziges Geschäft seyn, und welch einen Ausgang solch eine im Müßiggange gereifte Jugend nimmt, lehret uns eine traurige Erfahrung nur zu viel. Bey einem Hausvater oder einer Hausmutter richtet der Müßiggang gleiches Unheil; die Zerrüttung des Hauswesens ist die erste Folge; kommt einmal Mangel und Dürftigkeit, so nimmt man zu allerley Mitteln seine Zuflucht, die der Lüge und des Betrugs selten rein sind: das Heil seiner Seele verliert man ganz außer Acht, und so werden allen Lastern Thüre und Angel geöffnet. Bey höhern Ständen, wo man seine Zeit in den Gesellschaften verschleudert, erzeugt der Müßiggang andere eben so bedenkliche Laster; die Gespräche sind entweder Verleumdungen der Abwesenden, oder Spötteleien über die Religion, und so ist der Müßiggang eine Schule der Lieblosigkeit gegen seinen Nebenmenschen und des Unglaubens; kurz es ist kein Laster, das aus dieser unreinen Quelle nicht fließt.

Der Müßiggang verleitet zur Verschwendung und zum Spiele.

Der Müßiggang allein als bloße Geschäftlosigkeit betrachtet, vermag es freylich beym Reichen nicht immer, ihn in die Dürftigkeit zu bringen, weil der Ertrag seiner Besitzungen auch bey einem müßigen Leben vielleicht hinreichen würde. Aber die Folgen, die äusserst selten ausbleiben, stürzen ihn ins Unglück. — Der Müßiggänger, dem seine Berufsgeschäfte zuwider sind, kann nicht in einer gänzlichen Unthätigkeit seyn: ein solcher Zustand ist bey einem gesunden Menschen nicht denkbar. Etwas muß er immer thun; und da es nichts Gutes ist, eben darum weil er im Müßiggange lebt, so ist es Böses. Anstatt seinen Geist mit der Beförderung seiner Vermögens Umstände und seines Hauswesens zu beschäftigen, denkt er an die Befriedigung seiner Leidenschaften, denen der Müßiggang einen kräftigen Schwung giebt, und er läßt sich von ihnen ganz beherrschen. Wie in diesem Falle die Verschwendung eine nothwendige Folge des Müßiggangs seyn müsse, erklärt sich von selbst; denn die Befriedigung der Leidenschaften zieht große Ausgaben nach sich, wie es wohl ein jeder Mensch weiß. Luxus, Prachtsucht und Sittenlosigkeit trift man nirgends mehr an, als bey dem Müßiggänger; das Bedürfniß des Zeitvertreibs nöthiget ihn zu manchen Unkosten, wovon der arbeitsame Mann frey ist; er kömmt

in tausend Gesellschaften, aus welchen er selten nach Hause geht, ohne einen beträchtlichen Theil seines Vermögens in denselben eingebüßt zu haben. Wie Mancher hat in einer Nacht auf dem Spieltische gelassen, was seine Aeltern oft durch viele Jahre mit saurer Mühe erworben haben? Wird auf diese Art, ohne von andern Ausgaben zu erwähnen, die ich nicht nennen will, nicht schon begreiflich, wie der Sturz der größten Vermögen oft durch den Müßiggang eines Einzigen in so kurzer Zeit befördert werden kann, und warum so viele schon erwachsene Kinder mit nagenden Erinnerungen und weinenden Augen bey Besitzungen jetzt vorübergehen müssen, die ehedem ihren Aeltern gehörten?

Welches Unheil der Müßiggang bey dem Manne aus der gemeinen Menschenklasse anrichtet.

Was der Müßiggang beym Reichen im Großen bewirkt, richtet er beym gemeinen Mann im Kleinen an, aber die Folgen sind im Grunde dieselben, und für beyde auf gleiche Art bedenklich. Verschwendung und übertriebene Ausgaben können bey dem Müßiggänger aus der geringern Menschenklasse nicht Statt haben, denn er vermag es nicht. Aber ist das Unglück für ihn nicht schon groß genug, wenn durch den Müßiggang seine Nahrungsquelle verstopft wird, und wenn der Ertrag seiner Arbeit, der zum Bedarfe des Tages oft kaum hinreicht, nur auf einige Tage ausbleibt?

Wer wird alle Uebel berechnen, welche ein Hauswesen gleichsam in die Wette zerrütten, wenn der Hausvater des Tages ganze Stunden, und in der Woche manchmal ganze Tage auf dem Lehnsessel zubringt; wenn er seine Arbeit schläfrig verrichtet; wenn er bey heranrückendem Abende sie zeitlicher als billig verläßt, und, wie der Fall nicht selten ist, im Wirthshause, wo er täglich gewisse Bekannte antrifft, oft den beßten Theil seines Verdienstes zurückläßt? Wer wird alle Folgen, die aus solch einem leichtsinnigen Betragen sowohl für seine Kinder als für ihn selbst erwachsen, auf einmal überdenken und unter einem Gesichtspunkte fassen können? Ueberall zeigen sich in seinem Hause die traurigsten Spuren von Mangel und Elend; die Nahrung ist dürftig, die Kleidung schlecht, und das Hausgeräth äußerst armselig. Die Erziehung der Kinder wird ganz vernachläßigt, weil die Mittel dazu fehlen; sie verwildern unter den Augen der Aeltern, und ihre Seele wird durch den Mangel, in welchem sie aufwachsen, eben so abgestumpft und gefühllos, wie der Körper durch denselben abgehärtet und verwildert wird. Daß in solch einem Falle zum Schuldenmachen die Zuflucht genommen wird, wobey man wohl voraussieht, daß man mit der Verschwendung des Geldes auch alle Hoffnung, es dereinst wieder zurückzustatten, verschwendet, beweißt uns die Erfahrung leider nur zu oft.

Wie der Müßiggang Anlaß zu allerley bösen Gedanken giebt.

Der Müßiggänger ist nur deßwegen diesem Laster ergeben, weil er einen Ekel an der Beschäftigung und dagegen einen größern Hang nach der Bequemlichkeit empfindet. Aber wenn sein Körper unthätig ist, so ist sein Geist um so thätiger. Gedanken von aller Art dringen sich ihm wechselweise auf, und tausend Dinge fallen ihm ein, woran er unter der Arbeit nie gedacht hätte. Seine Einbildungskraft wird auch mehr erhitzt; wie der von einer Blume zur andern flatternde Schmetterling schwebt sie in der Gedankenwelt herum; alles sieht sie mit äußerst lebhaften Farben gemalt; alles ist thätig vor ihrem Blicke; sie sieht nichts als Bilder, und diese folgen auf einander, bald mit eben der abwechselnden Schnelligkeit, wie die Gemälde eines Schattenspiels an der Wand, bald verweilet sie sich, und ihre Augen weiden sich bis zur gänzlichen Sättigung an ihrer Ansicht. — Daß aber alle diese Gedanken und Vorstellungen des Müßiggängers sich auf keine gute und zur Tugend reizende Gegenstände beziehen, bedarf wohl keines Beweises. Wem die Arbeit zuwider ist, der hat gewiß auch an allen Einrichtungen Abscheu, die auf seine Besserung zwecken; denn sie stören ihn noch weit mehr als die Arbeit im Hange nach Unthätigkeit. Nun frage ich: werden die lebhaften und meistens üppigen Bilder und Vorstellungen,

die den Geist des Müßiggängers so sehr beschäftigen, ohne Folge bleiben? Wird er es bey der bloßen Anschauung bewenden lassen, ohne auch nach dem in der Wirklichkeit zu streben, was ihm seine Einbildungskraft mit so vielen Reizen darstellt? Ist nicht natürlich, daß die leidenschaftlichen Triebe bey demjenigen zuerst und am öftesten zur Erfüllung gelangen, bey welchem sie mit der größten Lebhaftigkeit rege werden? Und wo kann dies mehr als beym Müßiggänger der Fall seyn? — Man betrachte einen Menschen, der seine Arbeit oder sein Berufsgeschäft mit Fleiße und Thätigkeit verrichtet. Sein Geist heftet sich ganz an den Gegenstand, der ihn beschäftigt; er kann keinen fremden Gedanken den Zugang in seine Seele gestatten; noch weniger kann er in angenehmen Zerstreuungen umherschweben, weil sonst seine Arbeit oder seine Beschäftigung unterbrochen werden müßte. Er ist genöthiget, immer nur an das zu denken, was er vor sich hat, und da es, als Beschäftigung betrachtet, etwas gutes ist, so kann er auch nur gute Gedanken haben. Wenn ihm auch hie und da so Manches in den Sinn kömmt, das eben nicht ganz untadelhaft ist, so wirkt es selten mit vieler Lebhaftigkeit auf ihn; es verfliegt wieder mit eben der Leichtigkeit, mit welcher es herbey schwebte.

Wie der Müßiggang zu Versuchungen aller Art Anlaß giebt.

Der Geist des Menschen ist niemals unthätig;

er ist immer mit etwas beschäftigt; aber doch nur mit einem Dinge kann er auf einmal beschäftigt seyn. Wegen seiner engen Verbindung mit dem Körper, mit welchem er in einer gegenseitigen Abhängigkeit steht, kann er seine Aufmerksamkeit nicht wohl auf etwas anders richten als auf das, womit der Körper sich beschäftiget. So oft also der Mensch eine körperliche Arbeit verrichtet, können bey ihm keine fremde folglich keine böse Gedanken Statt haben; der böse Feind, der stets um ihn her schleicht, kann mit seinen Versuchungen nichts bey ihm ausrichten; die Regungen des Fleisches, die Begierden der Sinnlichkeit, die Bezauberungen der Wollust, die Reize der Sünde: alles schlummert, während er arbeitet, und so ist eine jede nützliche Beschäftigung das sicherste Bewahrungsmittel gegen die Versuchungen. Ist aber der Körper unthätig, und beschäftiget der Christ sich nicht mit ernsthaften Gedanken, so hat der böse Feind ein freyes Feld vor sich: seine Angriffe finden nirgends ein Hinderniß; der Geist, der ohnehin geneigter ist böse Gedanken aufzunehmen als gute, zeigt sich bereitwillig; er läßt sich von den Einsprechungen des Satans ganz führen und er ergiebt sich selbst unter die Gewalt der Versuchungen, welche die Folge davon sind. Der h. Hieronymus rathet einem seiner Freunde immer etwas zu thun, damit der böse Feind ihn allezeit beschäftigt antreffe.

Von welch einem großen Werthe die Zeit sey.

Nur darum heftet man einen Werth an das Geld, weil man mit demselben schätzbare Dinge kaufen und sich alle Mittel anschaffen kann, seinen Bedürfnissen abzuhelfen. Man ist daher sehr geschäftig, es zu erwerben, und man verwahret es fleißig. Berechnen wir nun nach diesem Grundsatze den Werth der Zeit, so werden wir finden, daß er sehr groß ist, und daß nichts wie die Zeit unsere Strebsamkeit so sehr verdient. Die Zeit ist das Geld, womit man die ewige Glückseligkeit kauft. Wer sie nach dem Rathe des weisen Syrachs 4, 23. fleißig bewahret, und sie nach ihrem Werthe benutzt, der erhält dadurch eben die Ansprüche auf die Seligkeit, wie auf irgend ein Ding, welches man mit Geld erkauft hat. Hieraus läßt sich nun leicht der Schaden berechnen, welcher aus dem Verlust der Zeit entsteht. Der Schaden eines verlorenen Dings ist immer mit dessen Werthe im Verhältnisse, und wenn es unwiederbringlich verloren ist, so ist der Schaden um so grösser. Wer eine Gelegenheit Gutes zu thun vorübergehen läßt, kann sie nicht mehr einholen, der Verlust derselben kann weder durch Reue noch durch Versprechen wieder ersetzt werden. Es können zwar wieder ähnliche Gelegenheiten sich zeigen, in welchen wir das Gute thun können, welches wir in jener Gelegenheit, die so schnell vorüber geeilt ist, hätten ausüben können. Aber wer ist uns Bürge dafür,

daß wir sie noch erleben werden? und wenn wir sie auch erleben, werden sie nicht eben auch mit einem schnellen Fluge vorübereilen? Werden wir uns nicht wieder so gleichgültig verhalten, und den Verlust erst erkennen, wenn er einmal nicht mehr wird zu ersetzen seyn? Unbegreiflich ist der Leichtsinn der Menschen in dieser Hinsicht. Sie lassen jede Gelegenheit, Gutes zu thun, unbekümmert verstreichen, weil sie denken, dergleichen Gelegenheiten kommen wieder, und diese werden sie alsdann benutzen. Und kommen wieder solche Gelegenheiten, worauf sie sich sorgelos verlassen, so vergeben sie eben so wie die ersten, und so häufen sich die verlorenen Stunden. Sie bedenken nicht, daß ihre Zahl sich immer vermehrt, und daß sie zuletzt mit Wucher zunimmt; folglich daß man um so mehrere Stunden verliert als man schon verloren hat.

Der Leichtsinn in Absicht auf den Verlust der Zeit nimmt gewöhnlich mit den Jahren zu.

Um sich zu überzeugen, daß die Menschen, je wichtiger die Zeit für sie wird, gewöhnlich desto leichtsinniger gegen dieselbe werden, werfe man auf seine schon durchlebten Tage einen Rückblick; man steige bis in die Jugend hinauf, und überschaue unpartheyisch alle Jahre bis zum Standpunkte, wo man sich wirklich befindet. Werden nicht die meisten bey dieser Selbstprüfung gestehen müssen, daß sie in der Jugend ihre Zeit am beßten angewendet haben, und daß ihr Leichtsinn mit den

Jahren wuchs? Hören wir nicht alle Tage Menschen, welche ihre Jugendjahre rühmen, und unverholen gestehen, daß sie heute bey weitem das Gute nicht thun, welches sie damals verrichteten? Sehen sie es bey stillschweigen der Eigenliebe nicht selbst ein, daß ihr Eifer zur Tugend und zur Besserung von Jahre zu Jahre abnimmt, und daß sie immer gleichgültiger werden? Sie bekennen es, daß sie sich stufenweise verschlimmern, und in eben dem Verhältnisse die Zeit zu ihrer Besserung verbinläßigen. Aber weiter geht ihr Bekenntniß nicht. Nur noch eine einzige ganz unmittelbare Schlußfolge hätten sie zu ziehen: mein Leichtsinnn in Hinsicht auf die Zeit wird also bis zum Grabe immer zunehmen; ich werde in dasselbe gelegt werden, und nicht einen einzigen benutzten Augenblick werde ich mit mir bringen, dann würde ihr Bekenntniß ihnen zu Nutzen werden; erstaunt über ihren bisherigen Leichtsinn, würden sie zu sich selbst sprechen: „ nun ist's Zeit, daß ich still „ stehe, und mich von dem Strome nicht mehr „ hinreissen lasse. Ich bin meinem Ende vielleicht „ näher als ich glaube, und der gegenwärtige „ Augenblick möchte wohl der letzte seyn. Lasse „ ich ihn wie die übrigen unbenutzt vorübergehen, „ so kömmt vielleicht keiner mehr wieder, und „ ich bin ein ewig unglückliches Opfer meines „ Leichtsinns. Ich will also wenigstens diesen be„ nutzen, und ich hoffe, daß Gott mir die vielen „ Stunden, welche ich verloren habe, verzeihen

„ wird. Jetzt ist mir Gott mit seiner Gnade
„ vielleicht nahe, dies könnte wohl der einzige
„ Augenblick seyn, wo ich ihn noch finden kann;
„ ich will also dem Rathe des Propheten Isaias
„ folgen, ich will ihn suchen, da er noch
„ gefunden werden kann. 55, 6. “

Wie thöricht diejenigen handeln, welche nicht die gegenwärtige Zeit benutzen.

Was ist das Leben des Menschen hienieden, wenn wir es in Hinsicht auf seine Dauer betrachten? So lange es unvollendet ist, und das Erde noch in der Zukunft liegt, zählen wir viele Jahre, und diese Jahre dehnen wir in unserer Rechnung dermassen aus, daß wir ihr Ende nicht sehen. Unser Grabhügel kömmt uns vor wie ein Berg, der eine unübersehbare Ebene begränzt, und sich in einem entfernten Hintergrunde verliert; zuletzt sehen wir zwischen ihm und der grauen Wolke, die ihn bedeckt, keinen Unterschied mehr. So lange der Mensch gesund ist, dauert gewöhnlich dieser Wahn, und wenn schon seine Haare zu grauen und sein Körper zu wanken anfangen, so sieht er sein Grab immer noch hinter dem entfernten Berge; oft hat er schon einen Fuß in demselben, und er verspricht sich doch noch viele Tage zu leben. Lassen ihm aber eine ernsthafte Krankheit, die Versicherung des Arztes und seiner Freunde keinen Zweifel über seinen nahen Tod mehr, so jammert er über die Kürze seines Lebens; siebenzig, achzig

Jahre scheinen ihm jetzt wie der gestrige Tag, der vorüber ist; wie ein Schatten sind seine Tage verflogen; es kömmt ihm vor, als wäre er vom Mutterleibe zum Grabe getragen worden, und als wäre sein ganzes Leben nur ein Hauch gewesen. — Glückselig ist derjenige, der am Rande seines Grabes nicht einen ängstlichen Rückblick auf seine durchlebten Tage zurückwerfen muß. Glückselig derjenige, der während seines Lebens von der Kürze desselben überzeugt ist, und deswegen jeden Augenblick benutzt; der jetzt seine verlorenen Stunden fleißig übersieht, und die noch nicht durchlebten nicht unbesonnen hinschleichen läßt. In seiner letzten Stunde wird er über die Kürze seines Lebens nicht klagen, weil er weiß, daß ein gutes Leben, so kurz es auch seyn mag, immer lang genug gewesen ist.

Neid.

Obgleich der Neid zu jenen Materien gehört, welche selten auf den Kanzeln abgehandelt werden, so ist er darum nicht weniger ein häßliches Laster, weil er sich mit der Nächstenliebe, jenem edeln und ausschließlichen Charakterzuge eines wahren Christen, nicht verträgt, und überdies wegen der Unzufriedenheit, die er mit sich bringt, eine wahre Empörung gegen die Vorsehung Gottes ist, der die Güter der Erde, die Fähigkeiten der Seele

und seine Gnaden in Absicht auf die Erlangung der Seligkeit in seiner Weisheit austheilt. Aus diesem Grunde ist es nothwendig dieses häßliche Laster in seiner Blöße darzustellen, und zwar um so mehr, weil der Neidische sein Laster, dessen er sich schämet, sich selbst zu bergen suchet.

Erster Entwurf.
Ueber das Laster des Neids überhaupt.

Aus einem allgemeinen Vorurtheile sehen die Menschen den Neid überhaupt für ein unbedeutendes Laster an, wahrscheinlich darum, sagt der h. Thomas, weil dieses Laster sich nicht sehr äußert, indem es seinen Sitz in der Tiefe des Herzens hat, und sich so viel als möglich zu verbergen suchet. Auch darum mag der Neidische seine lieblosen Gefühle für wenig achten, weil sie das Glück dessen, den er beneidet, im Grunde nicht beeinträchtigen. Aber Gott, der die Herzen und Nieren durchforschet, urtheilet über diese Gefühle an sich, und unter diesem Gesichtspunkte müssen auch wir Menschen sie betrachten. Um die Irrthümer eines jeden aus uns in dieser Hinsicht zu berichtigen, wollen wir beweisen,

1 welch ein häßliches Laster der Neid ist, und
2 wie allgemein es unter den Menschen herrschet.

Wenn schon ein jedes Laster seine eigene Häßlichkeit hat, und derjenige, welcher damit behaftet ist, sie selbst wohl einsieht, so schämet er sich

doch deshalb nicht, sondern setzet oft noch einen gewissen Ruhm darein. Mit dem Laster des Neids verhält es sich aber nicht so.

a Der Neidische suchet nicht nur die schändlichen Gefühle, welche ihn heimlich beunruhigen, den Blicken seiner Mitmenschen zu entziehen, sondern er will sie sogar sich selbst bergen, und er erröthet, so oft er sie gewahr wird; und darum ist auch die Eigenliebe für kein Laster mehr als für den Neid bemüht, ihm das Gewand einer Tugend zu umhängen, und es demjenigen, der damit behaftet ist, als einen gerechten Eifer darzustellen.

b Da der Neid ein Verdruß, ein geheimer Schmerz wegen des Glücks eines andern ist, und doch alle Menschen unter Gott, dem Geber alles Guten stehen, so begeht der eine gegen den andern eine Art von Ungerechtigkeit, wenn er ihn um ein Glück beneidet, das dieser von Gott empfangen hat, und wenn er es ihm gleichsam in Gedanken raubet.

Eben so allgemein als häßlich ist das Laster des Neids.

a Es ist in der bürgerlichen Gesellschaft kein Stand, der den Menschen nicht unzählige Gelegenheiten des Neids darbietet; es ist kein Gewerb, das dieses Laster nicht aufweckt, keine Lage, die uns gegen dasselbe sichert. „Der Mensch, sagt der h. Augustin, benei=

„ det jene, die ihm gleich sind, weil er ihnen
„ gleich gehalten wird; jene die unter ihm
„ sind, weil er sich fürchtet, sie möchten
„ ihm gleich gehalten werden, und jene
„ die über ihm sind, weil er ihnen nicht
„ gleich gehalten wird. „

b Auch in Absicht auf die Ursachen, welche den Neid aufwecken, ist dieses Uebel ohne Schranken; er zieht in sein Gebiet nicht nur die Glücksgüter der Erde und die Fähigkeiten der Seele, sondern auch Ehre, Lob und Ruhm, und sogar jene sonderbaren Gunstbezeugungen, wodurch Gott den Tugendeifer seiner Auserwählten zuweilen schon auf dieser Erde belohnt.

Zweyter Entwurf.
Ueber den Charakter des Neids.

Der Neid ist von den übrigen Leidenschaften darin unterschieden, daß er gleichsam mit allen Tugenden in Kampf tritt, da jede der übrigen Leidenschaften nur mit der ihr entgegengesetzten Tugend ins Feld zieht. Er steht zugleich gegen Gott und gegen den Nebenmenschen auf, und er verfolgt sogar sich selbst durch die heimlichen Quaalen und Unruhen, welche er sich zuzieht. Dies ist bey dem Neide das Eigenthümlichste: eine jede Leidenschaft bringt ihr eigenes Vergnügen, in welchem ihre Reize und Bezauberungen bestehen; dem Neidischen aber bringt seine Leidenschaft nur

Verdruß und Peinen; sie zeigt ihm den Genuß nur in der Ferne, und quälet ihn durch den Anblick eines Glücks, das er vergebens wünscht. Laßt uns den Charakter des Neids auseinandersetzen, und beweisen

1 daß der Neidische undankbar gegen Gott,
2 ungerecht gegen seinen Mitmenschen, und
3 grausam gegen sich selbst ist.

Wenn schon Gott seine Gaben, weil er sie Niemanden schuldig ist, nach willkühr austheilt, so öffnet er doch seine freygebige Hand einem jeden Menschen, und wir sind ihm deshalb unsern Dank schuldig. Aber der Neidische ist

a immer unzufrieden; was er von Gott empfangen hat, ist ihm nicht genug, weil er das will, was seine neidischen Augen sehen, und weil seine Habsucht unersättlich ist, so setzet er seinen Begierden keine Gränzen.

b Doch nicht so viel in der Unersättlichkeit seiner Begierden als in der Mißkenntniß des Guten, das er wirklich besitzt, zeigt sich sein Undank gegen Gott. So schätzbar das auch ist, was Gott ihm gegeben hat, so hält er es für nichts, weil er das nicht auch noch hat, was seine neidischen Augen an seinem Nebenmenschen sehen, und sein Herz darum verlangt.

Sind wir Menschen als Brüder verbunden einander von Herzen zu lieben, und einer dem andern all Gutes zu wünschen, das er sich selbst wünscht, so handelt der Neidische ungerecht, weil er

a seinem Bruder das Glück nicht gönnt, welches ihn erfreuet; heimlich wünscht er, daß die Sonne, welche seine frohen Tage beleuchtet, sich trübe, und mit düstern Gewitterwolken überzogen werde, und sein schadenfrohes Herz findet nur an fremdem Unglücke Vergnügen.

b Noch mehr beweist der Neidische seine Ungerechtigkeit, indem er nicht blos wünscht, den Nebenmenschen seines Glücks beraubt zu sehen, sondern er will ihn dessen berauben um es sich selbst zuzueignen. Seine neidischen Wünsche begreifen also in sich eine doppelte Ungerechtigkeit.

Weil aber die Wünsche des Neidischen gewöhnlich unerfüllt bleiben, und sein Neid nur darum rege ist, weil ihm die Mittel ermangeln, zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, so ist

a der Neidische grausam gegen sich selbst; der Gegenstand seiner Qualen schwebt ihm unaufhörlich vor den Augen, und so oft er seine Blicke auf denselben wirft, schlägt er seinem Herzen eine neue Wunde, die darum niemals verblutet und sich ausheilet, weil es in seinen Begierden unersättlich ist.

b Diese Grausamkeit des Neidischen gegen sich selbst wird auch noch dadurch vergrößert, daß die Hoffnung, welche der süßeste Trost eines jeden andern Leidenden ist, ihm nicht nur keine frohe Aussicht zeigt, sondern ihn vielmehr zur Verzweiflung bringen muß.

Dritter Entwurf.
Ueber die Wirkungen des Neids.

Erfreuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, schreibt der Apostel an die Römer, 12, 15. Diese aufrichtige und herzliche Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer Menschen ist ein untrügliches Kennzeichen christlicher Gesinnungen, sie verbreitet Zufriedenheit und Frohsinn über unser ganzes Leben, und belohnet sich selbst dadurch, daß sie dem Menschen den edelsten Genuß hier auf Erden zusichert, welcher der Mitgenuß in Freuden, und das Mitgefühl in fremden Leiden ist. Verscheucht aber der Neid diese seligen Gesinnungen, so bringt er nur Verdruß und Unzufriedenheit, und trübet die frohen Tage dessen, den der Geber alles Guten mit Freude erquickt hat. Damit wir diese unseligen Wirkungen des Neids recht kennen lernen, wollen wir sie aufsuchen,

1 in Absicht auf den Nebenmenschen, der beneidet wird, und
2 in Absicht auf den Neider selbst.

So tief liegt es in dem Berufe aller Menschen, daß sie als Brüder einer und derselben Familie einander lieben und an ihren Freuden und Leiden gegenseitig Theil nehmen sollen, daß,

a wenn schon der Neider dem Glücke seines Nebenmenschen durch seine neidischen Gesinnungen im Grunde nichts nehmen kann, so

hält sich doch dieser für beleidigt, wenn er die unbrüderlichen Gesinnungen gewahr wird; der Genuß, der ihn erquickte, wird dadurch verbittert, und er leidet, weil er sieht, daß ein anderer seines Glückes wegen leidet.

b Aeußert der Neider seine widerwärtigen Gesinnungen bis auf einen gewissen Grad, so wird derjenige, der beneidet wird, nicht blos betrübt sondern aufgebracht; er betrachtet ihn als seinen Feind, und wenn die christliche Liebe nicht kräftiger auf ihn wirket, als der Trübsinn des Neiders, so erwiedert er ihn mit Gefühlen von Feindseligkeit.

c Und weil der Neid sich gewöhnlich nicht legt, so lange das fremde Glück dauert, so wird derjenige, der beneidet wird, immer mehr erbittert, und zuletzt glaubt er sich gar berechtigt, die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit, welche jeder Neid in sich verwickelt, mit Rache zu vergelten. Wer vermag es, die unseligen Folgen zu berechnen, welche alsdann entstehen?

Nicht weniger kränkend sind die Folgen des Neides auf den Neider selbst.

a Er machet sich eines jeden frohen Gefühls unfähig, weil ihm alles, was ihn bey jeder andern Gemüthsstimmung erfreut hätte, zuwider ist; er scheint alle Liebe verloren zu haben, so wohl zu dem häuslichen Vergnü-

gungen als jenen, welche die Religion ihren Verehrern bringt.

b Durch eine sonderbare Verkehrung der Dinge machet er sich das fremde Glück, welches seine neidischen Augen beleidiget, zu seinem Unglücke, anstatt daß er in demselben eine Quelle des Vergnügens finden sollte.

c Ist der Mitmensch, den er beneidet, im Unglück, so empfindet sein schadenfrohes Herz eine heimliche Freude. Aber welch eine niedrige Freude! Wie sehr ist sie eines Christen unwürdig, und wie oft wird sie durch eine ängstliche Furcht wegen der Zukunft, die alles so leicht wieder ändert, schon im Augenblicke des Genusses verbittert!

Vierter Entwurf.
Ueber die Folgen des Neids.

Die Liebe ist das Band, welches auf dieser Welt alle Menschen mit einander verknüpfen soll; durch sie allein besteht jener Einklang, jene Uebereinstimmung, welche allein sie in friedsame Gesellschaften zu vereinigen vermag, wo einer den andern unterstützt, dessen Bedürfnissen abhilft, ihn durch gute Beyspiele vom Bösen abhält und zum Guten aufmuntert. Aber diese edle Liebe, welche die Würde des Menschen so sehr erhöht, ist nicht neidisch, wie der Apostel sagt, sie suchet sich selbst nicht, sie denkt sogar nichts Böses; nichts ist ihr mehr zuwider als der Neid, weil dieses

häßliche Laster alles, was sie zusammenknüpfet, wieder zerreißt, und was sie aufbauet, wieder zerstört. — Laßt uns heute einen Blick auf die schädlichen Folgen des Neids werfen, und zuerst jene betrachten,

1 welche sich auf den Neider selbst beziehen, und dann

2 jene, welche bey den andern, die der Gegenstand des Neids sind, veranlaßt werden.

Nichts ist unbegreiflicher als die Blindheit des Neiders, dessen Leidenschaft wie alle übrigen keinen andern Zweck haben kann, als ihm eine vermeinte Glückseligkeit zu verschaffen, nemlich einen Genuß, der so eitel er ist, doch für eine Zeit vergnüget, weil er bezaubert. Aber

a dem Neidischen bringt sein Laster nicht einmal solch eine augenblickliche Glückseligkeit, sondern vom ersten Augenblicke, wo seine Leidenschaft rege wird, erweckt sie heimlichen Verdruß und Kummer, sie macht ihn unruhig und unzufrieden mit sich selbst, und hindert ihn jede andere Freude, die mit dem Gegenstande seines Neides nichts Gemeins hat, zu genießen.

b So sehr der Neidische seine Leidenschaft auch zu verbergen suchet, weil er sich seiner Niederträchtigkeit vor sich selbst schämet, so äußert sie sich doch gegen seinen Willen; sie mahlet sich in unverkennbaren Zügen auf seinem Gesichte, und man wird sie in seinen

Reden leicht gewahr. Er machet sich also bey Jedermann verächtlich.

- Weil aber der Neidische es gewöhnlich bey seinem Verdruße nicht bewenden läßt, sondern seine heimlichen Unruhen und Peinen demjenigen zu vergelten suchet welcher sie veranlaßt, so suchet er ihn auf alle Arten zu verfolgen, und auf diese Art machet sich der Neidische bey Jedermann verhaßt.

Wenn der Neid blos in dem heimlichen Verdruße bestände, den er mit sich bringt, so wäre er kein sehr schädliches Laster, weil er in diesem Falle seine eigene Strafe mit sich führte. Aber gar oft suchet der Neidische den Unwillen, der ihn innerlich quälet, auf diejenigen, die er beneidet, gleichsam auszuschütten.

a In den Familien stiftet er Uneinigkeit und Haß, denn je näher die Menschen durch die Bande des Bluts mit einander verwandt sind, desto größer ist gewöhnlich der Neid. Der Neid entzweyte die zwey ersten Brüder Abel und Kain, die Brüder Esau und Jacob und die Söhne dieses letztern.

b Die Verleumdung, welche unter den Menschen so viel Unheil stiftet, hat gewöhnlich keinen andern Grund als den Neid; die guten Eigenschaften, welche der Neidische nicht besitzt, suchet er durch seinen Tadel herabzusetzen, und ihren Glanz durch die Aufdeckung alles dessen, was er dagegen weiß, zu verdunkeln.

c Selten begnügt der Neidische sich damit, daß er denen die er beneidet, blos die Ehre raubt, sondern er suchet sie durch allerley Herzeleid zu betrüben, und ihnen Jedermann zum Feinde zu machen.

Fünfter Entwurf.
Ueber die Mittel gegen das Laster des Neids.

Niemals würde es der Neid bey den Menschen dahin bringen, daß er der Urheber seiner Unzufriedenheit, und folglich seines Unglücks seyn könnte, wenn er ihn nicht gleichsam blind machte, und ihn dadurch außer Stand setzte zu erkennen, daß er sein eigener Verfolger ist. Diese Blindheit des Geistes, welche bey demjenigen, der damit behaftet ist, einen großen Stolz und dabey eine unbegreifliche Gedankenlosigkeit in Absicht auf seine unglückliche Lage voraussetzet, kann nur dadurch geheilt werden, daß der Neidische die Augen über das Unglück, welches er sich zuzieht, öffne, und darüber nachdenke. Wir wollen also heute untersuchen,

welches die Zweckmäßigsten Mittel gegen das Laster des Neids sind.

In Absicht auf die Leidenschaft des Neids sind die Menschen allgemein mit dem Vorurtheil behaftet, als wäre der Neid ein nicht viel bedeutendes Laster, weil wie jeder Neider meint, dem Glücke, welches er mit scheelen Augen ansieht, im Grunde nichts benommen wird. Um sich dieses Irrthums zu überzeugen soll er bedenken,

a daß, wie Salomon sagt, durch den Neid der Tod auf die Welt gekommen ist. Hätte Adams Glückseligkeit den Neid des Satans nicht aufgeweckt, so wäre er nicht verführt worden, und alle die schreckhaften Folgen, welche dieses Uebel nach sich zog wären damit verhütet worden.— Er soll bedenken, daß

b wer sich vom Neide beherrschen läßt, und die unseligen Wirkungen dieses leidigen Uebels auf ihn nicht gewahr wird, unvermerkt zu verschiedenen Lastern verleitet wird. Und so wird er erkennen, wie ihn seine Leidenschaft gegen andere lieblos, ungerecht und oft grausam machet. — Er soll betrachten,

c daß, so sehr der Neidische seine niederträchtigen Gesinnungen zu verbergen suchet, sie sich doch immer verrathen. Wie sehr er sich bey andern dadurch verächtlich macht, kann er leicht daraus schließen, daß er sich dieser Gesinnungen wegen vor sich selbst schämet. — Ferner soll er erwägen,

d daß wenn schon demjenigen, der beneidet wird, von seinem Glücke eigentlich nichts benommen wird, er sich dennoch für beleidigt hält; diese Beleidigung bringt ihn auf, weckt in seinem Herzen feindselige Gefühle und auf diese Art machet sich der Neider alle, die er beneidet, zu Feinden, wenn sie sich über seinen Neid nicht hinwegsetzen. — Er

soll erkennen,

e daß er sich selbst zum Werkzeuge seines eigenen Unglücks macht. Er wünscht sich selbst das Glück, welches sein Nebenmensch genießt; weil es aber bey diesem Wunsche gewöhnlich bleibt, und weil jeder eitle Wunsch, dessen Gegenstand man mit vielen Eifer verfolgt, eine heimliche Quaal mit sich bringt, so machet sich der Neider selbst unglücklich. — Das zweckmäßigste Mittel gegen den Neid ist,

f daß der Neider sich in die Lage dessen hineindenke, den er beneidet. Er stelle sich zu Rede, und frage sich selbst wie es ihm zu Muthe wäre, wenn er wirklich im Genuße des Glücks wäre, welches er mit scheelen Augen ansieht, und wußte, daß andere einen großen Verdruß daran haben.

Stellen aus der h. Schrift.

Die Träume und Gespräche regten immer mehr den Neid und Haß der Brüder Josephs gegen ihn. Gen. 37.

Der Neid drückt den Mann eines geringen Geistes danieder. Job. 5.

Wer sich über das Unglück eines andern erfreuet, wird nicht unbestraft bleiben. Spr. 17. 5.

Fällt dein Feind danieder, so erfreue dich nicht, und frolocke nicht über sein Unglück, damit der Herr es nicht sehe, und um dich zu kränken seinen Zorn von ihm ziehe. Spr. 24.

Esse nicht mit einem neidischen Menschen. Spr. 23.

Durch den Neid des Satans ist der Tod auf die Welt gekommen; diejenigen, welche wie er neidisch sind, folgen ihm nach. Weish. 2.

Das Auge des Neidischen ist schalkhaft, er wendet sein Auge ab, und verachtet seine Seele. Syr. 14.

Nichts ist bösartiger als sich selbst nichts zu gönnen, diese Bosheit bringt ihre eigene Strafe mit sich. Das.

Weder mit einem Neidischen werde ich Umgang haben, denn ein solcher Mensch hat keinen Antheil an der Weisheit. Weish. 6.

Ist dein Auge darum schalkhaft, weil ich gut bin? Matth. 20.

Die Liebe ist nicht neidisch. 1. Kor. 13.

Leidet ein Glied, so sollen alle Glieder leiden. 1 Kor. 12.

Da zwischen euch Eifersucht und Streit herrschet, beweiset ihr nicht dadurch, daß ihr fleischlich seyd, und dem Menschen nach wandlet? 1. Kor. 3.

Einige predigen Christum blos aus Neid und Zanksucht. Philip. 1.

Strebet nicht nach eitler Ehre und beneidet einander nicht. Gal. 5.

Warum hat Kain den Abel getödtet? weil die Werke des erstern böse waren, jene seines Bruders aber gerecht. 1. Joh. 3. 12.

Stellen aus den h. Vätern.

Vor nichts soll der Christ sich mehr hüten, als daß er sich von Neid und Eifersucht einnehmen lasse, damit Niemand, indem sein Eifer gegen seinen Bruder sich in Haß verwandelt, sich mit seinen eigenen Waffen selbst niedermache. Cyprianus.

Der Neid ist die Wurzel alles Unheils, die Quelle vieler Mordthaten und der Saamen vieler Sünden. Ders.

Von dem Neide rühret es her, daß der Satan gleich am Anfange der Welt sich selbst und dann das Menschengeschlecht in den Untergang stürzte. Ders.

Der Neid begleitet immer den Hochmuth, denn es ist nicht möglich, daß der Neidische nicht hochmüthig sey. Augustinus.

Der Neid zerreißt jene Unglücklichen gleichsam mit eisernen Hacken. Ders.

Dieser ist ein großer Mann, der durch die Demuth seinen Neid bezwingt. Ders.

Nimm von dir den Neid weg, so besitzest du mit mir, was ich habe; und nehme ich ihn von mir weg, so ist auch mein, was du hast. Ders.

Wie können denjenigen gute Menschen werden, welche wegen des Guten böse werden? Prosper.

Nichts leistet sich mehr Gerechtigkeit als der Neid, welchen denjenigen, der neidisch ist, sogleich strafet und peiniget. Ders.

Wen der Neid darniederschlägt, der ist ein schwacher Geist, denn wäre er nicht von geringem Werthe, so würde ihn fremdes Glück nicht schmerzen. Gregorius.

Wie grausam ist der Neid, der sich selbst Feind ist! denn wer einen andern beneidet, der machet sich selbst zu Schande, und dem, den er beneidet, bringt er Ehre. Chrysostomus.

Der Neid verfolgt immer das Glück und die Tugend, denn Niemand beneidet einen Unglücklichen. Hieronymus.

Der Neidische machet sich aus dem fremden Glücke seine Pein. Ders.

Der Gottlose erfreuet sich über sein eigenes Glück; der Neidische quälet sich wegen eines fremden Glückes. Jener liebet das Böse und dieser haßt das Gute, so daß der Gottlose, der sich Gutes wünscht mehr zu dulden ist als der Neidische, der allen Böses wünscht. Ambrosius.

Bittet man den Neidischen, er solle seine Krankheit offenbaren, so schämet er sich sie zu erkennen zu geben, er behält in sich verschlossen jenes Uebel, welches ihn zernagt und verzehrt. Basilius.

Man sagt von einer gewissen Schlange, daß sie Gift im Auge habe: ein häßliches und äußerst

gefährliches Thier! Willst du aber wissen was eigentlich solch ein vergiftetes und bösartiges Auge sey, so denke dir den Neidischen. Bernardus.

Ausgearbeitete Stellen.

Was die Leidenschaft des Neids sey.

Der Neid ist ein heimlicher Verdruß, eine ungerechte Traurigkeit, in welche man beym Anblicke des Glücks seines Nebenmenschen versetzt wird, als würde dadurch unserm Glücke etwas benommen. Aus gleichem Grunde heißt man auch Neid die bösartige Freude, die man beym Anblicke eines Unglücks empfindet, welches einen unserer Mitmenschen betrübt, als würde dadurch unsere Glückseligkeit erhöht. Wer mit dieser häßlichen Seelenkrankheit behaftet ist, hat seine Augen stets auf seine Nebenmenschen geöffnet, und sieht ängstlich um sich, ob ihnen nicht irgend ein Wunsch erfüllt werde, und wo er dies gewahr wird, verfällt er in Betrübniß. Das einzige Bestreben des Neidischen ist also sich über das, was seine Brüder erfreut, zu grämen, und sich dagegen über alles heimlich zu erfreuen, was sie betrübt. Gelingen ihnen ihre Unternehmungen, und geschieht ihnen nach Wunsche, so wird er unwillig, scheitern sie aber und verfolgt sie das Glück, so ist er zufrieden. Stehen sie in hohen Ehren und in einem allgemein

guten Rufe, verbessern sich ihre Vermögensumstände, und sammeln sie sich Reichthümer, so ärgert es ihn. Wird aber der eine oder der andere gedemüthigt und zurückgesetzt, geht sein Hauswesen rückwärts und mislingen ihm seine Anschläge, so ist dies für ihn der süßeste Genuß seines Herzens. O des häßlichen Lasters, welches den Menschen so tief unter seine Würde herabsetzet! —

Wie sehr dieses Laster dem wahren Geiste des Christenthums zuwider ist.

Der h. Chrysostomus vergleicht den Neid einem Ungeheuer, welches das Band der Gesellschaft zerreißt; denn der Neidische ist der allgemeine Feind des Menschengeschlechs; er duldet nichts, sagt Salomon; wie der Geizige ist er nach irdischen Gütern lüstern und wie der Ehrsüchtige strebt er nach Lob und Ehre, aber ihm ist es nicht genug Geld und Ehren zu haben, sondern er kann es nicht sehen, er will es nicht dulden, daß andere auch Schätze sammeln und zu Ehren gelangen. Diese finstere Leidenschaft, sagt der h. Augustin, streitet mit den ersten Gesetzen der Natur, und sie erstickt gänzlich den ächten Geist des Christenthums. Den Menschen hat die Natur ein zärtliches und gefühlvolles Herz gegeben, damit wir durch ein thätiges Mitleiden an jedem fremden Unglücke Theil nehmen, und uns mit einander erfreuen, wenn dem einen oder dem andern etwas Gutes begegnet. Das Christenthum, welches die Menschen enger an einander knüp-

fer, weil es aus uns allen nur eine und dieselbe Familie, nur einen Leib machet, wovon Jesus das Haupt ist, lehret uns, daß wir uns wie Glieder eines und desselben Leibes lieben, daß wir alle nur eine Seele und nur ein Herz haben sollen, und folglich daß das Glück des einen das Glück aller so wie das Unglück des einen ein allgemeines Unglück sey. Was ist aber diesen heiligen Lehren und den seligen Gesinnungen, welche sie in den Menschenherzen erwecken, mehr zuwider als die Gemüthsstimmung des Neidischen, der die Naturgefühle erstickt, und alle Lehren des Christenthums verabscheut? er ist weder ein Mensch noch ein Christ, und darum vergleicht ihn der h. Chrysostomus einem Ungeheuer.

Der Neidische schämet sich seines Lasters vor sich selbst.

Es giebt kein Laster, welches die Eigenliebe sich mehr bemühet, demjenigen zu verbergen, der damit behaftet ist, als das Laster des Neids. Niemand will es erkennen, auch nicht vor dem geheimen Richterstuhle seines Gewissens, daß ihn der Anblick des fremden Glückes ärgert, daß er sich grämet, wenn das Verdienst anderer mit Ehre gekrönt wird, daß er sich über den Unglücksfall eines Mannes erfreuet, dessen Glück er mit scheelen Augen ansah. Man rühmet sich oft der abscheulichsten Leidenschaften; mancher Wollustling erzählet freymüthig die Geschichte seiner Ausschweifungen, er trägt kein Bedenken sich mit seiner eigenen Schande zu krönen, und so giebt es noch viele Laster,

die man selbst zu offenbaren sich nicht scheuet; es ist sogar oft möglich dem Geizigen das Geständniß seiner Liebe zum Gelde abzudringen. Man versuche es aber, den Neidischen über sein Laster zu Rede zu stellen; wird er das Geringste eingestehen, wenn schon Jedermann den Gram, der ihn heimlich zernagt, in unverkennbaren Zügen auf seinem Gesichte liest? Und wie kann wohl der Neider sein Laster bekennen? Ueberhaupt beneidet man nur, was die Menschen für wünschenswerth halten, was Ehre bringt, und was Lob verdient. Wollte der Neider bey sich selbst bekennen, daß er andere um diese Güter beneidet, so müßte er auch eingestehen, daß er sie nicht verdient, und wer schämte sich nicht eines solchen Geständnisses? Um sich also nicht unter andere herabsetzen zu müssen, leugnet der Neider sein Laster vor sich selbst.

Keine Leidenschaft machet den Menschen so unglücklich wie der Neid.

Wird Jemand von dem Glücke verfolgt und leidet er unter dem Drucke seines harten Schicksals, so bleibt ihm bey seinen Leiden der Trost übrig, daß er sich bey theilnehmenden Freunden seines Unglücks beklagen kann. Hätte man es noch so sehr verdient, so giebt es doch immer Menschen, die sich mitleidend zeigen, und die durch ihr Mitgefühl beweisen, daß sie das Unglück gern abwendeten, wenn es in ihrer Gewalt läge. Dies ist für den Leidenden ein nicht unbedeutender Trost, und die Last, welche

ihn drückt, wird dadurch nicht wenig erleichtert. Dieses Trostes ist der Neidische allein unfähig. Da er die Peinen, welche er erduldet, und den Kummer, der ihn heimlich naget, aus Furcht er möchte sich selbst verrathen, verbergen muß, so findet er bey Niemanden Theilnahme und Mitleiden; er bleibt sich selbst überlassen, und in dem Zustande der kläglichsten Trostlosigkeit durchlebt er seine trüben Tage. — Und wie könnte wohl solch ein Unmensch auf Mitleiden und Theilnahme Ansprüche machen: er, der nur darum leidet, weil er sieht, daß andere nicht leiden, und weil er wünscht daß andere mit Leiden heimgesucht werden? Würde man wohl Jemanden der Grausamkeit beschuldigen, der einen Neider ohne Erbarmen von sich wiese, und hält man es nicht allgemein für gerecht, solcher Menschen noch obenein zu spotten und sie der öffentlichen Verachtung Preis zu geben, damit sie dadurch genöthiget werden über ihr grausames Betragen gegen sich selbst die Augen zu öffnen, und ihrem sich selbst verursachten Unglücke ein Ende zu machen?

Der Neid entsteht aus dem Hochmuth.

Der Neidische kann nicht anders als hochmüthig seyn, sagt der h. Augustin, denn der Neid ist eine Tochter des Hochmuths. Nur die Liebe nach der Ehre, welche hohe Stellen oder den Besitz großer Reichthümer begleitet, weckt in dem Menschenherzen die Leidenschaft des Neids auf.

Daher kommt es, daß die Menschen andere von gleichem Stande und gleichem Range so wenig dulden, und an denen, die über ihnen sind, jene Vorzüge nicht sehen können, die ihr Stand oder ihr Verdienst mit sich bringt; der Neidische will es nicht eingehen, daß Lob und Hochachtung ausgetheilt werden, sondern er suchet alles, was Ehre bringt, an sich zu ziehen. Giebt man andern den Vorzug, begegnet man ihnen mit besondern Rücksichten, und erweiset man ihren Geistesfähigkeiten und Kenntnissen, ihrem Ruhm und ihrer Würde Ehrenbezeugungen, die man ihm versagt, so wirft man in sein Herz gleichsam Pfeile, die es schmerzlich verwunden, und anstatt auf sich selbst zurückzublicken, und sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, überläßt er sich seinem heimlichen Gram, und sein beleidigter Stolz suchet vergebens eine Genugthuung in den Peinen, womit er sich quälet.

Der Neid ist die Quelle verschiedener Laster.

Wer innerlich vom Neide zernagt wird, befindet sich beständig in einer Gemüthsstimmung, die nicht nur des Guten unfähig ist, sondern allen Lastern Thür und Angel öffnet. Wie bey dem Neidischen der heimliche Verdruß, der ihn quälet, einen beständigen Unwillen erzeugt, und wie dieser Unwillen gleichsam zu einem immerwährenden Zorne wird, ist leicht begreiflich. Was kann aber dem Manne, dessen Vernunft durch Unwillen und Zorn benebelt sind, heilig seyn? Wird er wohl, besonders in je-

nen Augenblicken, wo ihn eine Art von Wuth anfällt, für die Religion Achtung haben, und auf Pflicht und Verboth Rücksicht nehmen? Wird er, wenn sich eine Gelegenheit zeigt, seinen Gram und Unwillen zu entladen, sich um die Schändlichkeit der Mittel bekümmern, und werden ihm nicht alle gleich willkommen seyn, wenn er nur damit jene kränken kann, deren Glück ihn beleidigt? Verleumdung, Tadel, verborgene Ränke, heimliches Aufhetzen, bemäntelte Ungerechtigkeiten und tausend andere dergleichen Mittel setzet er wechselweise in Bewegung, und gelingt es ihm nicht, denjenigen, den er beneidet, mit denselben zu erreichen, und seine frohen Tage zu trüben, so sinnet seine verbissene Wuth wieder andern nach, und schlägt sich in einer beständigen Unruhe immer mit neuen Anschlägen herum. Wer wird demnach die Sünden und Verbrechen aufzählen, deren der von Neid geplagte Mensch sich schuldig machet? Wer wird alle Laster mit Namen nennen, welche aus dieser unseligen Wurzel hervorwachsen? — Und dann wie erschrecklich sind noch überdies die Folgen, welche bey den Andern und besonders in den Familien aus dem Neid entstehen! Was anders als ein schändlicher Neid hat Freunde, die einander herzlich liebten, von einander getrennt; zwischen Nachbauen, die einander gegenseitige Gefälligkeiten erwiesen, eine Scheidewand aufgeführt; in Familien wo nur ein Sinn, ein Herz und ein Geist war, die Fackel der Zwietracht angeblasen? O des häß-

lichen Lasters, das den Menschen so tief herabwürdiget, und ihn in den Augen Gottes und der Menschen zu einem abscheulichen Geschöpfe machet, das weit unter dem Thiere steht!

Der Neid verwickelt in sich einen häßlichen Undank gegen Gott.

Die misgünstigen Arbeiter, wovon im Evangelium die Rede ist, murrten darüber, daß der Herr, jenen, welche nur eine Stunde gearbeitet haben, den ganzen Lohn gab: die Undankbaren! Haben sie dann nicht auch den ganzen Lohn erhalten, und waren sie nicht mit dem Herrn übereingekommen, um diesen Lohn den ganzen Tag zu arbeiten? Ist ihnen von diesem Lohne etwas dadurch benommen worden, daß ihn andere auch ganz erhielten, ob sie gleich nicht wie sie die Last des Tages und der Hitze getragen hatten? So ist der Neidische; sein Auge ist schalkhaft, weil Gott gut ist; er miskennt die Gutthaten, welche seine freygebige Hand ihm unverdient ertheilt, weil eben diese Hand sich auch gegen andere öffnet. Empöret sich solch ein Bösewicht nicht gleichsam gegen Gott, und will er seiner Güte nicht Gränzen setzen? Er allein will mit Gutthaten überhäuft werden; ihm allein soll das Glück beständig lächeln; über ihn allein sollen sich nie Gewitterwolken zusammenziehen, und nur seine Fluren sollen Donner und Hagel verschonen. Gott ist ja aller Menschen Vater und Gutthäter, alle Men-

S 2

schen liebet er, weil alle seine Kinder sind; alle suchet er durch Gutthaten an sich zu ziehen, weil er alle ewig glücklich machen will; und den Sünder sogar schließt er von seinen Gutthaten nicht aus, weil er ihm auch dieses Mittel, ihn zur Bekehrung zu bringen, nicht versagen will. Sollen wir uns demnach nicht alle in dem Herrn erfreuen, weil der Herr allen Gutes thut, weil er die Sonne über den Guten und über den Bösen leuchten läßt, und heute diesem frohe Tage gönnt, und morgen jenem?

Welche Güter der gewöhnliche Gegenstand des Neids sind.

Du beneidest deinen Bruder! Warum? weil er mehr Güter als du besitzest, oder weil er auf einer höhern Ehrenstufe steht; und darum betrachtest du ihn noch als deinen Feind? Bedenke doch, wie ungerecht du gegen ihn bist, und wie eitel der Gegenstand ist, den du verfolgest. Welchen Nutzen zieht er dann aus seinen Reichthümern und Ehren, und wo führen sie gewöhnlich diejenigen hin, welche sie besitzen? Auf dieser Welt machen sie zwar aus ihnen glückliche Menschen, aber wie oft ist eben dieses Glück für sie die Ursache ihres ewigen Unglückes? Was hat jenen Großen der Erde in den ewigen Untergang gestürzt? Die hohen Würden, die so viele beneideten; das Ansehen, welches man ihm nicht gönnte; die große Macht, welche du mit misgünstigen Augen ansahest. Mit Stolz trat

er in diesen Ehren einher, misbrauchte seine Macht, und vergaß dabey, daß die Demuth auch eine Tugend der Großen der Erde seyn soll. — Wie hat jener Reiche der Erde sein ewiges Unglück verschuldet? Die Güter, welche du beneidetest, besaß er in großer Menge, er heftete sein Herz daran und schwelgte von ihrem Ueberfluße. — Was ist die Ursache, daß dein Nachbar, dessen schnelles Fortkommen du immerhin so scheel ansahest, jetzt ewig verdammt ist? Er bediente sich aller Mittel ohne Unterschied um sich zu bereichern, er trieb Wucher, begieng heimliche Ungerechtigkeiten, und mehrte so auf Unkosten seiner Nebenmenschen sein Vermögen. Verdienen wohl alle die Güter, die für diejenigen, welche sie besitzen, so oft eine Grube sind, daß man sie beneide?

Wie der Christ sich gegen seine Beneider verhalten soll.

Die Verachtung ist das beßte Mittel, welches derjenige, der beneidet wird, gegen seine Feinde gebrauchen soll, und je weniger er auf sie und auf die Verleumdungen, wodurch sie ihn zu betrüben suchen, zu achten scheint, desto eher werden sie mit ihren Verfolgungen müde werden. Beweist aber Jemand, der beneidet wird, durch seinen Unwillen, daß es ihn kränket, Neider zu haben, so giebt er ihnen gleichsam gewonnenes Spiel, da sie keinen andern Zweck haben, als ihn in seinem Glücke zu stören, und dessen Genuß zu verbittern, so erreichen sie, wenn sie ihm sein Glück auch nicht nehmen können, doch in so weit ihr Ziel, daß sie ihn betrüben.

In welchem Sinne es zuweilen erlaubt sey, sich über fremdes Glück zu betrüben und über fremdes Unglück zu erfreuen.

Der Neid ist darum ein Laster, welches mit der christlichen Liebe streitet, weil man seinem Nebenmenschen sein Glück nicht gönnt und ihm Unglück wünscht, blos deßwegen, weil man nicht so glücklich wie er ist, oder was noch häßlicher ist, weil man ein gewisses Vergnügen empfindet, wenn man ihn im Unglücke sieht. Hat man aber bey seinem Wunsche einen andern Zweck, und suchet man dadurch nicht sich selbst sondern das allgemeine Beßte, so ist es kein Neid. Bekleidet Jemand eine Stelle, der seine Gewalt zur Unterdrückung der Schwachen, zur Befriedigung seiner Habsucht, zur Verfolgung der Religion misbrauchet, so ist der heimliche Wunsch, daß er davon möchte entfernt und dadurch in die Unmöglichkeit zu schaden gesetzt werden, nicht nur kein Neid, sondern der Wunsch ist löblich, und wird er erfüllet, so dürfen wir uns auch im Herrn erfreuen, daß der Gottlose zu Schande gemacht worden ist. Es bedarf aber in diesem Stücke eine sehr große Vorsichtigkeit, denn sehr leicht läßt sich der Mensch durch einen falschverstandenn Eifer hinreißen, und äußerst leicht überzeugt er sich selbst, daß so mancher Vorgesetzter seiner Stelle unwürdig ist, da er im Grunde blos ihm misfällt. Was den Besitz der irdischen Güter anbelangt, so darf der Christ sich niemals erfreuen, wenn derjenige, der sie auch unverdient besitzt,

davon durch einen Unglücksfall beraubt wird. Es ist eine Verordnung der Vorsehung Gottes, daß die Stellen nur den Würdigsten gegeben werden, aber nicht auch die Güter; denn es liegt in ihrem Plane, daß der Gerechte oft in der größten Dürftigkeit schmachte, da der Gottlose im Ueberfluße schwelgt.

Rache, Siehe, Liebe der Feinde.

Exordien.

Auf jene Sonn- und Feyertage, an welchen die im siebenten Bande enthaltenen Materien abgehandelt werden können.



Liebe Gottes.

Auf den zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Eigenschaften und Beweggründe der Liebe Gottes.

Dieser erwiederte: Du sollst den Herrn, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften und von ganzem Gemüthe lieben. Luk. 10, 27.

Nachdem die von Jesu ausgesandten zwey und siebenzig Jünger zurückgekommen waren, und frohlockend erzählt hatten, was sie in seinem Namen ausgewirkt haben, redete er insonderheit mit den Aposteln, um ihnen darzustellen, wie glücklich sie sind, daß sie seine Zeiten erlebt und seinen Worten Gehör gegeben haben. Dadurch wollte er ihnen vollkommen begreiflich machen, was sie noch nicht wohl verstanden, daß er der von den Patriarchen so sehn-

sich erwünschte und so lange erwartete Meßias sey, und den die Propheten, welche so Vieles von ihm geweißagt haben, so gern gesehen hätten.

Noch redete er, als ein Gelehrter mit einer Heuchler-Miene zu ihm schlich, ihm in die Rede fiel, und eine Frage an ihn stellte, wobey er nicht zur Absicht hatte, sich über etwas belehren zu lassen, sondern ihm eine Schlinge zu legen, mit der Hoffnung ihn etwa in seinen Reden zu fangen, oder eine Antwort von ihm herauszulocken, die mit dem Gesetze Mosis im Widerspruche wäre, und dadurch Anlaß zu bekommen, ihn beym Volke zu verklagen. Meister, sagte er zu ihm, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erhalten? Anstatt ihm gerade zu antworten, wies ihn Jesus auf das Gesetz hin, und da dieser ihm die richtige Antwort aus dem Gesetze gab, so lobte ihn Jesus und die Sache war abgethan, ohne daß der Heuchler seinen Zweck erreicht hatte.

Wenn schon Jesus eine neue Lehre predigte, so wollte er darum die Lehren des mosaischen Gesetzes nicht umstoßen, denn er war nicht gekommen, wie er es selbst sagt, das Gesetz aufzulösen, sondern um es selbst zu erfüllen. In den Grundlehren stimmen beyde Gesetze mit einander überein, wie es ganz besonders die zehn Gebothe beweisen, welche unverändert in die Religion Jesu übergegangen sind. Das neue Gesetz sollte nur den Vorzug einer höhern Vollkommenheit haben, es sollte in der Erfüllung und Wirk-

lichkeit seyn, was das alte nur in Figuren und Sinnbildern enthielt. Kein Wunder also, daß beyde Gesetze im großen Gebothe der Liebe Gottes vollkommen miteinander übereinstimmten.

Da nun das Geboth der Liebe Gottes durch die Religion, welche Jesus uns gelehrt hat, erhöht worden ist, weil er unsern Tugenden höhere und vollkommenere Zwecke vorgestellt hat, als Gott dem sinnlichen Judenvolke vorgeschrieben hatte, so soll es jedem Christen höchst daran gelegen seyn, zu wissen, welche Eigenschaften die Liebe Gottes haben soll, und auf welchen Beweggründen sie ruhet u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 8, den vierten, Seite 10, den fünften, Seite 12.

Auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Wesenheit und die Kennzeichen der Liebe Gottes.

Jesus sprach zu ihm: Du sollst Gott aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüthe lieben. Dieß ist das größte und erste Geboth. Matt. 22. 37, 38.

Das Bewunderungsgefühl, welches der nachdenkende Mensch beym Anblicke der vielfältigen Werke der Natur empfindet; die Verehrung, die sein Herz

gegen den Urheber aller dieser Wunder hegt; der Wunsch, das höchste Wesen, welches alles mit so vieler Weisheit angeordnet und ausgeführt hat, näher zu kennen, der Anschauung desselben zu genießen, und im Besitze dieser Seligkeit auf immer zu verbleiben: dies ist Liebe Gottes. — Bey der Betrachtung jener Werke, welche die Herrlichkeit Gottes und seine Vollkommenheiten verkündigen, kann der Mensch mitten im unermeßlichen Weltall seine Blicke besonders an sich selbst heften; er kann seine Vorzüge über die übrigen belebten und leblosen Geschöpfe erwägen, sowohl die Gaben der Natur als jene der Gnade, seine Schöpfung und seine Erlösung, die Früchte der Erde und die Früchte des Kreuzes überdenken; er kann betrachten, was Gott an ihm gethan hat, und wie wenig er dieser unschätzbaren Gutthaten würdig ist. Oder er kann seine Blicke blos auf Gott wenden, seine verschiedenen Vollkommenheiten, seine Liebe, seine Barmherzigkeit bewundern und sich dadurch zu einer nähern Erkenntniß des höchsten Wesens zu erschwingen suchen. Im ersten Falle wird sein Herz von Gefühlen der Dankbarkeit und im andern von Gefühlen der Bewunderung beseelt werden; es wird einen unwiderstehlichen Hang nach dem höchst vollkommenen Wesen, das ihn mit so großen Gutthaten überhäuft hat, empfinden, und er wird das große Geboth der Liebe Gottes, welches der Inbegriff aller übrigen ist, erfüllt haben. —

Als Gott im alten Bunde seine Gebothe dem

israelitischen Volke verkündigte, setzte er das Geboth der Liebe an die Spitze derselben, weil es das erste und vollkommenste aller Gebothe ist. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche Jesum gern mit dem Gesetze in Widerspruch gesetzt hätten, um eine Gelegenheit zu haben, ihn beym Volke verdächtig zu machen, stellten verschiedene verfängliche Fragen an ihn. Ein Schriftgelehrter fragte ihn einst: Meister! welches ist das größte Geboth im Gesetze? Jesus gab ihm zur Antwort: Du sollst Gott aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüthe lieben.

Die Lehre, welche Jesus den Menschen verkündigte, war mit jener des alten Bundes nicht im Widerspruche, wie es die Pharisäer und Schriftgelehrten gern gesehen hätten. Die Sittenregeln beyder stimmten im Grunde miteinander überein, und nur in den Absichten und Beweggründen waren sie verschieden. Jene des neuen Bundes sind erhabener und mehr übersinnlich; sie fordern vom Geiste mehr Mitwirkung, aber um so weniger vom Körper, und deßwegen sind die äußern Gebräuche nicht in so großer Anzahl nothwendig. Das Geboth der Liebe Gottes in der Religion Jesu ist daher von jenem im Gesetze Mosis wesentlich nicht unterschieden: aber es bietet dem Christen mehrere und erhabenere Beweggründe dar, die bey den Juden nicht Statt haben konnten, weil zu ihren Zeiten das Erlösungswerk noch nicht angefangen war. —

Laßt uns das große und wichtige Geboth der Liebe Gottes heute vorzüglich in Betrachtung ziehen; u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 3, den zweyten, Seite 5.

Liebe des Nächsten.

Auf den zwölften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Eigenschaften und den Zweck der Nächstenliebe.

Deinem Nächsten sollst du lieben wie dich selbst. Luk. 10, 27.

Als Gott die Menschen schuf, und beschloß, sie unendlich glücklich zu machen, war seine Absicht, daß alle ohne Ausnahme zu dem Zwecke seiner Schöpfung gelangen. Sein Wunsch war, alle in dem Wohnsitze der Seligkeit vereinigt zu sehen, wenn sie ihre irdische Laufbahn werden vollendet haben. Weil aber in den Planen seiner Weisheit auch lag, einem jeden für die Zeit seines irdischen Wandels gewisse Bedingungen vorzuschreiben, von deren Erfüllung oder Nichterfüllung sein ewiges Loos abhangen sollte, so war natürlich, daß diese Bedingungen oder Gesetze darauf zweckten, unter den Menschen schon hienieden den Grund zu jener Vereinigung zu legen, in welcher sie dereinst ewig

verbleiben sollten; er mußte also unter ihnen ein Band einführen, wodurch ihre Herzen aneinander geknüpft würden, und dieses Band ist die Nächstenliebe.

Schon im alten Bunde war die Pflicht, seinen Mitmenschen zu lieben, die nächste nach der Pflicht Gott zu lieben, oder vielmehr beyde machten nur eine einzige aus, weil keine sich ohne die andere denken läßt, beyde bieten sich gleichsam die Hand, so daß keine ohne die andere erfüllt werden kann. Wer Gott liebt, muß nothwendiger Weise auch alles lieben, was Gott liebt, folglich muß er alle Menschen ohne Unterschied lieben, weil nichts der Liebe gleicht, welche Gott gegen das ganze Menschengeschlecht hegt. Obgleich also Jesus bey seiner Erscheinung auf der Welt ein neues Gesetz einführte, so war seine Absicht nicht, das Geboth der Nächstenliebe abzuschaffen sondern vielmehr es zu vervollkommnen. — Die Pharisäer und Schriftgelehrten, ob sie gleich von diesem Gebothe ganz irrige Begriffe hatten, indem sie bey Erfüllung desselben nur auf einen menschlichen Zweck zielten, sahen doch wohl ein, daß es zu den vorzüglichsten Gebothen des Gesetzes gehörte, und daß es die neue Lehre, wenn sie von Gott seyn sollte, nicht ausschließen konnte. Einer aus ihnen stand daher auf, in der Absicht Jesum zu prüfen, ob er etwa nichts lehrte, das den Hauptgebothen des Gesetzes zuwider wäre. Meister, sagte er zu ihm, was soll ich thun, um das ewige Leben zu er-

langen? Jesus, dem die Absicht dieser Frage nicht verborgen seyn konnte, wälzte sie auf den Schriftgelehrten gleichsam wieder zurück, und fragte ihn, was im Gesetze hierüber geschrieben wäre. Der Schriftgelehrte antwortete: Du sollst Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüthe lieben, und deinen Nächsten wie dich selbst. Du hast recht geantwortet, sagte Jesus zu ihm; thue dies, und du wirst leben. —

Obgleich aber das Geboth der Nächstenliebe beyden Gesetzen, jenem des alten und jenem des neuen Bundes in Hinsicht auf die Wirkungen gemein ist, so hat es doch Jesus in seinem Zwecke veredelt. Die Juden hatten im Gebrauche; das Gesetz nach dem Buchstaben zu erfüllen, und weil sie alles mit sinnlichen Augen zu betrachten gewohnt waren, so bekümmerten sie sich wenig um den Geist, mit welchem es beobachtet werden sollte. Diesen Geist zu beleben und näher zu bestimmen war einer der Hauptzwecke der Lehre Jesu. Er ist die Seele der Religion; er giebt den menschlichen Handlungen ihren Werth und von ihm hängt es ab, ob unsere Nächstenliebe uns zum ewigen Leben wird verdienstlich seyn. Diese Untersuchung ist daher sehr wichtig, und in unsern Tagen, wo so viel von Menschenliebe gesprochen wird, ist sie es um so mehr, damit man in Stand gesetzt werde, sie nach Werth und Würde zu schätzen, und zu erken-

tien, in wie weit sie mit der Nächstenliebe des Evangeliums übereinstimmt oder von derselben abweicht. Laßt uns also u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 42, den fünften, Seite 44, den sechsten, Seite 46.

Auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Nächstenliebe überhaupt und ihre Verbindung mit der Liebe Gottes.

Das andere Geboth ist diesem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Matth. 22, 39.

Wenn man so wohl die Gebothe des Mosaischen Gesetzes als jene der Religion Jesu in Rücksicht auf den Gegenstand betrachtet, worauf sie sich beziehen, so wird man zwischen allen denjenigen, die einen gemeinschaftlichen Gegenstand haben, eine solche Verwandschaft entdecken, daß sie insgesammt als ein einziges Geboth angesehen werden können. Da alle Gebothe von Gott, dem Urheber aller Gesetze herstammen, so läßt sich zwischen ihnen nicht nur kein Widerspruch denken, wie unter menschlichen Gesetzen oft der Fall ist, sondern es muß zwischen denselben eben jene entzückende Uebereinstimmung herrschen, die wir in den Gesetzen der Natur bewundern. Es ist also natürlich, daß alle

Gebothe, die Gott selbst zum Gegenstande haben, im Grunde nur ein Geboth sind, eben so wie jene, die sich auf den Nächsten beziehen, so vielfältig sie auch beym ersten Anblicke zu seyn scheinen, in einem einzigen enthalten sind. — Jesus hatte die Saducäer, welche an keine Auferstehung glauben wollten, und welche in der Hoffnung für ihren Unglauben einen Beleg zu finden, verfängliche Fragen an ihn gestellt hatten, kaum zum Stillschweigen gebracht, als ein Schriftgelehrter, wahrscheinlich mit ähnlichen Absichten, auftrat, und ihn fragte, welches dann das größte Geboth im Gesetze sey, jenes, worauf alle übrigen gewissermaßen hinauslaufen. Jesus sagte zu ihm: „ Du sollst Gott
„ deinen Herrn aus deinem ganzen Herzen, aus
„ deinem ganzen Gemüthe lieben. Dies ist das größte
„ und erste Geboth. Das andere aber ist die-
„ sem gleich; du sollst deinen Nächsten lie-
„ ben, wie dich selbst. In diesen zwey Gebo-
„ then besteht das ganze Gesetz und die Prophe-
„ ten. "

Liebe gegen Gott, und Liebe gegen den Nächsten — Diese zwey Gebothe sind der Inhalt aller Pflichten, welche die Religion uns aufleget; denn wer Gott liebet, der wird in allem seinen heiligen Willen erfüllen, und sich mit unbedingter Ergebung allen Verfügungen seiner weisen Vorsehung unterwerfen; und wer den Nächsten liebet, wird nie gegen ihn eine Ungerechtigkeit begehen; er wird weder durch Verläumdung noch durch Neid

oder durch irgend eine Verfolgung seine Tage betrüben; er wird niemals gegen ihn thun, was er nicht wollte, daß man gegen ihn thäte; er wird ihn lieben wie sich selbst. —

Das Geboth der Nächstenliebe ist von einem weit größern Umfange, als man sichs gewöhnlich vorstellt. Meinen Nächsten soll ich lieben wie mich selbst! Wie vielbedeutend sind diese Worte! Die Liebe gegen mich selbst soll ich also zum Maaßstabe meines Betragens gegen meinen Nebenmenschen nehmen, und daran soll ich berechnen in wie weit ich etwa seine Eigenliebe gekränkt, seine Ehre herabgesetzt, seine Rechte beeinträchtigt haben mag! An diesem Maßstabe soll ich sehen, ob ich gegen ihn eben so gutgesinnt, so wohlwollend, so dienstfertig bin, wie gegen mich selbst; ob ich ihn in den verschiedenen Angelegenheiten des menschlichen Lebens eben so behandele, wie ich von ihm behandelt zu werden wünsche.

Um die Pflicht der Nächstenliebe, welche mit der Pflicht der Liebe Gottes auf's Innigste verbunden ist, recht kennen zu lernen wollen wir u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 35, den zweyten, Seite 37, den dritten, Seite 39.

Auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Pflichten der Nächstenliebe bey Zurechtweisungen.

Jesus, der ihre Gedanken wahrnahm, sprach zu ihnen: warum denket ihr so etwas Schlimmes bey euch selbst? Matth. 9. 4.

Die zahlreichen Widersprüche, welche die Religion Jesu vom ersten Augenblicke ihrer Verkündigung bis auf unsere Zeiten zu erdulden hatte, sind ein der überzeugendsten Beweise ihrer Göttlichkeit. Die Juden standen als Feinde derselben auf, ehe sie wußten, wie die neue Religion beschaffen seyn sollte; sie tadelten eine Lehre, wovon sie keine richtige Begriffe hatten; bey einzelnen Vorträgen, die Jesus hielt, harrten sie gewöhnlich nur so lange bey ihm aus, als sie ihn entweder nicht verstanden, oder als sie nichts hörten, das ihren Vorurtheilen zuwider war. Die Schriftgelehrten und Pharisäer wären wegen ihrer Kenntnisse und ihrer Geistesbildung mehr im Stande gewesen als das gemeine Volk, Jesum zu verstehen, und aus der Erhabenheit abgebrochener Lehren, die sie hörten, zu schließen, daß die ganze Lehre erhaben und übermenschlich seyn dürfte. Aber eben der Kenntnisse, die sie besaßen, bedienten sie sich, um bald durch schiefe Auslegungen, bald durch verfängliche Fragen sich selbst und das Volk in der Sünde des

Unglaubens an Jesu zu erhalten. Tag und Nacht sannen sie nach Mitteln, wie sie die neue Lehre untergraben und ihren Stifter verdächtig machen konnten, und sie ließen auch nichts unversucht, um ihren Zweck zu erreichen.

Wie leicht wäre es dem Heilande gewesen, die Bosheit der Heuchler auf eine erschütternde Art zu Schande zu machen, und dadurch das Hinderniß, welche die Priester und Vorsteher des Judenvolkes ihm entgegen stellten, zu vernichten! Aber die Widersprüche sollten nicht aufhören; die neue Lehre sollte ungeachtet derselben sich empor erschwingen; sie sollte sie besiegen und der Sieg selbst sollte nicht anders als durch eine genaue Erfüllung der Verhaltungsregeln, welche sie den Menschen bey Widersprüchen als Pflichten vorschreibt, errungen werden. Liebevolle Zurechtweisungen waren die einzigen Waffen, deren Jesus sich gegen die Bosheit seiner Feinde bediente. Da er seine eigenen Lehren immer zuerst selbst erfüllete, so wollte er uns durch sein Betragen gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten zeigen, wie wir die Menschen zurechtweisen sollen, welche durch Widersprüche, durch Tadel, durch Verleumdungen sich gegen uns verfehlen, oder welche durch ihre lasterhaften Reden und Handlungen andern zum Aergernisse sind, wenn wir nemlich eine Gewalt über sie haben, die uns das Recht giebt, ihre Fehler ihnen vorzustellen, sie auf die Folgen aufmerksam zu machen, welche daraus entstehen, und ihnen zu zeigen, wie sie sich zu verhalten haben.

Die Erfahrung lehret uns, daß oft alles von der Art abhängt, wie man seinen fehlenden Bruder zurechtweiset; geht man nicht mit der gehörigen Klugheit zu Werke, nimmt man auf die gewöhnlichen Schwachheiten der Menschen nicht Rücksicht, und hütet man sich nicht, durch Unbescheidenheit oder übelangebrachte Strenge den Stolz des Fehlenden nicht zu beleidigen, so verschlimmert man oft die Sache anstatt sie zu verbessern. Wenn schon jeder vernünftige Mensch überzeugt ist, daß er fehlet und oft fehlet, so wird er diese allgemeine Schwachheit des Menschengeschlechts an sich niemals erkennen, so oft man ihn auf eine Art daran erinnert, die ihn demüthigt; er will, daß man seiner schone, und daß man ihn auf seine Fehler aufmerksam mache, ohne ihn dadurch in ein Licht zu stellen, das seinen vermeinten Werth verdunkelt. Wenn also Zurechtweisungen ihren beabsichteten Zweck erreichen sollen, so muß derjenige, der sie giebt, die Kunst verstehen, wie sie gegeben werden sollen; und derjenige, dem sie gegeben werden, muß trachten, sein Gemüth auf die gehörige Art zu stimmen. Laßt uns also die Pflichten der Nächstenliebe bey christlichen Zurechtweisungen aufsuchen, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf, Seite 48.

Liebe der Feinde.

Auf den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Verhalten des Christen gegen seine Feinde und die Bedingnisse zu einer wahren Versöhnung.

Wenn du dein Opfer zum Altare bringst, und erinnerst dich dort, daß dein Bruder etwas gegen dich habe; so laß dein Opfer dort vor dem Altare liegen, und gehe zuvor hin, dich mit deinem Bruder zu versöhnen, und dann komm wieder dein Opfer darzubringen. Matth. 5. 23, 24.

Wer die verschiedenen Lehren des Evangeliums gegen einander abwäget, und untersuchet, welche unserer verdorbenen Natur am meisten zuwider sind, oder von der Erhabenheit und Würde der Religion Sie n in den Herzen ihrer Verehrer die höchsten Begriffe erwecken, wird finden, daß das Geboth seinen Feinden zu verzeihen und sie zu lieben, unserer Sinnlichkeit äußerst kostet, und daß es das Gesetz des neuen Bundes uns unter einem Gesichtspunkte zeigt, unter welchem es sogar den Feinden der Religion Sein Bewunderung und Verehrung abdringt.

Um uns zu überzeugen wie dringend das Geboth sey, seine Feinde zu lieben und ihnen alle Unbilden zu vergeben, sagte Jesus zum Volke: man solle keine gottesdienstliche Verrichtung unternehmen, bevor man alle Feindseligkeiten mit seinem Nebenmenschen

beygelegt und ausgeglichen hat. Konnte er uns auf eine faßlichere Art begreiflich machen, von welcher Wichtigkeit das Geboth sey, seinen Feinden zu verzeihen, und daß der Geist seiner Religion ein Geist der Liebe und Versöhnung sey? „ O bewunderungs„ würdige Liebe Gottes gegen die Menschen! ruft „ der h. Chrysostomus über diese Stelle des Evan„ geliums aus, er verachtet die Ehre, welche ihm „ gebührt, um der Liebe gegen den Nächsten willen; „ unterbrechet, spricht er, alle gottesdienstlichen „ Verrichtungen, damit die Liebe ununterbrochen „ bleibe, denn die Aussöhnung mit seinem Bruder „ ist in meinen Augen ein wahres Opfer. “

Damit Jesus uns auch in der Erfüllung zeigte, wie wesentlich das Geboth, seine Feinde zu lieben, mit der Religion verknüpft sey, die er den Menschen zu verkündigen gekommen war, und um sie auch zugleich von der Möglichkeit dieses Geboth zu erfüllen zu überzeugen, betrug er sich gegen seine Feinde auf eine unbegreiflich liebreiche Art. Niemand hatte größere Feinde als er; sie suchten ihn nicht blos durch allerley Herzeleid zu kränken, und stellten seinen wohlthätigen Unternehmungen alle nur erdenklichen Hindernisse entgegen, sondern sie machten ihn und seine Lehre beym Volke verdächtig, und sannen unaufhörlich nach Mitteln, ihn auf eine grausame Art zu ermorden, wie sie es auch wirklich zu Stande gebracht haben.

Bey allen diesen heimlichen Anschlägen und Verfolgungen athmete Jesus immerhin Liebe und Ver:

föhrlichkeit; den Verräther Judas, der sich zu ihm näherte, um ihn in die Hände seiner Feinde zu übergeben, empfieng er mit Liebe; auf den Petrus, der ihn auf eine schändliche Art verleugnet hatte, blickte er mit Liebe, und am Kreuze, als die Wuth seiner Feinde vollkommen ersättigt war, rief er zu seinem Vater im Himmel, er möchte ihnen das an ihm verübte Verbrechen nicht zurechnen! — Und wir Menschen sollten unsern Feinden nicht auch verzeihen! — Laßt uns heute über diese heilige Pflicht des Christenthums Betrachtungen machen, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 83, den vierten Seite 86.

Auf den ein und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Geboth seine Feinde zu lieben und dessen Zweck.

Er aber wollte nicht, sondern gieng weg, und ließ ihn in den Kerker werfen, bis er ihm die Schuld bezahlte. Matth. 18, 30.

Der allgemeine und von den rohesten Völkern anerkannte Grundsatz, daß all Gutes eine Belohnung und all Böses eine Strafe verdiene, liegt in den Menschenherzen so tief eingegraben, daß er mit unserer Natur gewissermaßen verknüpft zu seyn scheint. Das Gewissen sagt dem Bösewichte

laut, daß er sich vergebens über seine Schandthaten zu betäuben suchet; eine allmächtige Hand, der Niemand widerstehen kann, wird sie in der Zeit rächen. Und in dem Herzen des Tugendhaften erweckt eben dasselbe Gewissen aufmunternde Trostgefühle, welche das Bewußtseyn einer zuverläßigen Hoffnung jenseits des Grabs nach sich lassen. — Daß nur Gott jener allgemeine Vergelter alles Guten und Bösen seyn könne, lehrt einen Jeden seine Vernunft sehr deutlich, und folglich daß kein Sterblicher befugt sey, selbst als Rächer irgend etwas Bösen wie einer Beleidigung, einer Unbilde, einer Schadenzufügung, unter seinen Mitsterblichen aufzutreten; und doch maßet sich ein jeder das Recht an, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, so oft er über seinen Mitbruder zu klagen hat, wenn er schon in ähnlichen Fällen von ihm Nachsicht verlangt. — Dieses ungerechte Betragen der Menschen gegen einander giebt uns Jesus im Gleichnisse des heutigen Evangeliums zu erkennen. — Ein Knecht war seinem Herrn zehn tausend Silberstücke schuldig; er bittet um Zeitfrist, und diese wird ihm nicht nur gegeben, sondern die ganze Schuld nachgelassen. Derselbe Knecht hatte unter seines Gleichen einen Schuldner, der ihm hundert Groschen schuldig war; dieser bittet seinen Mitbruder auch um Verschub, und verspricht ihm alles bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen, aber der Knecht wollte nicht, sondern gieng weg, und ließ ihn in den

Kerker werfen, bis er ihm die Schuld bezahlte. —

Ein treffendes Bild des Verhaltens der Menschen, wenn sie einander beleidigt haben. — Eine jede Beleidigung ist eine Art von Schuld, welche nur durch eine hinlängliche Genugthuung bezahlt werden kann. Solche Schulden gegen Gott sind unsre Sünden. Wir dürfen uns nur an die Füsse des Priesters, der die Stelle Gottes vertritt, hinwerfen, und mit einem reumüthigen Herzen um Nachlassung bitten, und sie wird uns gegeben. Solche Schulden sind auch die Beleidigungen der Menschen gegen einander, doch mit dem sehr wichtigen Unterschiede, daß sie in Ansehung der Beleidigungen Gottes ganz unbedeutend sind, sie sind nicht einmal so viel als eine Schuld von hundert Groschen gegen eine von zehntausend Silberstücken, und doch wenn die Menschen einander um Nachlassung solcher unbedeutender Schulden bitten, so wird sie nicht gegeben. — Das Betragen des Knechts, dem sein Herr zehntausend Silberstücke geschenkt hat, und der seinem Mitknechte nachher nicht einmal hundert Groschen schenken wollte, empört uns, und — es ist unser Betragen selbst. Wir erhalten im Beichtstuhle, so oft wir wollen, Nachlassung einer Schuld von zehntausend Silberstücken, und wir wollen unsern Mitmenschen nicht hundert Groschen nachlassen! Das heißt im wahren Sinne des Gleichnisses: Gott verzeiht uns, und wir wollen unsern Feinden nicht verzei-

hen. — Laßt uns l. Christen, über diesen wichtigen Punkt unserer Religion ernstlich nachdenken, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 79, den zweyten, Seite 81, den fünften Seite 88.

Lüge.

Auf den Paßion-Sonntag.

Ueber die Abneigung der Menschen gegen die Wahrheit.

Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Joh. 8, 46.

Der Mensch als Meisterstück der Schöpferhand übersieht weit alle übrigen lebenden Geschöpfe; er ist mit Vorzügen ausgerüstet, die ihn zum Menschen machen, und die deßwegen auch nur er besitzt. Diese Vorzüge bestehen hauptsächlich darin, daß er der Erkenntniß der Wahrheit fähig ist. — Er sieht die verschiedenen Gegenstände der Natur; er fühlet, daß er unter allen der erste ist, und daß von allen, die er sieht, ihm keiner an Würde nahe kömmt. Aber zugleich fühlet er auch, daß ein noch weit vollkommeneres Wesen, als er ist, über ihn seyn müsse, und daß er so wie alle übrigen Geschöpfe von ihm sein Daseyn erhalten hat. Dieses erste Bewußtseyn, welches in seiner Seele das

Erkenntniß seiner Abhängigkeit von Gott erweckt, leitet ihn auch auf den Gedanken, daß er Pflichten gegen ihn zu erfüllen haben müsse, weil keine Abhängigkeit ohne damit verknüfte Pflichten sich denken läßt. Auf dieses Erkenntniß gründen sich alle Wahrheiten, welche sich auf Gott beziehen.

Aber nicht eine jede Wahrheit ist der Mensch im Stande zu erkennen, weil seine Vernunft zu schwach ist, und auch nicht eine jede will er erkennen, weil viele seinen Leidenschaften widerstreben. Die Wahrheiten von beyder Art müssen ihm daher erklärt und entwickelt werden; die erstern: damit sein kurzsichtiger Verstand dadurch beleuchtet werde, und die andern: damit er zur Annahme derselben und aller daraus entstehenden Pflichten bewegt werde. Hierin lag der Hauptzweck der Lehren Jesu. — Die Juden waren blind, ihr Verstand war mit verschiedenen Vorurtheilen behaftet, und mit tausend falschen Begriffen angefüllt. Es war also nothwendig, daß man ihren Verstand berichtigte, und sie lehrte, was Wahrheit ist. — Sie waren verschiedenen Lastern ergeben, viele Pflichten miskannten sie, weil sie zu sehr ihrer Sinnlichkeit folgten. Es war also nothwendig, daß man ihnen darüber die Augen öffnete, und zeigte, warum sie die Laster meiden sollen. Aber die Reden, wodurch Jesus sie zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen suchte, wollten sie nicht anhören; sie waren ihnen zuwider; daher ersannen sie verschiedene Ausflüchten und Verleumdungen, um ihren Widerstand zu recht-

fertigen. Jesus fragte sie: Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? denn wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort an; ihr aber höret es darum nicht an, weil ihr nicht aus Gott seyd. Hierauf gaben ihm die Juden zur Antwort: sagen wir nicht mit Recht, daß du ein Samariter bist, und den Teufel hast? — Mit dieser Verleumdung entschuldigten sie ihre Hartnäckigkeit.

Es hat von jeher Menschen gegeben, denen die Wahrheit gehäßig war, weil sie ihrer Sinnlichkeit widerstrebt, und so lange es Menschen geben wird, werden immer viele ihr den Eingang in ihr Herz verschließen. Es ist daher immer nothwendig, daß man vorzüglich jene Wahrheiten verkündige und entwickle, welche den Menschen gehäßig sind; es ist nothwendig, daß man den Ursachen nachspüre, warum sie gegen jene Wahrheiten, die sich auf ihre Leidenschaften beziehen, so viele Abneigung haben, und daß man ihnen den Ungrund dieser Abneigung so wie ihre Folgen darstelle. Durch dieses sehr nützliche Erkenntniß, wenn ihr Herz aufrichtig ist, werden sie zu Besinnung gebracht und zur Erfüllung ihrer Pflichten geleitet. Ich werde daher beweisen, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 124.

Auf den eilften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Lüge und ihre schädlichen Folgen.

Und das Band seiner Zunge wurde gelöst, und er redete recht. Mark. 7, 35.

Kann es wohl für den Menschen, welcher die Schönheiten der Natur betrachtet, einen angenehmern Anblick geben, als wenn er sich mit seinen Blicken an dem wunderbaren Zusammenhange verweilet, welcher zwischen allen Theilen der Schöpfung herrschet? Er entdeckt die Weisheit des Urhebers der Natur, der alles nach bestimmten Zwecken schuff, alles nach Gesetzen ordnete, und überall das Siegel der Einheit und der Uebereinstimmung aufdrückte. — Sehen wir auch hin und wieder einige Ausnahmen, die gleichsam außer dem Kreise der Gesetze liegen, so sind sie nur selten, und ob man gleich an ihnen das Gepräge der allgemeinen Gesetze nicht gewahr wird, so sind sie darum nicht weniger in dem Plane der Schöpfung begriffen. Gott ließ sie zu um den Menschen, der so gern alles, was ist, einem blinden Ohngefähr zuschreibt, dadurch erinnert werde, daß die Natur einen Urheber habe, der ihr Gesetze vorgeschrieben hat, und welcher, wo diese Gesetze unterbrochen sind, alles nach diesen Gesetzen herstellen kann, damit seine Werke in solchen Geschöpfen offenbar

wurden, wie Jesus selbst bey Gelegenheit des Blindgebohrenen sagte. Joh. 9, 3.

Solch ein Geschöpf war auch der Taub-Stumme, wovon das heutige Evangelium redet. Schon in mehreren Gelegenheiten hatte Jesus Beweise von seiner Gewalt über die Natur gegeben, und durch wunderbare Heilungen beweisen, daß dem Urheber der Natur alles möglich ist, und daß derjenige, der die Gesetze gemacht hat, alles nach diesen Gesetzen wieder ordnen kann, so machte er unzählige Blinde wieder sehend, gab den Lahmen den Gebrauch ihrer Glieder, weckte Tode zum Leben wieder auf, und so öffnete er auch dem Taubstummen, den man zu ihm geführt hatte, die Ohren, lösete das Band, welches seine Zunge hinderte, daß er sogleich recht redete. Er stellte also bey dem Unglücklichen die beyden Sinne, jenen des Gehörs und jenen des Gesichts wieder her, daß er sie nach ihren Zwecken wieder gebrauchen konnte.

Wie sehr versündigen sich demnach die Menschen, wenn sie den allgemeinen Verordnungen des Urhebers der Natur zuwider handeln, und ihre Sinne zum Bösen gebrauchen! Die Bestimmung der Zunge ist, daß sie immerhin die Wahrheit rede, und daß die Lippen niemals mit dem Herzen im Widerspruche seyn. Niemals soll der Mensch die große Gutthat aus den Augen verlieren, welche ihm durch die Sprache zu Theile geworden ist, und nach dem Beyspiele des Taubstummen, dem Jesus den Ge=

brauch der Sprache wiedergegeben hat, immerhin recht reden, und niemals durch Lügen der Wahrheit zu nahe treten. Laßt uns demnach, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 118, den zweyten, Seite 120, den dritten, Seite. 122.

Menschenansehen.

Auf den dritten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Folgen des Menschenansehens und die Mittel gegen dasselbe.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten darüber und sagten: dieser nimmt die Sünder auf, und ißt mit ihnen. Luk. 15, 2.

Die Verhältnisse, in welchen die Menschen überhaupt hier auf dieser Welt gegen einander stehen, gleichen jenen, in welchen die Diener eines und desselben Herrn, die Kinder eines und desselben Vaters gegen einander sind. Niemand hat das Recht die Handlungen eines andern zu tadeln, ihn vor seinen Richterstuhl zu ziehen, und ein Urtheil über ihn zu sprechen, wenn er sonst sein Vorgesetzter nicht ist. — Zu den Christen, welche sich solch ein Recht über ihre Nebenmenschen anmaßen, sagt der Apostel: „ Wer bist du, der du den Knecht „ eines andern verurtheilest? Er steht oder fällt

„ seinem Herrn . . . Warum verurtheilest du deinen
„ Bruder, oder warum verachtest du ihn? Wir
„ alle werden ja einst vor dem Richterstuhl Christi
„ erscheinen müssen. Röm. 14." Was also unsere Nebenmenschen thun, es mag gut oder böse seyn, das geht uns nicht an; wir sind nicht befugt, sie zu tadeln, weil wir alle einen und denselben Richter haben, vor welchem ein jeder für sich verantworten muß, was er Gutes oder Böses gethan hat.

Wie anmaßend und widerrechtlich handeln daher jene Menschen, welche ihren Bruder tadeln oder lächerlich machen, wenn er nicht nach ihrem Sinne handelt! — Jesus hatte kein Bedenken getragen auch mit den Zöllnern, ob sie gleich große Sünder waren, und von den Juden allgemein gehaßt wurden, in Umgang zu treten, und sogar mit ihnen zu essen. Wie, sprachen die Pharisäer und Schriftgelehrten zu einander, dieser Mann redet uns immer von der Pflicht heilig zu leben, und die Sünde zu meiden, und er selbst nimmt die Sünder auf, er ißt sogar mit ihnen!

Wenn hat es mehr als zu unsern Zeiten solche Tadler gegeben, welche sich das Recht anmaßen, über die Handlungen ihrer Nebenmenschen ein Urtheil zu sprechen, und bald durch Schimpfe, bald durch Stichelworte oder Spötteleien das Gute zu verhindern suchen? Die Religion ist ihnen ein Dorn in den Augen, weil sie ihre Laster verdammt, und darum sehen sie alle, welche die Religion vereh-

ren, mit scheelen Augen an; sie wünschten, daß Jedermann dächte wie sie, daß Jedermann die Religion und ihre Pflicht verachtete wie sie, weil sie glauben, daß sie alsdann ungestörter nach ihrem Sinne leben könnten.

Wehe aber jenen schwachen Christen, welche auf solche Menschen Rücksicht nehmen, und welche, weil sie ihren Tadel oder ihre Spötteleien fürchten, sich dadurch abschrecken lassen, die Religion, die sie im Herzen verehren, öffentlich zu bekennen, und sich schämen, die Pflichten, die sie mit sich bringt, nicht bloß im Verborgenen, sondern auch unter den Augen der Tadler und Spötter zu verrichten. Ihre Feigheit ist nicht bloß eine Art von Verleugnung der Religion, und eine Unbilde gegen Gott, den sie den Menschen hintansetzen, sondern sie ist für die Feinde der Religion eine Veranlassung sich in ihrem Haße gegen dieselben immer mehr zu befestigen, und noch bey vielen andern zu versuchen, sie auf ihre Seite zu bringen. u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 149, den vierten, Seite 151, den fünften, Seite 154.

Auf den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Menschenansehen und dessen Grundlosigkeit.

Gehe zuvor hin, und versöhne dich mit ihm; dann komm wieder und verrichte dein Opfer. Matth. 5, 24.

Es ist Niemand auf der ganzen Welt, der nicht wünscht unter seinen Mitmenschen in einem guten Ruf zu stehen. Damit dieser Wunsch seines Herzens erfüllt werde, wendet er alles an, was er für dienlich hält, ihm ein gewisses Ansehen zu verschaffen, und ihm einen guten Namen zu sichern. Ist er einmal im Besitze desselben, so betrachtet er ihn als ein wahres Eigenthum, und der Verleumder, der ihm seine Ehre zu rauben suchet, begeht in seinen Augen eine wahre Ungerechtigkeit, einen eigentlichen Diebstahl.

Das Streben nach einem guten Namen im wahren Sinne des Worts ist kein Laster, sondern vielmehr eine Pflicht: für den, der ihn besitzt, damit er zu einem Beförderungsmittel der Tugend diene, weil der gute Name nur der Tugend Lohn seyn kann und soll, und für den Nebenmenschen ist er ein Gegenstand einer löblichen Nacheiferung. Sollen wir einander erbauen, einander durch gute Beyspiele zur Tugend reizen, so ist nothwendig, daß unser Wandel verdachtlos sey, für dies ist ein guter Name die einzige Bürge; ohne ihn sind alle unsere guten Werke in den Augen unserer Brüder nur eitler

Schein. Trachte deinen guten Namen zu erhalten, sagt uns darum der weise Syrach, denn er ist ein schätzbareres Eigenthum als tausend kostbare und große Schätze. 41, 15.

Worin besteht aber eigentlich ein guter Name? Welches ist der Weg, der zu demselben führet? Schlage ich die heiligen Bücher der Religion auf, so bringt dem Menschen nichts wahre Ehre, als Tugend nach dem Geiste des Christenthums. Frage ich die Welt, so gelangt nur derjenige in einen guten Ruf, der sich vollkommen nach dem herrschenden Tone richtet; wer durch den Glanz der Reichthümer, der Prachtsucht und hoher Stellen sich über andere zu erheben weiß, wer die meisten Mittel besitzt, seine Gelüste zu befriedigen, der steht nach ihrem Sinne auf der höchsten Ehrenstufe. Ihre Lehren sind mit jenen des Christenthums ganz im Widerspruche, nach ihren Begriffen ist Hochmuth die Handhabung seines Charakters, der freye Umgang mit dem andern Geschlechte ist Wohlstand, der Neid ein gerechter Eifer, die Rache eine Großmuth. Was der Bekenner Jesu als lasterhaft ansieht, ist nach den Grundsätzen der Welt oft ehrenvoll, und dagegen hält sie für verächtlich, was das Evangelium für loblich anrühmt.

„Hat dein Bruder etwas gegen dich, sagt Jesus „in dem heutigen Evangelium, so gehe vor allem „hin und versöhne dich." Und die Welt spricht: „hat dein Mitmensch dich beleidigt, so räche die „Unbilde, und versöhne dich nicht, bis er dir voll-

„ kommen genug gethan hat. Bist du so feig, und „ verzeihest du ihm, ehe er dich befriedigt hat, so „ handelst du ehrenlos, und giebst deinen guten „ Namen hin. “ — Um sich bey der Welt in Ehren zu halten, thun viele Christen auf die Ehre Verzicht, welche allein einen guten Namen begründet; sie verleugnen ihre Religion, und schämen sich, sie öffentlich zu bekennen, weil sie wohl wissen daß sie ganz gegen die Grundsätze der Welt handeln, und deßwegen fürchten sie sich vor ihrem Tadel. Welch eine schädliche Niederträchtigkeit die Menschen mehr als Gott zu fürchten! Laßt uns u. s. w. Siehe den ersten Entwuf, Seite 144, den zweyten, Seite 146.

Meßopfer.

Auf den sechsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den hohen Werth des h. Meßopfers.

Er nahm die sieben Brode, sagte das Dankgebeth, brach sie in Stücke, und gab sie seinen Jüngern zum Vertheilen. Mark. 8, 6.

Es war gewiß ein sehr rührender Anblick eine so große Volksmenge zu sehen, welche Jesu nachströmte, sich um ihn her drängte, und ihn bis in

eine entfernte Wüste begleitete. Mag auch dieser große Haufe mehr aus Begierde Wunder zu sehen, als seine Lehre zu hören zu ihm gelockt worden seyn, so war dieser Eifer. bey Jesu zu seyn, etwas Sonderbares, da jeder dabey das erste Bedürfniß der Natur, jenes der Nahrung vergaß. Eben dieser Umstand rührte die Güte des Heilands; ihn erbarmte diese Volksmenge, weil sie schon drey Tage bey ihm ausharrten. und nichts mehr zu essen hatten; ohne auf die Absichten, welche vielleicht die meisten unter ihnen hatten, Rücksicht zu nehmen, verrichtete er das seltsame Wunder der Vermehrung der Brode und Fische, und befahl allen ohne Ausnahme so viel davon auszutheilen, bis sie gesättiget wurden.

Dieses Wunder haben viele heilige Väter als ein Vorbild des h. Meßopfers angesehen, wo durch die Kraft der Worte des Priesters der Leib Jesu unter den Gestalten des Brods dermassen vermehrt wird. daß er allen, die bey dem Opfer gegenwärtig sind, ausgetheilt werden kann. Diese Vermuthung gründet sich Theils auf eine gewisse Aehnlichkeit beyder Wunder, Theils auf den Gebrauch den er hatte der Wirklichkeit gewisse Vorbedeutungen voranzuschicken. Wir sehen daß Jesus hier eben so wie bey der Einsetzung des h. Abendmahls das Brod nahm, ein Dankgebeth verrichtete, und es in Stücke zerbrach Freylich konnten die Juden diese Absicht oder vielmehr diese Vorbedeutung nicht errathen. dies war aber auch der Wille Jesu nicht, sondern erst nachdem alles vollendet war,

sollten sie die Sache in ihrem Zusammenhange und die Verbindung der Bilder mit der Wirklichkeit sehen, und ihre Erinnerung an das, was sie in Gleichnissen gesehen hatten, sollte sie eben so in ihrem Glauben befestigen, wie bey den Jüngern von Emmaus die Liebe zu Jesu um so heftiger wurde, weil sie sich erinnerten, wie glühend ihr Herz war, als er auf dem Wege mit ihnen redete, und ihnen die Schrift erklärte.

Wie groß soll aber bey uns die Wirkung des Wunders der Vermehrung der Brode seyn, da wir schon so lange die Erfüllung desselben in dem h. Meßopfer besitzen! Sollte die Begierde, welche so viele unter den Juden zu einer bloßen Vorbedeutung, zu einem Schatten äußerten, nicht so manche unter uns zu Schande machen, die wir so gleichgültig gegen das Opfer selbst sind, das dadurch vorbedeutet wurde? Die Juden wurden nur mit einem gemeinen Brode gesättiget, aber wir empfangen denjenigen selbst in unser Herz, der das Wunder verrichtet hat, wir genießen jene Speise, auf welche Jesus hindeutete, als er zu den Juden zum ersten Mal von dem Geheimniß des Abendmahls redete, welche nemlich nicht zu Grunde geht, sondern bis in das ewige Leben dauert. Joh. 6, 27. — O daß wir doch die Würde und den hohen Werth des h. Meßopfers recht kännten, und zu demselben den Eifer zeigten, welchen dessen Wichtigkeit erfordert! u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 176, den zweyten, Seite 178.

Auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Art, wie man dem h. Meßopfer beywohnen soll.

Zwey Menschen giengen in den Tempel hinauf zu bethen; der eine war ein Pharisäer und der andere ein Zöllner. Luk. 18, 10.

Das Evangelium des heutigen Tages stellt uns zwey Männer von ganz ungleichem Stande vor, die in demselben Augenblicke in den Tempel giengen ihr Gebeth zu verrichten. Der eine war ein Pharisäer; er gehörte also zu einer Menschenklasse, welche unter dem jüdischen Volke in einem sehr hohen Ansehen stand wegen ihrer scheinheiligen Sitten, ihrer strengen Lebensordnung, ihrer Pünktlichkeit in der Erfüllung gewisser Vorschriften des Gesetzes, ihrer häufigen Fasten und Almosen. Der andere war ein Zöllner, ein Amt, welches man allgemein mit Verachtung ansah, Theils wegen des Amts selbst, das Jedermann zur Last ist und Theils wegen der Reichthümer, welche die Zöllner gewöhnlich sammelten und dadurch Neid erregten. Damals war aber dieses Amt bey den Juden besonders verschrieen, weil viele Zöllner Heiden waren und sich durch Erpressungen und Wucher sehr verhaßt machten. Dieser Haß der Juden gegen die Zöllner scheint nicht ganz ohne Grund gewesen zu seyn, da in verschiedenen Stellen des Evangeliums die Worte Zöllner und Sünder

als gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht werden.

Daß diese zwey Männer, die von ganz entgegengesetzten Ständen waren auch, ganz verschiedene Gebethe verrichten mußten, läßt sich wohl zum Voraus ahnden; es war auch so, aber doch ganz anders als man sich's einbilden möchte. Derjenige, der allen Schein von Tugend und Heiligkeit hatte, verrichtete ein Gebeth, welches Gott verwarf, da das Gebeth des andern, den Jedermann für einen großen Sünder hielt, Gott sehr angenehm war.

So auffallend es uns scheinen mag, daß das Gebeth des Zöllners Gott angenehm war, so selten sind heute die Christen, welche, wie er, mit gleichen Gesinnungen bethen. Und wenn es schon unter uns nicht viele giebt, welche den Ruhm der Heiligkeit durch geheuchelte Tugendwerke erbetteln, so sind diejenigen, deren Gebeth wie jenes des Pharisäers von Gott verworfen wird, um so zahlreicher und gemeiner. Gehen wir von dem Grundsatze aus, daß je wichtiger eine Religionshandlung oder eine Zeremonie ist, desto wahrer und aufrichtiger auch die Andacht der Anwesenden seyn soll, so dürfte es wohl keine Gelegenheit geben, wo die Christen in eine innigere Andacht sich vertiefen sollen, als wenn sie dem h. Meßopfer beywohnen. Waren die Juden in dem Tempel, wo nur die Bundeslade war und Opfer von Thieren geschlachtet wurden, bey ihren Gottesdienstlichen Zeremonien ganz entzückt, um wie vielmehr sollen wir in unsern Tempeln von Ehrfurcht gerührt werden, da auf unsern Al-

tären die Erneuerung des Kreuzopfers vollbracht wird, und Jesus selbst in denselben wohnet? Aber hierin stehen wir ihnen weit nach; wir sind nicht nur nicht so ehrerbietig wie sie, sondern viele unter uns erlauben sich Unanständigkeiten, welche bey den Juden aufs strengste bestraft worden wären. Woher die Gleichgültigkeit der einen und die Gottlosigkeit der andern? Sie sind nicht vollkommen überzeugt, daß, so oft das h. Meßopfer in unsern Tempeln verrichtet wird, man den Tod Jesu verkündiget, wie Paulus sagt. Laßt uns beyden zeigen, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 180, den vierten, Seite 183.

Müßiggang.

Auf den Sonntag Septuagesimä.

Ueber den Müßiggang, dessen schädliche Folgen und die Pflicht zu arbeiten.

Um die eilfte Stunde gieng er wieder aus, und fand andere Arbeitlose; er sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Matth. 20, 6.

Die Welt kann unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. In wiefern sie ein Ort ist, in welchen der Schöpfer die Menschen versetzt hat, damit sie nach einem kurzen Leben ein

ewiges antreten, gleicht sie einer Art von unübersehbaren Werkstätte. Einem jeden ist eine Beschäftigung angewiesen, die er verrichten und vollenden muß, wenn er seinen Zweck, ein ewig glückliches Leben erreichen will. Diese Beschäftigung ist von zweyerlei Art: die eine betrift den Körper und die andere die Seele. Durch eine weise Einrichtung der göttlichen Vorsehung, dienet uns die erstere, wozu jedermann, die Sache im Allgemeinen betrachtet, genöthigt ist, der andern gleichsam zum Mittel; so zwar, daß nur derjenige, der seine Berufsgeschäfte, in wiefern er ein Mitglied der Gesellschaft ist, erfüllet, auch zum eigentlichen Zwecke seines Berufs, der jenseits des Grabes in der Zukunft liegt, gelangen kann. —

Finden wir nicht im Gleichniß des heutigen Evangeliums ein treffendes Sinnbild dieser Verordnung der Vorsehung Gottes? — Der Weinberg, in welchem gearbeitet wird, ist die Welt, in welcher wir untereinander leben, und wo ein jeder gleichsam seine Tagarbeit zu verrichten hat. Der Herr des Weinbergs, welcher alle, die er arbeitlos antrift, in denselben zu gehen nöthiget, um dort gegen einen billigen Lohn zu arbeiten, ist Gott selbst, der uns in diese große Welt gesetzt hat, wo wir durch körperliche und geistige Arbeiten am Heil unserer Seele nach seinen weisen Vorschriften arbeiten sollen. Der billige Lohn, um welchen er mit uns übereingekommen ist, stellt die ewige Glückseligkeit vor, und der Abend, wo die

Arbeit aufhöret, und wo ein jeder seinen Lohn erhält, ist ein Bild des Todes. —

Wenn wir nun bedenken, daß es uns wie Taglöhnern dieser Welt, welche die Menschen zur Verrichtung ihrer Arbeit sich bestellen, zwar auch frey stehe, unsere Berufsarbeit zu verrichten oder nicht; aber daß wir, im Falle wir es nicht thun, des Lohns nicht nur beraubt, sondern mit einer ewigen Strafe werden belegt werden, wird alsdann die im heutigen Gleichnisse enthaltene Lehre für uns nicht von der größten Wichtigkeit? Wer zittert nicht, wenn er erwäget, daß es kein Mittel ist, zwischen arbeiten und nicht arbeiten, zwischen dem Lohne oder der Strafe, und dann überdenkt, wie er sein Berufsgeschäft erfüllet, und mit welchem Eifer er am Heil seiner Seele arbeitet? Giebt es unter den Menschen nicht sehr viele, welche, wenn sie auf ihre durchlebten Tage zurückblicken, nicht tausend im Müßiggang zugebrachte Stunden finden werden? Und was waren die Folgen dieses Müßiggangs? Die tägliche Erfahrung giebt uns hierüber den Aufschluß, und es ist Niemand, wie wenig er hierüber nachdenkt, der sich nicht überzeugen kann, daß der Müßiggang, wie eine Art von Sprichwort sagt, die Quelle alles Unheils ist. — Laßt uns u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 201, den zweyten, Seite 204, den dritten, Seite 206, den vierten, Seite 209.

Auf den vierten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den hohen Werth der Zeit und den Leichtsinn über deren Verlust.

Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und nichts gefangen. Luk. 5, 5.

Nichts in der ganzen Welt ist ohne Zweck, und ohne Ursache. Alle Gesetze der Natur sind in einem bündigen Zusammenhange, und alle Erscheinungen der Natur stehen mit ihrer Bestimmung und mit den Mitteln, dahin zu gelangen, im vollkommensten Verhältnisse. Hieran erkennen wir ohne allen Widerspruch das Daseyn eines höchstweisen Wesens, welches alles entworfen, alles angeordnet hat. Also auch der Mensch hat seinen Zweck, und um zu demselben gelangen zu können hat ihm Gott die erforderlichen Mittel angewiesen. Zweckmäßiger Gebrauch dieser Mittel ist Erfüllung seines Berufs, und dieser Gebrauch kann nur in der Zeit Statt haben. Die Zeit ist daher jene Dauer, welche Gott jedem Menschen zur Erfüllung seines Berufs, zur Erreichung seines Ziels gestattet hat, und von der Benutzung dieser Dauer hängt sein zukünftiges Daseyn ab. Hat er sie nach den Absichten Gottes mit einer zweckmäßigen Beschäftigung ausgefüllt, so hat er seinem Beruf gemäß gehandelt; er hat auf seinen Zweck hingearbeitet, und dann wird ihm auch die Krone gegeben werden, welche ihm bestimmt ist. Hat er aber seine Zeit mit Beschäftigungen

verwendet, die ausserhalb seines Zwecks liegen, so wird ihm diese Zeit für verloren angerechnet, und die Beschäftigungen, womit er sie ausgefüllt hat, sind vergebens, sie dienen ihm nur zum ewigen Verderben. —

Simon Petrus war mit Jacobus, Johannes und den Söhnen des Zebedäus ausgegangen, um auf dem See Genezareth zu fischen. Er warf das Netz aus bis in die tiefe Nacht hinein, und niemals zog er Fische heraus, seine ganze Arbeit war vergebens, und die Zeit, die er auf Fischen verwendete, war für ihn verloren. — Können wir diese Begebenheit des heutigen Evangeliums nicht als ein Sinnbild so vieler Stunden ansehen, die wir mit vergeblichen Arbeiten zubringen, und die deßwegen für uns verloren sind? Petrus hat zwar als Fischer seinem Berufe gemäß gearbeitet, und nur unter irdischer Rücksicht war seine Zeit für ihn verloren. Aber laßt uns diese Geschichte zu unserer Belehrung unter einem überirdischen Gesichtspunkte betrachten, und wir werden finden, daß tausend Stunden, die wir aufs Zeitliche verwenden, und die wir für gut angewendet halten, für die Ewigkeit verloren sind, weil die Arbeit auf dieselbe nicht zweckte. Andere Stunden sind für uns deßwegen verloren, weil die während derselben verrichtete Arbeit oder die Art, wie sie zugebracht worden sind, unserm eigentlichen Zwecke ganz entgegengesetzt ist. Wieder andere sind verloren, weil sie in einer gänzlichen Unthätigkeit, im Müßiggange zugebracht werden.

Alles hängt von der Art ab, wie ein jeder die Zeit zubringt, die ihm Gott vergönnt hat; sein zukünftiges Schicksal steht mit der Beschaffenheit der Beschäftigungen, womit er seine Zeit ausfüllt, im Verhältnisse, und in Hinsicht auf die Früchte, welche unsere Arbeit uns dereinst bringen soll, verhält es sich vollkommen wie mit der Aerndte. Wer kärglich säet, sagt der Apostel, der wird auch kärglich einärndten; wer im Segen säet, wird auch im Segen ärndten. 1. Kor. 9, 6. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische nur Verderben ärndten. Gal. 6, 8. Von Unkraut kann man nur Unkraut erwarten; folglich sind für uns alle Lebensstunden verloren, die nicht mit gehöriger Hinsicht auf die Ewigkeit zugebracht worden sind. — Laßt uns. u. s. w. Siehe den fünften Entwurf, Seite 211, den sechsten, Seite 214.

Neid.

Auf den Sonntag Septuagesimä.

Ueber den Neid und dessen Charakter.

Darauf murrten sie über den Hausvater und sagten: diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns, die wir die Last und die Hitze des Tages ertragen haben, gleich gehalten. Matth. 20. 11, 12.

So sehr sind die Menschen gewohnt die Gutthaten der Natur zu genießen, und die Früchte

der Erde zu ihrem Gebrauche einzusammeln, daß sie niemals ernstlich an denjenigen denken, von welchem allein sie herrühren und dem sie dieselben zu verdanken haben. Aus diesem gedankenlosen und immerfortgesetzten Genuße ist unter ihnen eine Art von Vorurtheil entstanden, als hätten sie ein Recht zu diesem Genusse, und aus einem andern Vorurtheile, daß nemlich alle Menschen als Geschöpfe eines und desselben Schöpfers zu den Gütern der Erde gleiche Rechte haben, glauben sie nichts sey unbilliger, als daß unter den Menschen die einen sie im Ueberflusse besitzen, da den andern von dem Ertrage dieser Güter kaum so viel vergönnt ist als ihr nothwendigster Bedarf erfordert, und diese obenein diesen kärglichen Antheil durch ihre sauere Arbeit verdienen müssen. Aus dieser Ursache sehen die wenig begüterten Menschen die Reichen mit scheelen Augen an, und beneiden sie ihres irdischen Glückes wegen.

Auch die Taglöhner, wovon im Evanglium die Rede ist, scheinen von diesem Vorurtheile behaftet gewesen zu seyn. Sie waren mit dem Herrn übereingekommen, um einen Zehner den ganzen Tag zu arbeiten, und nach vollendeter Arbeit konnten sie kein anders Recht haben, als den verabredeten Zehner von dem Herrn zu fordern. Weil dieser aber denen, die nur eine Stunde gearbeitet hatten, auch einen Zehner für ihren Lohn gab, so fanden sie sich dadurch beleidigt, und sprachen unter einander: „ Haben diese für eine Stunde einen Zeh-

„ ner zum Lohne erhalten, so soll uns nach Ver-
„ hältniß für jede Stunde auch ein Zehner gege-
„ ben werden, und dies wäre um so billiger, da
„ wir die Last des Tages und die Hitze der Sonne
„ ertragen haben?

Auf eine ähnliche Art sprechen alle neidischen Menschen zu sich selbst. Sehen sie Jemand, der reicher als sie ist, der in Ehren steht, dessen Unternehmungen glücken, und dem alles nach Wunsche geschieht, so finden sie sich beleidigt, als hätten sie das Recht eben so reich, eben so geehrt, eben so glücklich in ihren Unternehmungen zu seyn. Und weil ihnen nicht geschieht wie sie wollen, so wünschen sie denen, welche sie beneiden, all Unglück und Uebel. Welch ein ungerechtes Betragen! Als hätte der Mensch irgend ein Recht zu etwas hier auf der Welt! Als wäre nicht alles, was wir hier genießen, unverdiente Gutthat Gottes. Liegt es dann nicht in den Planen der ewigen Weisheit, daß in dieser Hinsicht Ungleichheit unter den Menschen herrsche? Oder steht es Gott nicht frey, die Welt zu regieren, wie es ihm beliebt, und die Güter der Erde auszutheilen wie er will?

Damit wir einsehen, wie ungerecht der Neid ist, wollen wir heute unsere ganze Aufmerksamkeit auf dieses häßliche Laster wenden, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 236, den zweyten, Seite 238.

Auf den sechsten Sonntag nach Ostern.

Ueber die Folgen des Neids und die Mittel gegen dieses Laster.

Dies habe ich zu euch gesagt, damit ihr euch nicht ärgeret; sie werden euch aus den Synagogen ausschließen. Joh. 16. 1, 2.

Nicht nur die Güter dieser Erde, welche die Mittel sind, womit der Mensch sich Freude und Vergnügen verschafft, sondern überhaupt alles, was seiner Eigenliebe schmeichelt, ist ein Gegenstand seiner Wünsche. Jedes Menschenherz strebt nach Lob, Ehre und Ansehen; wem hierin nicht nach Wunsche geschieht, der sieht mit scheelen Augen alle diejenigen an, welche glücklicher als er sind, und er beneidet sie; er hält sie für seine Feinde, wenn sie ihm schon nichts Leids gethan haben, er suchet durch allerley Mittel, ihnen das Glück zu rauben, das sie genießen, und wenn ihm seine ersten Versuche nicht gelingen, so entspinnt er oft gegen sie heimliche Verfolgungen.

Solche Neider waren die Schriftgelehrten und Pharisäer. Durch ihre Wissenschaften und gewisse scheinbare Tugenden hatten sie sich die Achtung und Bewunderung des Volkes gewonnen; Jedermann ehrte sie, wo man ihnen begegnete, erwies man ihnen die tiefeste Ehrfurcht. In der Auslegung der Gesetze waren sie sehr streng, und um das Volk auf den Glauben zu bringen, als wären sie eben so

strenge Vollzieher des Gesetzes, zeigten sie sich äußerlich als pünktliche Beobachter desselben, und entrichteten den Zehnten sogar vom Kümmel und Anis. — Als Jesus auftrat, so wendete das Volk auf einmal seine Aufmerksamkeit von den Pharisäern ab, und richtete sie auf ihn; man würdigte sie nicht mehr einer besondern Achtung, weil Jesus durch die Weisheit seiner Lehren und durch seine zahlreichen Wunder weit mehr Aufsehen machte. Jedermann hielt ihn für einen ganz sonderbaren Mann, viele glaubten, er wäre ein Prophet, andere er wäre mehr als ein Prophet, ein Gesandter des Himmels, und hie und da fanden sich, die nicht ungeneigt waren, ihn für den Sohn Gottes, für den allgemein erwarteten Messias zu erkennen.

Es läßt sich leicht denken, daß die Pharisäer, die so sehr nach Ehre geizten, den Verlust ihres Ansehens nicht mit gleichgültigen Augen ansahen, und daß sie neidische Blicke auf Jesum warfen. Sie erklärten sich also gleich am Anfange als seine geschworenen Feinde. Nichts ließen sie unversucht, um ihn beym Volke verdächtig zu machen, und ihn um das Ansehen zu bringen, in welchem er bey ihm stand, und zuletzt verfolgten sie ihn, so wie alle die ihm zugethan waren, bis zum Tode.

Jesus, der in den Herzen der Pharisäer las, wußte wohl, daß nur ein heimlicher Neid sie gegen ihn und seine Jünger so sehr aufbrachte, und ihm war es nicht unbekannt, zu welchen Verbrechen dieses abscheuliche Laster den Menschen verleitet.

Deßwegen sagte er zu seinen Jüngern, dies habe ich zu euch gesagt, damit ihr euch nicht ärgeret; er wollte sie dadurch auf die Verfolgungen, welche der Neid seiner Feinde auch gegen sie einst entspinnen wird vorbereiten und gefaßt machen. — Laßt uns heute zu unserer Belehrung über dieses häßliche Laster Betrachtungen machen. u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 241, den vierten, Seite 243, den fünften, Seite 246.

Inhalt

der Entwürfe des siebenten Bandes.

Liebe Gottes.

Liebe des Nächsten.

Liebe der Feinde.

Lüge.

Menschenansehen.

Meßopfer.

Müßiggang.

Neid.

Verzeichniß

der Sonn- und Feyertage, an welchen die im siebenten Bande enthaltenen Materien abgehandelt werden können.

Die Ziffer bedeuten die Numern, welche in obenstehendem Inhalte den Materien vorgesetzt sind.

Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten,

herausgegeben

von einer Gesellschaft von Freunden des

Prediger-Amts.

Achter Band.

Augsburg 1803.
Im Verlage der Joseph Wolffschen
Buchhandlung.

Reichthum.

Unter den verschiedenen Vorurtheilen, womit die Menschen überhaupt behaftet sind, giebt es kaum eines, worüber sie schwerer zu belehren sind, als über das Vorurtheil in Absicht auf die Reichthümer und Güter dieser Erde. Unwillkührlich geizet das Menschenherz nach jenen Mitteln, welche es für die einzigen hält, es zu jener Glückseligkeit zu führen, zu welcher es einen unwiderstehlichen Trieb in sich empfindet. Es ist daher sehr wichtig, den Vorhang zu ziehen und zu zeigen, daß die Glückseligkeit, welche man in den Reichthümern suchet, ein eitel Ding ist, daß sie das nicht sind, wofür die Menschen sie halten, und daß eben die falschen Begriffe, welche sich beynahe Jedermann davon machet, eine Quelle unseliger Uebel und großer Gefahren sind.

Erster Entwurf.
Ueber die Reichthümer überhaupt.

Wenn die Reichthümer jene Mittel wären, dem Herzen die Glückseligkeit zu verschaffen, zu welcher wir alle den Trieb mit uns auf die Welt bringen, wie könnte die Weisheit Gottes bey der ungleichen Austheilung derselben bestehen? Wie oft sehen wir nicht, daß der Rechtschaffene, der seiner Tugenden wegen am meisten der Glückseligkeit würdig wäre, der Reich=

thümer beraubt ist, da sie hingegen dem Gottlosen, der mit denselben schwelget und Wucher treibt, im Ueberfluße zuströmen? Man denke aber nur nach, und diese scheinbare Ungerechtigkeit wird sich bald aufhellen. Dies soll der Gegenstand unserer Betrachtung seyn; wir wollen uns zu überzeugen suchen, daß

1 die Glückseligkeit, welche man in den Reichthümern suchet, nur ein eitler Schein ist, und

2 daß sie in der h. Schrift nicht ohne Ursache Schätze der Ungerechtigkeit genannt werden.

In Absicht auf die Glückseligkeit, wovon der Mensch schon auf dieser Welt fähig ist, kommt es nicht auf die Begierden des Herzens sondern auf die wahre Stimmung des Gemüths an. Nun ist die Gemüthsstimmung bey dem Besitze der Reichthümer nicht von der Art, daß man wahre Glückseligkeit genießen könne, denn wie der Papst Innocentius schreibt: man erwirbt die Reichthümer mit Mühe, besitzt sie mit Furcht, und verliert sie mit Schmerzen.

a Man erwirbt sie mit Mühe. — Man blicke auf die Thätigkeit derjenigen, welche nach Reichthümern streben; der Gedanke schwebt ihnen stets vor den Augen, die Begierde quälet unaufhörlich ihr Herz, und unermüdet verfolgen sie den Glanz, der sie blendet.

b Man besitzt sie mit Furcht. — Hat der Reiche das Ziel seiner Begierden erreicht, so ängstigen ihn seine Reichthümer; sie verur-

sachen ihm tausend Sorgen, sie bringen ihm Kummer und Verdruß, sie lassen ihm Tag und Nacht keine Ruhe.

c Man verliert sie mit Schmerzen. — So sehr man sich auch im Besitze seiner Reichthümer zu befestigen suchet, so ist es doch nicht möglich sie gegen jene Unfälle zu sichern, die sich im menschlichen Leben so oft ereignen. Wie groß ist alsdann der Schmerz dessen, der sie verliert?

Die Reichthümer an sich betrachtet sind nichts Böses; in den Händen dessen, der sie nach den Absichten Gottes zu gebrauchen weiß, sind sie vielmehr ein Mittel, viel Gutes zu thun. Aber nicht was sie an sich sind, sondern was sie wirklich sind: dies haben wir eigentlich zu betrachten. Unter diesem Gesichtspunkte nennt sie die h. Schrift Schätze der Ungerechtigkeit, weil, wie der h. Augustin sagt, man Reichthümer oft mit Ungerechtigkeit erwirbt, mit Ungerechtigkeit besitzt und mit Ungerechtigkeit genießt.

a Man erwirbt sie mit Ungerechtigkeit. — So heftig ist bey den meisten Reichen ihre Begierde, daß sie sich wenig um die Mittel bekümmern, Reichthümer zu erwerben, wenn sie nur ihr Ziel erreichen. Daher die vielen Schleichbetrüge, die unerlaubten Kunstgriffe, die geheimen Uebervortheilungen im Handel und Wandel.

b Man besitzt sie mit Ungerechtigkeit. —

Der Reiche kann oft sich selbst nicht bergen, auf welchen widerrechtlichen Wegen er zu seinen Gütern gekommen ist. Wie selten geschieht es aber, daß er seine Ungerechtigkeiten gut machet, und mit der gehörigen Gewissenhaftigkeit jeden zugefügten Schaden ersetzet?

c Man genießt sie mit Ungerechtigkeit. Den Verordnungen Gottes gemäß sollen die Reichen ihre Güter nur zum Guten verwenden und mit ihrem Ueberflusse die Armuth unterstützen. Diese heilige Pflicht kann Niemand in Abrede stellen. Wie selten sie aber erfüllt wird können wohldenkende Christen der Menschheit zur ewigen Schande nicht genug bedauern.

Zweyter Entwurf.
Ueber die Gefahren der Reichthümer.

Um den Menschen die Gefahren der Reichthümer recht begreiflich zu machen, und sie zu überzeugen, wie schwer es den Reichen ist, selig zu werden, sagte Jesus zu seinen Jüngern, daß es einem Kameel leichter sey, durch ein Nadelöhr zu gehen, als einem Reichen in das Himmelreich zu kommen. Matth. 19, 24. Und indem er auf die Bedenklichkeiten der Jünger antwortete: daß dies bey den Menschen zwar unmöglich, aber daß bey Gott alles möglich sey, erklärte er dadurch sehr deutlich, daß ein Reicher gleichsam nur durch ein Wunder der Gnade es dahin

bringen kann, daß er seiner Schätze nicht misbrauche. Wie sehr soll es also einem Jeden, der im Ueberflusse lebt, daran gelegen seyn, die Gefahren seines Zustandes zu erkennen, und zu wissen, ob er zur Zahl jener Reichen gehöre, denen ihre Güter zum ewigen Untergange sind. Laßt uns daher untersuchen,

1 welchen Menschen die Reichthümer zum ewigen Untergange sind, und

2 warum so viele ihrer Reichthümer wegen ewig werden verdammt werden.

Die Reichthümer kann man in einem gewissen Verstande jenen Schlangen vergleichen, von welchen man sagt, daß sie nicht blos diejenigen vergiften, welche sie berühren, sondern jene sogar, die sie blos anschauen. Die Reichthümer sind demnach schädlich allen Menschen,

a welche nach denselben begierig sind, bevor sie zum Besitze derselben gelangen, denn diejenigen, welche wollen reich werden, sagt der Apostel, gerathen in Versuchung und in die Stricke des Satan. Ihr Herz, welches sich nach dem Gegenstande seiner Wünsche sehr heftig sehnet, trennt sich von allem, was sich auf Gott und die Religion beziehet. — Sie sind schädlich denen,

b welche sie wirklich besitzen. Ihr Herz ist ganz davon eingenommen; sie sind der Abgott, dem es Weihrauch streuet, und weil man nicht zugleich zweyen Herrn dienen kann, so wird

nothwendiger Weise der Dienst Gottes hintangesetzt, und zuletzt ganz verhinläßigt. — Sie sind schädlich denen,

c welche sie genießen. Selten giebt es Reiche, welche von der Wahrheit überzeugt sind, daß sie nicht wahre Eigenthümer sondern blos Verwalter ihrer Güter sind, und daß es ihre Pflicht sey, sie wohl und nach den Absichten Gottes anzuwenden. Wie oft sind sie aber die Werkzeuge der Sünde, und die Mittel die schädlichsten Verbrechen auszuüben.

Warum aber die Reichthümer den Menschen überhaupt so schädlich sind, davon wird uns ein einziger Blick in die Erfahrung leicht überzeugen.

a Wer reich ist, und große Güter besitzt, hält sich gewöhnlich für besser als alle, die weniger beaütert sind als er, darum sieht er mit Stolz und Verachtung auf sie herab. Die Reichthümer wecken also den Hochmuth.

b Wer reich ist, hat die Mittel in seiner Hand, alle Gelüsten seiner Sinnlichkeit zu befriedigen; seinem Herzen giebt er also, was es verlangt, und bekümmert sich nicht darum, ob er dadurch der strengen Pflicht der Selbstverleugnung und d Abtödtung seines Fleisches Genüge leiste oder nicht.

c Billig sollten die Menschen nach Verhältniß ihres Vermögens die Armuth unterstützen und den Hilflosen an die Hand geben. aber wer ist gewöhnlich geiziger als die Reichen;

da bey ihnen aus einer Begierde, welche befriedigt wird, tausend andere entstehen, so glauben sie niemals im Ueberflusse zu seyn, und etwas entbehren zu können.

Dritter Entwurf.
Ueber den Gebrauch der Reichthümer.

Denen, die Gott lieben, sagt der Apostel, wirkt alles zum Guten mit. Röm. 8, 28. Die Reichthümer in den Händen eines rechtschaffenen Christen, sind Mittel, wodurch er Gott ehren, seinen nothleidenden Mitmenschen unterstützen, und sich selbst durch einen mäßigen und dankbaren Genuß heiligen kann. Dasselbe Geld, welches so vielen zum ewigen Untergange ist, wird dem christlich gesinnten Mann zur Seligkeit behilflich. In Ansehung der Reichthümer kommt also alles darauf an, ob man den weisen Absichten der Vorsehung mitwirke, oder ob man nur sich selbst, nur die Befriedigung seiner Sinnlichkeit suche. Damit ein jeder Reiche hierin seine Pflichten kennen lerne, muß er wissen,

1 unter welchem Gesichtspunkte er seine Güter ansehen solle, und

2 wie er sie gebrauchen solle.

Damit der Christ in Absicht der Güter der Erde, welche er entweder ererbt, oder sich durch seinen Fleiß erworben hat, nicht irre werde, muß er sich bemühen, bis in die Absichten der Vorsehung zu dringen, und alsdann wird er sehen,

a daß Gott den Menschen die Güter der Erde

gegeben hat, damit sie vor allem die Hand dessen erkennen, der sich so gutthätig gegen sie gezeigt hat, daß sie ihm deßwegen die Ehre geben, und nicht glauben, sie hätten sie blos ihrem Kunstfleiße und ihrer Geschicklichkeit zu verdanken.

b Daß Gott den Menschen die Güter dieser Erde nur darum ungleich ausgetheilt hat, damit diejenigen denen sie im Ueberflusse zugefallen sind, sie mit den Dürftigen theilen, und dadurch die Bande, welche alle Menschen an einander knüpfen sollen, desto enger geschlossen werden; denn nichts bewirkt eine innigere Herzensnäherung, als wenn die mitleidende Liebe der Reichen durch den Dank der Armen erwiedert wird.

c Daß der Mensch sich nicht irre mache, und etwa glauben solle, die Reichthümer wären ein Mittel dem Menschenherzen eine wahre und dauerhafte Glückseligkeit zu verschaffen, sondern er soll sie betrachten als eitle Dinge, welche wie alles in der Welt vergehen, und welche weit unter der Würde eines Christen stehen, dessen Beruf Selbstverleugnung und Abtödtung ist.

Weiß der Christ, unter welchem Gesichtspunkte er die Reichthümer und Güter der Erde betrachten soll, so ergiebt sich von selbst, daß er den Gebrauch derselben nicht nach den Forderungen seiner Sinnlichkeit richten darf, sondern

a daß er sie nach der Lehre des Apostels besitzen und genießen soll, als besäße und genöße er sie nicht; sein Herz darf er also nicht daran heften, damit es von seinem einzigen Ziele, welches Gott und die Seligkeit ist, nicht entfernt werde.

b Seinen Genuß soll er nach dem Maaße vernünftiger und standesmäßiger Bedürfnisse einrichten und mäßigen. Hierin überschreitet der Mensch gar leicht die gehörigen Gränzen, und auch gar leicht bildet er sich ein, etwas sey billig und nothwendig, blos darum weil er es will.

c Damit aber dieser vernunft- und standesmäßige Genuß ihm auch zum Verdienste werde, so soll er nach der Lehre des Apostels der Güter aus heiligen Absichten und mit dankbaren Gesinnungen genießen, und daben niemals vergessen, daß er verpflichtet ist durch manche freywillige Beraubungen sich zu kränken und abzutödten.

Vierter Entwurf.

Ueber den Misbrauch der Reichthümer und die Entschuldigungen, womit man ihn zu rechtfertigen suchet.

Wären die Reichen der Erde vollkommen überzeugt, daß sie eigentlich nicht die Eigenthümer, sondern gleichsam blos die Verwalter ihrer Güter sind, so würden sie sich nicht zu so vielen Misbräuchen verleiten lassen. Aber wer hält nicht für sein, was

er besitzt, besonders wenn es nicht bloße Glücksgunst, sondern Erwarb des Kunstfleißes und der Arbeitsamkeit ist? Könnte man aber diese Menschen nicht mit dem Apostel fragen: Was hast du, daß du nicht empfangen hättest? Kommt nicht alles von Gott her, welcher der Urheber und Schöpfer aller Dinge ist? Er hat alles für den Menschen erschaffen, aber damit er es weislich gebrauche, nicht aber misbrauche. Laßt uns heute

1 die schädlichen Folgen des Misbrauches der Reichthümer betrachten, und

2 die Entschuldigungen widerlegen, womit die Reichen diesen Misbrauch gewöhnlich zu rechtfertigen suchen.

Daß der Mensch keiner Sache leichter misbrauche als der Reichthümer, erhellet ziemlich deutlich daraus, daß die Reichen überhaupt genommen die lasterhaftesten Menschen sind, weil sie ihre Schätze misbrauchen.

a Niemand kann zweyen Herrn dienen. Wer die Reichthümer nicht so wie Gott will, gebrauchet, sondern wie seine Sinnlichkeit, der entsagt dem Dienste Gottes, er verleugnet die Religion, und verachtet ihre heiligsten Pflichten. Davon giebt uns die Erfahrung unzählige Beweise.

b Wer die Mittel in seiner Gewalt hat, die Begierden seiner Sinnlichkeit zu befriedigen, und sich so manchen Genuß zu verschaffen, den

der weniger begüterte entbehren muß, wird deswegen stolz und glaubt besser zu seyn als andere. Seine Reichthümer öffnen ihm also die Thüre zu allen Lastern.

c Selten halten die Reichen die Mittelstraße, auf welcher die Weisheit wandelt: entweder verschwenden sie ihr Vermögen mit einem übertriebenen Aufwand, und setzen sich und die ihrigen in den Mangel, oder sie häufen Schätze auf Schätze, und suchen ihr Vergnügen in einem schändlichen Geize.

Hält man den Reichen ihren beleidigenden Aufwand oder ihre unmenschliche Kargheit vor, so wissen sie sich durch allerley Entschuldigungen zu rechtfertigen, die eben so grundlos als ihre Gesinnungen unchristlich sind.

a Ich habe keinen Ueberfluß, sagen sie, und darum kann ich nichts entbehren. — Wer keine Bedürfnisse hat, der machet sich Bedürfnisse, so wie man sein Vermögen erweitert, vergrößert man seinen Aufwand, man suchet sich zu den höhern immer näher zu erschwingen, und so geschieht, daß bey vielen Reichen wirklich niemals kein Ueberfluß vorhanden ist. Wessen Schuld ist es aber?

b Wären alle diejenigen, welche Noth leiden zur Zeit arbeitsamer und sparsamer gewesen, wie sie es billig seyn sollten, so bedürften sie vielleicht meiner Unterstützung nicht. — Sey es: sind sie darum weniger jetzt in der Noth?

Und dann wie vielen Armen kann man diesen Vorwurf nicht zur Last legen? Es ist einmal eine Verordnung der Vorsehung daß es Arme gebe, und daß die Reichen sie unterstützen. Meine Güter sind die Früchte meines Fleißes, oder sie sind ein Erbtheil meines Standes, was kann billiger seyn, als daß ich sie genieße, und mich derselben bediene um mich in meinem Stande zu erhalten? — Läßt man auch dieser Einwendung ihren völligen Werth, so leiden die Pflichten der Armen gegen die Reichen darum keine Ausnahme; denn auch wer die Früchte seines Fleißes billig genießt, und standesmäßig lebt, kann einen Ueberfluß haben, und nur dieser Ueberfluß ist ein Eigenthum der Armuth.

Stellen aus der h. Schrift.

Ihre Reichthümer werden sie fremden zurücklassen, und ihre Grabstätten werden ihre Häuser in Ewigkeit seyn. Ps. 48.

Alle jene Reichen entschliefen des Todesschlafes, und fanden in ihren Händen nichts mehr von ihren Reichthümern. Ps. 75.

Fließen euch Reichthümer häufig zu, so heftet

euer Herz nicht daran. Ps. 61.

Die Reichen litten Noth und Hunger, jene aber, welche den Herrn suchen, werden keines Guts beraubt. Ps. 33.

Wer sich auf seine Reichthümer verläßt, wird dahin fallen. Spr. 11.

Am Tage der Rache können die Reichthümer nichts helfen. Das.

Die Reichthümer der Weisen gleichen einer Krone. Das.

Dieser ist reich, ob er gleich nichts hat, und jener ist bey seinen vielen Reichthümern arm. Das. 13.

Die Reichthümer des Menschen sind das Lösungsgeld seiner Seele. Das.

Arbeite nicht zu viel, um dich zu bereichern, sondern setze deiner Klugheit Gränzen. Das 23.

Gieb mir weder Armuth noch Reichthümer, sondern nur so viel als meinem Unterhalte nothwendig ist, damit ich im Ueberfluße nicht verleitet werde zu sprechen: wer ist der Herr? oder damit ich durch die Noth nicht gedrungen werde, den Namen des Herrn zu lästern. Das. 30.

Richte deine Augen nicht auf Reichthümer, die du nicht erlangen kannst. Das. 23.

Wenig Gut mit der Furcht Gottes ist besser, als große Schätze, welche nicht ersättigen. Das. 13.

Gold und Silber haben schon viele in den Untergang gestürtzt. Syr. 8.

Reichthümer sind dem nützlich, dessen Gewissen

mit keiner Sünde beschwert ist. Das. 13.

Weh euch, die ihr Haus an Haus und Acker an Acker reihet, so lange ihr Platz findet! Wollet ihr dann allein auf der Erde wohnen? Isa. 5.

Ich bin reich geworden und so habe ich mir ein Götzenbild gefunden. Ose. 12.

Ihr Silber und ihr Gold kann sie am Tage der Rache des Herrn nicht retten. Sophon. 1.

Wo sind nun diejenigen, welche Schätze von Silber und Gold sammelten, auf welche die Menschen so viel halten? In die Hölle sind sie hinabgestiegen, und an ihrer Stelle sind andere aufgestanden. Baruch. 3.

Sammlet euch keine Schätze auf der Erde, welche der Rost und die Motten anfressen, und welche die Diebe aufbrechen und stehlen. Matth. 6.

Ihr könnet nicht Gott und dem Reichthum zugleich dienen. Das.

Ich sage es euch: mit großer Mühe wird der Reiche ins Himmelreich eingehen, und ich sage es euch noch einmal, es ist einem Kameel leichter durch ein Nadelöhr zu dringen, als einem Reichen ins Himmelreich einzugehen. Das. 19.

Weh euch Reichen, die ihr euern Trost habet, weh euch, die ihr ersättiget seyd, denn euch wird es hungern. Luk. 6.

Diejenigen, welche sich bereichern wollen, fallen in die Versuchung, in die Stricke des Satan und in viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in den Untergang stürzen. 1 Timoth. 6.

Befiehl den Reichen dieser Welt, nicht stolz zu seyn, und sich auf ihre ungewissen Reichthümer nicht zu verlassen. Das.

Wir haben nichts auf diese Welt gebracht, und darum können wir auch nichts mit uns nehmen. Das.

Wohlan, ihr Reichen, weinet und heulet über das euch bevorstehende Elend. Euer Reichthum ist verfaulet, und euere Kleider werden eine Speise der Motten werden. Euer Gold und Silber frißt der Rost, und ihr Rost wird wider euch zeugen, wie Feuer wird er euch verzehren. Jacob. 5.

Stellen aus den h. Vätern.

Du willst Güter haben, und willst selbst nicht gut seyn? Du solltest dich deiner Güter schämen, wenn dein Haus, welches damit angefüllt ist, einen bösen Herrn hat. Augustinus.

Wer reich seyn will, der ist arm. Ders.

Trenne von den Reichthümern den Stolz, und dann werden sie nichts schaden. Ders.

Gott wird so wohl die Armen als die Reichen über das zur Rechenschaft ziehen, was sie in ihrem Herzen haben, und nicht über das, was sie in ihren Kästen besitzen. Ders.

Wer nach falschen Reichthümern geizet, wird die wahren nicht suchen. Ders.

Es ist schwer, daß ein Reicher nicht hochmüthig sey. Ders.

Du betrachtest den Reichen im Leben, denke dir ihn im Todesbette; du siehest nur auf das, was er jetzt hat, siehe lieber auf das, was er mit sich nimmt. Jetzt hat er zwar viel Gold, viele Aecker und viele Sclaven; er stirbt, und alles dies bekommt, ich weiß nicht, wer. Mag er sie auch hinterlassen, wem er will, so kann er sie ihm doch nicht auf immer erhalten. Ders.

Wer kann sich einbilden, daß die Glückseligkeit in Dingen besteht, welche der Sohn Gottes uns gelehrt hat zu verachten? Ders.

Nur jene Reichthümer sind wahre Reichthümer, welche uns an Tugenden bereichern; wollet ihr also reich seyn, so strebet nach den wahren Reichthümern. Gregorius.

Die Reichen sollen wissen, daß es kein Verbrechen sey, Reichthümer zu besitzen, sondern sie nicht gehörig zu gebrauchen, denn gleichwie die Reichthümer den Gottlosen ein Hinderniß zur Seligkeit sind, eben so dienen sie den Rechtschaffenen als Hilfsmittel zur Tugend. Ambrosius.

Derjenige ist nicht reich, der, was er hier besitzt, nicht mit sich nehmen kann, denn was man hier zurückläßt, ist nicht unser, sondern fremdes Eigenthum. Ders.

Dem Reichen schaden seine Reichthümer nicht, wenn er einen guten Gebrauch davon machet, so wie Arme durch seine Armuth allein nicht empfehlungswerther wird. Hieronymus.

Die Reichthümer sind den Menschen gegeben worden für ihre Lebensbedürfnisse und nicht um damit Böses zu üben; das Gold soll zum Heil der Seele und nicht ein Anlaß zu ihrem Untergange seyn. Basilius.

Diejenigen waren immer die Reichesten, welche die Geldgierde verachteten. Chrysostomus.

Glückselig ist derjenige, der nicht nach Dingen strebt, deren Besitz zur Last ist, deren Liebe die Seele befleckt, und deren Verlust uns betrübet. Bernardus.

Die unersättliche Begierde nach Reichthümern quälet weit mehr, als ihr Gebrauch befriediget. Ders.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Worte Reichthum versteht.

Im Allgemeinen versteht man unter dem Worte Reichthum nicht blos die Güter der Erde, die demjenigen, der sie besitzt, was zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse erfordert wird, im Ueberfluße bringen, sondern auch noch jene Schätze, womit er sich alles, was er braucht, oder zu genießen wünscht, erkaufen kann. Die Bedürfnisse sind aber von zweyerlei Art; die einen haben blos zum Gegenstande, was zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig ist. Die andern sind die Folge

einer größern Bequemlichkeit; sie sind Erfordernisse eines höhern Standes, in welchem man nicht nur dessen bedarf, was eigentlich blos nothwendig ist, sondern was zu einem bequemern Leben und zum Aufwande gehört. Der Reichthum setzet also ein solches Vermögen voraus, daß man von dem Ertrage desselben allem diesem Genüge leisten kann, und folglich daß man dabey noch einen Ueberfluß habe, wenn man sich in die Gränzen einer billigen und seinem Stande angemessenen Genügsamkeit zurückziehen will.

An sich betrachtet sind die Reichthümer nichts Böses.

Ist es eine Verordnung Gottes wie es Niemand leugnen wird, daß einige Menschen die Güter dieser Erde im Ueberfluße besitzen sollen, da andere mit Kummer und Noth, so viel ihr nothwendigster Bedarf erheischt, kaum aufbringen können, so ergiebt sich von selbst, daß die Reichthümer an sich betrachtet nichts Böses sind. Wenn Jesus im Evangelium gegen die Reichen der Erde eifert, wenn er die Jünger versichert, daß es einem Kameel leichter sey, durch ein Nadelöhr zu dringen als einem Reichen zur Seligkeit zu gelangen, so wollte er blos zu verstehen geben, daß die Reichen ihrer Güter gewöhnlich misbrauchen, daß sie mit einer niedrigen Begierde nach denselben streben, sie auf ungerechten Wegen suchen, mit List und Betrug erwerben, zum Bösen gebrauchen, ihr Herz daran heften, und in dieselben ihre ganze Glückseligkeit setzen. Wie könnte

man ein Uebel nennen, jene Mittel, womit man die Armuth unterstützt, der Noth aufhilft, und den Betrübten tröstet? Was vermag mehr das Band, welches alle Menschen mit einander vereinigen soll, enge zu knüpfen, als die Austheilung des Ueberflußes in den Schooß der Armuth? Der Reiche wird dadurch erinnert, daß auch er nur ein Mensch ist, daß er unverdient große Güter besitzt, und daß das harte Loos des Armen ihn auch hätte treffen können. Der Arme hingegen empfängt mit Dank die Guttbaten des Reichen und er liebet diejenigen, welche die auf alle Menschen wachende Vorsehung bestellt hat, ihn zu unterstützen. Wollten demnach die Menschen sich der Güter der Erde nach ihrem wahren Zwecke bedienen, und sie nicht so viel für sich als für die Nothleidenden besitzen, so würde man mit Gründen diejenigen selig preisen dürfen, welche in ihrer Gewalt ein Mittel haben, so viel Gutes zu thun.

Vergebens suchet der Mensch in den Reichthümern eine wahre Glückseligkeit.

Unter den Menschen ist kein Vorurtheil herrschender als jenes, welches in dem Besitze der Reichthümer eine wahre Glückseligkeit zu finden glaubt, und dennoch giebt es Niemanden, den die Reichthümer je glücklich gemacht haben. Mögen uns schon die Güter und Schätze der Erde in noch so großem Ueberflusse zuströmen, so wird unser Herz dadurch noch nicht ersättiget; neue Wünsche treten an die Stelle derer, welche befriedigt worden sind, und aus

diesen wachsen wieder andere hervor. Und ist es ein Wunder? Der Trieb nach Glückseligkeit, der in allen Menschenherzen rege ist, kennt keine Gränzen, er sehnet sich nach einem Zustande, in welchem ihn weder Kummer noch Sorgen quälen, und wo sein Herz vollkommen ersättiget wird. Wie ist es aber möglich, daß der Mensch hier auf dieser Welt, wo alles begränzt, alles nur zeitlich und von kurzer Dauer, alles unvollkommen und mit Bösem vermengt ist, zu solch einem Zustande gelangen könne? Wie ist möglich, daß der Mensch, der die Glückseligkeit nicht nach dem Lichte seiner Vernunft, sondern nach den Forderungen seiner Leidenschaften beurtheilt, der sie in einem Genuße suchet, welcher nothwendiger Weise Angst und Reue nach sich zieht, hienieden glücklich seyn könne? O, daß doch alle diejenigen, welche mit unverdroßener Mühe und einem rastlosen Eifer nach irdischen Gütern geizen, und sich unaufhörlich mit eiteln Begierden brüsten, einen Augenblick still stehen und betrachten möchten, daß je mehr sie sich durch Anhäufung großer Schätze, durch Erwerbung einträglicher Amtsstellen sich zur Glückseligkeit zu nähern glauben, sie sich immer mehr von derselben entfernen!

Aus welchen Gründen der Christ die Reichthümer seiner Achtung und Liebe nicht würdigen soll.

Wären wir berufen, ewig auf dieser Welt zu wohnen, und hätte ein Jeder hier seine bleibende Stätte, so würde eine kluge Vorsichtigkeit uns rathen,

so viel als möglich von den Gütern der Erde zu sammeln, weil in diesem Falle unsere höchste Glückseligkeit in denselben bestehen würde. Aber wir sind ja Reisende; nur eine kurze Zeit, und gleichsam im Vorübergehen sind wir auf dieser Welt; was wir hier während unserer Pilgerschaft sammeln, müssen wir zurücklassen; nichts können wir mit uns in jenes Land hinüber nehmen, in welches Gott uns hinruft, und wo wir das erst finden werden, was wir vergebens hier suchen. Und dann wenn man bedenkt, wie vielen Gefahren die Reichthümer denjenigen, der sie besitzt, beständig aussetzen, wenn man erwäget, wie mächtig sie auf seinen Verstand und sein Herz wirken, wie sie den Geist mit Vorurtheilen anfüllen, die Einbildungskraft erhitzen, einen sündhaften Hochmuth aufwecken und uns Thüre und Angel zu allen Lastern öffnen, wird man sie noch als etwas Gutes als etwas Wünschenswerthes betrachten? Was können dem Menschen, dessen Herz heimlich nach Reichthümern geizet, seine Vorsätze helfen, sich von ihrem Glanze nicht blenden zu lassen und einen guten Gebrauch davon zu machen? Lehret uns nicht eine tägliche Erfahrung, daß sie nicht mehr Festigkeit haben, als ein Strohhalm, den der Wind mit sich führet, als ein Rauch der in die Luft auffsteiget und gänzlich verschwindet? Und solche eitle Güter, die der Mensch nur eine kurze Zeit besitzet, die sein Herz nicht ersättigen, deren Genuß immer Bitterkeit nach sich zieht, und die er auf dieser Welt zurücklassen muß wenn sein Herz am meisten daran wird gefesselt seyn,

solche Güter, welche man gar oft mit Unrecht erwirbt, meistens in der Sünde genießt, und äußerst selten nach dem Willen Gottes anwendet, sollten der Achtung und Liebe eines Christen würdig seyn! —

Warum es dem Reichen schwer sey zur Seligkeit zu gelangen.

Die Schwierigkeit zur Seligkeit zu gelangen muß man niemals an sich betrachten, denn das Joch Jesu ist süß und seine Bürde ist leicht, sondern man muß sie an den Hindernissen abmessen, welche ihr entgegenstehen. Dergleichen Hindernisse findet der Arme nicht viele in seinem Wege. Er besitzt kaum, was sein täglicher Bedarf erfordert, und eben darum ist er genöthiget, täglich zu arbeiten, um aufzubringen, was seine Bedürfnisse erheischen. Sein Stand und seine Lage erinnern ihn von selbst an das menschliche Elend, und nichts fesselt ihn an eine Welt, in welcher er ohnehin kein Bleiben hat. Er darf also blos aus der Noth Tugend machen, und Gott als ein freywilliges Opfer zu Füßen legen, was er dennoch entbehren muß, und was ihm eben darum ein sehr leichtes Ding ist, so wird er empfinden, daß die Bürde, welche Jesus ihm aufleget, wirklich sehr leicht ist, und daß er den Himmel um ein Geringes erkaufen kann. — Bey dem Reichen verhält es sich nicht so; Hindernisse von aller Art stehen ihm im Wege, und alle fließen aus seinen Reichthümern, wie aus einer gemeinschaftlichen Quelle. Seine Sinnlichkeit sehnet sich nach Befrie-

digung: die Reichthümer wecken sie auf, und bieten ihr die Mittel dar, die sie wünscht. Wechselweise setzet sie alle Leidenschaften in Bewegung, sie schmeichelt der Eigenliebe, kützelt den Stolz, reizt zur Prachtlust, veranlaßt Verschwendung oder Geiz, treibt zu Ehren und Würden, gebraucht List und Betrug, verleitet zu Ungerechtigkeiten, zum Neid, zu Verfolgungen, zum Müßiggange, zum Spiele, und öffnet den Weg zu allen Lastern. Zudem bezaubert sie gleichsam den Menschen, sie blendet, sie täuschet ihn, und setzet ihn dadurch in die Unmöglichkeit, auf sich selbst zurückzusehen, und ernstlich über sich nachzudenken. Alles dies bewirkt Reichthum; kein Wunder demnach, wenn es dem Reichen so schwer ist, zur Seligkeit zu gelangen.

Wie die Reichthümer allerley Uebel nach sich ziehen.

Wer große Güter besitzt, wandelt selten auf der Mittelstraße, welche der Weg zur Weisheit ist, sondern wenn seine Geldsucht nicht dahin zielet, Güter an Güter zu reihen, und Schätze auf Schätze zu häufen um sie fleißig aufzubewahren, so löset sie sich gewöhnlich in eine ärgerliche Verschwendung auf, welche Laster von aller Art nach sich ziehen. Der Prachtsüchtige, der einen großen Aufwand machet, ist mit dem bloßen Genuße, den er sich mit seinem Gelde erkauft, nicht zufrieden, sondern er will auch noch geehrt und von Jedermann für das gehalten werden, was er sich in seinem Taumel zu seyn einbildet. Lebt er unter

Menschen, die wie er auf einer gleich hohen Stufe stehen, gleichen Reichthum besitzen, und gleiche Begierden hegen, so entsteht bey ihm Neid und Eifersucht. Jeder will sich über den andern auszeichnen, jeder will mehr Ehre und Lob einärnden, jeder will in einem höhern Ansehen stehen, und darum bietet er alle Kräfte auf. Reicht das eigene Vermögen nicht hin, und ist es erschöpft, so verschwendet er noch jenes seiner Gläubigen, welche, in der Hoffnung es mit Wucher zu vermehren, ihm ihr Geld geliehen haben. Sinkt dann, wie es natürlich geschehen muß, Zutrauen und Kredit, so nimmt man zu allerley Mitteln seine Zuflucht, um sich aufrecht zu erhalten: verborgene Ränke, niederträchtige Listgewerbe, heimliche Ungerechtigkeiten, ausgekünstelte Diebstähle und tausend andere dergleichen Hilfsmittel sind die Quellen, aus welchen man schöpfet, um die immer zunehmenden Unkosten zu bestreiten, welche die Lebensart des Prachtsüchtigen nothwendig machen.

Große Reichthümer ziehen gewöhnlich den Sturz der Familien nach sich.

Eine andere nicht weniger unausbleibliche Folge des unmäßigen Aufwandes, wozu die Reichthümer gewöhnlich Anlaß geben, ist der Sturz und die Verunglückung ganzer Familien, denen dadurch die Mittel benommen werden, sich in der Gesellschaft auf der Stufe, auf welcher sie Geburtshalber, oder wegen ihres Amts standen, aufrecht zu

erhalten. An sich betrachtet wäre dies eben kein großes Uebel, denn was kann billiger seyn, als daß der Reiche seine übertriebene Prachtlust im Mangel und in der Verachtung büße? Aber wie wichtig sind die Folgen, welche aus diesem Uebel gewöhnlich entstehen! Aeltern, welche ihr Vermögen verschwenden, verfallen nicht nur mit ihren Kindern in Armuth, sondern versetzen sich noch in die traurige Unmöglichkeit, ihnen die Erziehung geben zu lassen, durch welche sie zur Rechtschaffenheit und zur christlichen Tugend gebildet werden, und welche ihre Geburt so wie der Stand ihrer Aeltern erfordert. Die guten Kinder gewöhnen sich an die Lebensart, in welcher sie aufwachsen, und weil sie nichts Böses wähnen, und von den Umständen ihrer Aeltern nichts wissen, so sehen sie den Aufwand, der oft die letzte Kraft eines dem Sturze nahen großen Vermögens, und noch öfter die Wirkung eines mit List und Betrug erschlichenen Kredits ist, als eine Folge des Wohlstandes an, in dessen Besitz sie einst zu treten hoffen. Nach solchen Begriffen bilden sie ihre Sitten; ihre Erziehung wird verhinläßigt, und ehe der Lauf ihrer Jugendjahre vollendet ist, werden ihre Aeltern von den Gläubigern überfallen, und sie sehen sich in die Armuth herabgesetzt. Was soll alsdann aus solchen Kindern werden? Bey den Gewohnheiten und Vorurtheilen, die sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben, und bey der Art ihrer Erziehung haben sie selten eine Aussicht, um sich wie-

der emporzubringen; wozu Aeltern und Kinder sich in einem solchen Falle gewöhnlich entschließen, lehret die Erfahrung leider nur zu viel.

Die Reichen haben oft am wenigsten Mitgefühl gegen die Armen.

Vergebens ruft man den Reichen der Erde unaufhörlich zu, daß die Vorsehung Gottes nur darum die Güter der Erde in einem ungleichen Maaße unter die Menschen ausgetheilt hat, damit die Reichen durch einen mäßigen Gebrauch ihrer Güter und durch eine hilfreiche Freygebigkeit gegen die Armen sich heiligen, da die Armen hingegen ihre Verdienste in einer geduldigen Ertragung ihres Mangels und in einem arbeitsamen Erwerbe ihres täglichen Bedarfs suchen sollen. Aber wo sieht man gewöhnlich mehr Hartherzigkeit und weniger Gefühl als eben bey den Reichen? Die Gränzen ihrer Güter setzen sie immer weiter hinaus sie, füllen ihre unermeßlichen Getraideböden immer mehr an, und denken nicht, daß rings um die Gränzen ihres Gebiets Mangel und Elend wohnen. Oft verschließen sie ihnen gar den Zugang zu ihren Pallästen, um Thränen nicht zu sehen, die für sie eben so viele Vorwürfe sind. Ist das Herz des Reichen nur darum von dem Durste nach Gold so sehr geplagt, damit er seine unersättliche Prachtlust immer mehr befriedigen könne, so ist freylich der Fall nicht selten, daß er selbst in einer Art von Bedürftigkeit sich befindet, weil er nicht so Vieles auftreiben kann, als seine Begierden zu

haben wünschten, und darum betrachtet er sich unter einem gewissen Gesichtspunkte als den Aermsten. Was kann die Armuth bey Verschwendern von dieser Art hoffen? So erklärt sich's wie der große Ueberfluß, der mit dem Elende den auffallendsten Abstand machet, eben so wie dieses Mangel und Bedürftigkeit auf seiner Rückseite hat.

Wie man auch bey dem größten Ueberfluße nach dem Geiste des Evangeliums arm seyn kann.

Indem Jesus in seiner Bergpredigt diejenigen selig spricht, welche im Geiste arm sind, so gab er dadurch deutlich genug zu verstehen, daß er von denen, welche seine Anhänger seyn wollten, eben nicht eine wirkliche Armuth, sondern blos eine Armuth im Geiste, welche bey dem Besitze der größten Reichthümer bestehen kann, forderte. Worin aber diese Armuth im Geiste bestehe, lehret uns der Apostel Paulus in seinem ersten Briefe an die Korinther 7, 30. in welchem er sie ermahnet, daß, wofern sie Güter kaufen, sie sich verhalten sollen, als besäßen sie nichts, und dieser Welt so zu gebrauchen als gebrauchten sie derselben nicht, und dabey immer eingedenk zu seyn, daß die Gestalt dieser Welt vergeht. Wer also von den Gütern der Erde, welche er im Ueberfluße besitzt, nur so Vieles genießt, als sein Bedarf und ein standmäßiger Aufwand erfordern, wer in denselben keine Glückseligkeit suchet, und nach dem Rathe des Propheten sein Herz nicht daran heftet; wer sie nur aus der Absicht vermehret, um

sie wohl anzuwenden, und einen seinem Vermögen angemessenen Theil davon in den Schooß der Armuth ausleeret, und den Hilflosen damit unterstützet: ein solcher ist mitten in seinem Ueberfluße arm im Geiste. Er hält es unter seiner Würde, sich über einen Gewinn zu erfreuen, so wie ein Verlust ihn auch nicht betrübt, weil er alle Vorfälle, welche auf sein Vermögen irgend einen Einfluß haben, als Verordnungen oder Zulassungen der Vorsehung Gottes betrachtet, welche ihm entweder Gelegenheiten geben will Gutes zu thun, oder seine Tugend und Ergebung in der Willen Gottes prüfet. So war Job bey seine nunübersehbaren Gütern und zahlreichen Heerden immer arm im Geiste, indem er mit dem ruhigsten Gemüth den Verlust derselben ertrug, und durch einen auffallenden Wechsel in das größte Elend versetzt, dasselbe mit einer unerschütterlichen Standhaftigkeit ertrug.

Die glücklichste Lage für den Menschen ist ein Mittel zwischen Reichthum und Armuth.

Bey der Schwachheit des Menschen, den die Last der Armuth leicht zu Boden drückt, und bey den großen Gefahren, welchen die Reichthümer das Heil der Seele aussetzen, ist ein Mittel zwischen Reichthum und Armuth die glücklichste Lage für den Menschen. Ein mittelmäßiges Vermögen hat auf unsere Seele, auf die Stimmung unseres Gemüths eine Wirkung, die jener ähnlich ist, welche die Genügsamkeit auf unsern Körper hat. Diese

erhält ihn durch eine nicht überflüßige, aber dennoch hinreichende Menge von Speisen in einem Zustande, der zur Festhaltung der Gesundheit am gedeiblichsten ist. Der Baum, der auf einem zu magern und trockenen Boden steht, verdirbt aus Mangel des Saftes, eben so wie jener zu Grunde geht, welcher aus einem allzufetten und wässerichten Boden die Säfte im Ueberflusse einsäugt. Mangel und Elend betrüben den Menschen und setzen ihn der Gefahr aus, durch entehrende Niederträchtigkeiten und oft gar durch Ungerechtigkeiten sich einen Weg zu einem bequemern Leben zu suchen. Nicht Jedermann hat so viele Großmuth, die Last der Armuth im Geiste des Christenthums zu ertragen, und bey drückender Noth seine Blicke stets aufwärts zu richten. Unwillkührlich fällt manchmal der Gerechte selbst in Mißmuth, und beklagt sich über sein Schicksal, weil er vom Glücke gänzlich verlassen ist. — Der Ueberfluß hingegen verleitet zu Uebermuth, giebt den Leidenschaften einen heftigen Schwung, welcher die Seele gleichsam aus ihrer Lage reißt, sie im Weltstrome fortschlept, und zum Opfer ihrer unmäßigen Begierden machet. — Dies sind die Gründe, warum Salomon, der weiseste aller Sterblichen, Gott bath, er möchte ihm weder Armuth noch Reichthümer geben.

Unbegreifliche Thorheit des Geizigen.

Der Reiche, der seine Güter genießt, handelt nach den Grundsätzen der Welt, und seine Klug-

heit wird von ihr gebilliget. Aber Jedermann misbilliget die Thorheit des Geizigen. Er hat zwar auch wie der Reiche keinen andern Begriff von den irdischen Gütern, als daß sie die einzigen Mittel sind, zur Glückseligkeit zu gelangen, und darum sammelt er sie mit Eifer. So oft sein Schatz einen Zuwachs erhält, labet er sich mit dem frohen Gedanken, daß der Mangel, von welchem er eine außerordentliche Furcht hat, dadurch wieder auf eine weitere Zeit zurückgesetzt wird. Indeß denkt er unaufhörlich an die Möglichkeit dieses Mangels, so sehr auch seine Schätze sich anhäufen, und darum kann er sich niemals entschließen, etwas zu seinem Vergnügen zu verwenden. Mit jedem Schritte, den er dem, Reichthum und Bedürftigkeit zugleich vernichtenden Tode entgegen machet, nimmt seine Furcht vor Mangel zu, und so hindert sie ihn in den Reichthümern doch endlich jene Glückseligkeit zu finden, um derentwillen er sie so fleißig sammelt. Er bleibt also immer nur der Wächter seiner Schätze, und zu der Zeit, wo er sie durch einen christlichen Gebrauch erschöpft haben sollte, sind sie am häufigsten. Wenn er schon durch eine lange Reihe von Jahren entkräftet am Rande des Grabes wanket, so sind seine Augen doch immer nur auf seine Schätze gerichtet; auf dem Todesbette machet er immer noch Plane und Anstalten sie zu vermehren; dann stirbt er dahin, und hat auf der Welt nur die Mühe gehabt sie zu sammeln und aufzubewahren.

Religion.

Die Religion, in so fern sie eine Stiftung des Welterlösers ist, welche ohne Hilfe und Ansehen sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit ausbreitete, durch Wunder und Weissagungen bekräftigt, und durch das Blut vieler ihrer Bekenner versiegelt wurde, haben wir schon unter dem Artikel Christenthum abgehandelt, und bewiesen, daß sie göttlich ist, weil sie Gott zum Stifter hat. Ueber diese wichtige Materie bleibt uns noch zu entwickeln übrig, welch ein erhabenes Werk die h. Religion sey, wie sie des Menschen Trost und Stütze ist, wie verschieden sie bey verschiedenen wirket, wie thöricht die Angriffe des Unglaubens sind, und endlich welche Gewalt Gott der Kirche, indem er ihr den Schatz des Glaubens anvertraute, gegeben hat, und wie die Menschen sich gegen diese von ihm festgesetzte Obrigkeit zu verhalten haben.

Erster Entwurf.

Ueber die Erhabenheit der christlichen Religion.

So sehr auch die Feinde der christlichen Religion vom ersten Augenblicke ihrer Entstehung bis zu unsern Zeiten sich bemühet haben, sie zu entstellen, und ihren Glanz zu verdunkeln, so hat diese Tochter des Himmels sich dennoch immer aufrecht erhalten; gleich der Sonne, welche nach einem Gewitter aus den düstern Wolken, die allmählig ver-

schwinden, wieder glänzend hervorschimmert, trat auch die Religi[illegible] Jesu aus jedem Schatten, den ihre Feinde von Zeit zu Zeit auf sie zu werfen versuchten, majestätisch hervor, und nöthigte ihre unversöhnlichsten Feinde ihr die tiefeste Bewunderung und Verehrung als ein Opfer ihres Unglaubens zu Füßen zu legen. Suchen wir diese erhabene Schönheit unserer heiligen Religion zu ergründen, so werden wir sie vorzüglich entdecken

1 in ihren erhabenen Lehren und

2 in ihren seligen Wirkungen.

Unter den verschiedenen Religionen, welche seit dem Anfange der Welt entstanden sind, hat keine ihre Lehren zu solch einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht wie die christliche, von den Irrthümern und Widersprüchen nicht zu gedenken, womit die übrigen angefüllt waren. — Die christliche Religion lehret den Menschen

a die vollkommenste Liebe Gottes; sie zeigt ihm an dem höchsten Wesen den Inhalt aller Vollkommenheiten, und machet ihn besonders auf jene aufmerksam, wodurch er sich gegen alle ohne Unterschied, gegen die Sünder wie gegen die Gerechten gutthätig und barmherzig beweist. — Sie lehret ihn

b die edelste Liebe gegen seinen Mitmenschen; sie erinnert ihn, daß wir alle Geschöpfe eines und desselben Schöpfers mit einander verbrüdert sind, und daß diese Bande seit der Erlösung, wodurch wir alle auf eine ganz

besondere Art Kinder Gottes und Miterben Christi wurden, noch enger geschlossen worden sind. — Sie lehret ihn

c die mäßigste Liebe seiner selbst; sie beweist ihm, daß Gott das höchste Ziel aller unserer Gedanken, Begierden und Handlungen seyn solle, und folglich, daß wir in allem, was wir denken und thun, niemals uns selbst, das ist die Befriedigung unserer Eigenliebe, sondern die Ehre Gottes und das Heil unserer Seele suchen müssen, und daß dies die wahre Selbstliebe sey.

In Ansehung der Wirkungen, welche die christliche Religion bey denen hervorbringt, welche sie lieben und verehren, finden wir, daß sie ihres Stifters würdig und für den Menschen beseligend sind.

a Sie allein zeigt dem Christen die Welt, wie sie wirklich ist, und offenbaret ihm das Geheimniß, wie er sich sowohl gegen die Gefahren ihrer verführerischen Lehren und Grundsätze, als gegen die Bezauberungen ihrer Reize in Sicherheit setzen kann.

b Sie allein belehret ihn über die wahre Glückseligkeit, berichtigt die Irrthümer, womit die meisten Menschen in dieser Hinsicht behaftet sind, und überzeugt ihn, daß der Mensch, so weit er hienieden einer Glückseligkeit fähig ist, dieselbe nicht in den sinnlichen Vergnügungen, sondern blos in der Ausübung der Tugend und in einer getreuen Erfül-

lung der Pflichten der Religion suchen soll.

c Sie allein giebt ihm den Aufschluß über die Leiden und Widerwärtigkeiten dieser Welt, und zeiget ihm wie sie Verordnungen Gottes sind, welche das Heil des Menschen zum Zwecke haben, wie sie eine Quelle von Verdiensten für diejenigen sind, welche sie gehörig benutzen, und dadurch erleichtert sie die Last derselben.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Nothwendigkeit der Religion.

Betrachten wir den Menschen als ein Geschöpf Gottes, von welchem er mit dem Daseyn verschiedene Fähigkeiten und Kräfte erhalten hat, damit er als ein vernünftiges Wesen sie zur Erkenntniß und Verehrung seines Urhebers und Gutthäters anwende, oder betrachten wir an ihm den unseligen Hang zum Bösen, den er mit sich auf die Welt bringt, und dem er allein und aus eigenen Kräften zu widerstehen nicht im Stande ist, so werden wir finden, daß er eines Lichts bedarf, welches ihn über seine Verhältnisse mit Gott aufkläre, und seine Tritte auf dieser mit so vielen düstern Abwegen durchkreuzten Welt beleuchte: dieses Licht ist die Religion, welche Gott ihm in dieser Absicht gegeben hat. Die Religion ist demnach allen Menschen nothwendig, sie belehret sie

1 über die Verhältnisse, in welchen sie mit Gott stehen;

2 über die Pflichten, welche sie während ihres

irdischen Wandels zu erfüllen haben.

Wenn schon die ersten Begriffe von der Gottheit und von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und den vorzüglichsten damit verknüpften Pflichten in jedem Herzen eingegraben, so sind sie doch an sich viel zu dunkel und verworren, als daß der Mensch allein und aus eigenen Kräften wahre und richtige Lehrsätze daraus ziehen kann. Diese heitert die Religion auf, denn nur sie belehret den Menschen

a über das wahre Wesen der Gottheit; sie allein überzeugt ihn, daß Gott nothwendiger Weise höchst vollkommen seyn müsse; daß er einzig sey und daß es unmöglich mehrere Götter geben könne. Zum Belege dienen uns in dieser Hinsicht die Heiden, welche bey ihren ausgebreiteten Kenntnissen in Absicht auf das höchste Wesen niemals auf's Reine haben kommen können.—Nur die Religion belehret den Menschen

b über seine Verhältnisse mit Gott, über seine Abhängigkeit von ihm, über die Pflicht ihn zu verehren, von ihm Hilfe und Beystand zu erflehen, und sie überzeugt ihn, daß er in Ansehung Gottes Nichts sey. — Nur die Religion belehret ihn

c über sein letztes Ziel; sie überzeugt ihn, daß dieses Ziel nicht hier auf dieser Welt, sondern jenseits des Grabs sey, und daß dieses Ziel in der Anschauung Gottes bestehe, welche die

höchste Glückseligkeit seyn wird, und folglich daß alles, was die Menschen auf dieser Welt Glückseligkeit nennen, nur eitel Ding sey.

Was die Pflichten anbelangt, welche jeder Mensch zu erfüllen hat, bevor er zu seinem eigentlichen Ziele gelangen könne, und worüber unsere Vernunft allein uns die hinreichenden Aufschlüsse nicht geben kann, vermag ihn gleichfalls nur die Religion zu belehren. Denn nur sie

a deckt ihm das große Geheimniß von der Erbsünde auf, welche der Ursprung des unseligen Hanges zum Bösen ist, und den man niemals gehörig zu bemeistern vermag, wenn man ihn nicht kennt. — Sie belehret ihn

b über die vielen Gefahren, die ihn allerseits umringen; sie decket ihm den täuschenden Schleier auf, hinter welchem die Verführung sich zu verbergen suchet, und sie warnet ihn gegen die Reize und Anlockungen, welche den Unbehutsamen zum ewigen Untergange sind. — Sie belehret ihn

c über die vielfältigen Pflichten, welche er gegen Gott, gegen seine Nebenmenschen und gegen sich selbst zu erfüllen hat, und giebt ihm zugleich die Mittel an die Hand, wie er sie auf die beßte Art vollziehen kann.

Dritter Entwurf.

Ueber das Verhältniß der Religion zum Staate.

Es liegt in den Planen der ewigen Weisheit, als

sie die Verfassung der Welt beschloß, daß die Menschen nicht einsam und ein jeder für sich leben sollten, sondern ihr Wille war, daß sie sich in Gesellschaften mit einander vereinigten, und diese Gesellschaften nach gewissen Gesetzen einrichteten, denen ein jeder unterworfen seyn mußte. Daß solche Gesellschaften nur in so weit sich aufrecht erhalten und feststehen konnten, als die Gesetze, welche ihnen zum Grunde lagen, beobachtet wurden, läßt sich leicht begreifen, weil Gesetze, die nicht erfüllt werden, zwecklos und folglich ein Unding sind. Wie läßt sich aber von Menschen, deren Leidenschaften und Interessen sich so oft durchkreuzen und zusammenstoßen, denken, daß sie genau nach Gesetzen leben werden, welche sie selbst gemacht haben, wenn sie nicht durch eine Gewalt, welche über die ihrige ist, dazu genöthigt werden? Diese Gewalt liegt in der Religion. — Aber da die Religion für die Menschen ist, und von ihnen ausgeübt werden soll, so kann auch diese nicht wohl zu ihrem Zwecke gelangen, wenn das Erforderliche durch die Staatsgesetze nicht dazu beygetragen wird. Staat und Religion stehen also in gegenseitigen Verhältnissen. Laßt uns sie aufsuchen, und beweisen,

1 wie der Staat die festeste Stütze der Religion ist, und

2 wie die Religion die festeste Stütze des Staats ist.

Die Religion als ein Werk Gottes betrachtet, bedarf eigentlich der Stütze des Staats nicht, weil

dies immer nur eine menschliche Stütze ist; da aber Gott die Menschen frey schuff und ihnen seine Religion übergab, welche sie nach Belieben verehren oder verfolgen können, wie es uns die Geschichte der Verfolgungen beweist, so läßt sich in einem gewissen Verstande behaupten, daß die Religion vom Staate unterstützt werden kann. — Nun herrscht

a in einem wohlgeordneten Staate Ordnung und Unterwürfigkeit, die Menschen werden also gewöhnt die Gesetze zu beobachten und die vorgeschriebenen Befehle zu vollziehen. Da auch die Religion ihre Gesetze und Befehle hat, welche mit jener eines wohlgeordneten Staats einstimmig sind und meistens selben Zweck haben, so wird dadurch der Religion vom Staate eine nützliche Hilfe geleistet.

b Die Uebertreter der Gesetze werden in einem wohlgeordneten Staate zur Strafe gezogen, wodurch sie an die Nothwendigkeit des Gehorsams nachdrücklich erinnert werden. — Auch dies ist der Religion behilflich, welche auch die Uebertreter mit Strafen bedroht, die zwar erst in jener Welt werden vollzogen werden, an welche aber die Strafen der Staatsgewalt ganz natürlich erinnern.

c Ist in einem Staat eine gute Ordnung, und wird auf die Vollziehung der Gesetze fleißig gewachet, so blühet auch in demselben die

Sittlichkeit und alle jene Tugenden, welche in dem Gebiete der Staatsregierung liegen. Wie sehr wird dadurch der Weg zu den hohen Tugenden der Religion gebahnt, besonders wenn die Regenten und Gesetzgeber selbst Beweise ihrer Ehrerbietigkeit gegen die Religion an den Tag legen?

Auf eine ähnliche Art kommt die Religion dem Staate zu Hilfe, und befestiget die Grundlage, auf welcher er ruhet. —

a So sehr die Philosophen unserer Zeit sich bemühen, die Unentbehrlichkeit der Religion in Absicht auf die Festhaltung der Staaten zu beweisen, so lehret doch so wohl die Erfahrung als die Vernunft, daß kein Staat, ohne irgend eine Religion, welche an eine vergeltende Zukunft glaubt, bestehen könne, weil die Mittel, welche der Staat in seiner Gewalt hat, unzureichend und zu schwach sind.

b Der Staat kann nur äußerliche Handlungen der Menschen in sein Gebeit ziehen, die Religion aber beziebt sich auf die geheimsten Gedanken und verborgensten Anschläge. Was helfen aber alle Mittel die äußern Handlungen, welche böse sind, zu verhindern, wenn man nicht bis auf den ersten Grund dringt, und die ersten Anschläge verhindert?

c Wie leicht ist es der Wachsamkeit menschlicher Gesetze zu entgehen, und sich ihren Strafen zu entziehen? Das Auge Gottes kann Nie-

mand fliehen und seinen Strafen wird kein Verbrecher ausweichen.

Vierter Entwurf.
Ueber die Wirkungen der Religion auf die Menschen.

Indem Gott den Menschen die Religion gab, wollte er ihnen ein Mittel geben, welches sie zur Seligkeit führen sollte. An sich betrachtet ist also die Religion ein Geschenk, welches wir Menschen zu schätzen nicht im Stande sind. Dieses Geschenk ist ein Beweis der hohen Liebe Jesu zu den Menschen, und wir haben ihm die ewige Glückseligkeit zu verdanken. Indeß ist sie doch nur ein Mittel, dessen Wirkung von dem Gebrauche abhängt, den man davon machet. Jenen also, welche die Religion verehren, die Pflichten, die sie mit sich bringt, genau erfüllen, und sich nach ihrem Geiste zu bilden suchen, ist sie das Unterpfand ihrer Seligkeit. Für jene aber, welche sie verachten, und dieses heilsame Mittel nicht gebrauchen wollen, wird sie ihre Verdammung seyn, denn wie der Apostel sagt, die Völker, welche ein Gesetz hatten, werden nach ihrem Gesetze gerichtet werden. So laßt uns also heute untersuchen,

1. welchen Menschen die Religion zum ewigen Untergange, und
2. welchen sie zur Auferstehung zum ewigen Leben seyn wird.

Die Religion ist seit ihrer Entstehung ein Stein des Anstoßes gewesen, dem Juden war sie ein

Aergerniß, und die Heiden hielten sie für eine Thorheit. Dergleichen Menschen giebt es heute noch. Die Religion Jesu wird daher zum ewigen Untergange seyn

a allen schwachen Christen, welche nicht Muth genug haben, sie vor den Menschen zu bekennen, und aus Furcht getadelt oder belachet zu werden, sich fürchten, ihre Pflichten zu erfüllen. Diese wird Gott einst auch nicht vor seinem himmlischen Vater erkennen.

b allen ungläubigen Christen, welche die Lehren der Religion in Zweifel ziehen, und sie nicht glauben wollen, weil sie ihrer kurzsichtigen Vernunft nicht einleuchten. Mit ihrer stolzen Vernunft wollen sie alles prüfen, alles wollen sie an ihrer Fassungskraft abmessen, und etwas für wahr halten zu sollen, was diese übersteigt, halten sie für eine Beleidigung, für Unsinn.

c allen sittenlosen Menschen. Daß die Religion, welche ihren lasterhaften Wandel verdammt, und ihnen strenge Pflichten vorschreibt, ein Stein des Anstoßes seyn müsse, ist leicht begreiflich. Zum Glauben würden sie sich vielleicht bequemen, wenn der Glaube nicht mit Werken verknüpft seyn müßte.

Für welche Christen ist also die Religion ein Unterpfand der Auferstehung und der Weg zum ewigen Leben? Wer an mich glaubt, sagt der

Heiland, wird leben, wenn er auch stirbt. Dieser Glaube setzt aber voraus

a eine muthvolle Entschlossenheit, die Lehre des Christenthums ohne Furcht und Zurückhaltung vor den Menschen zu bekennen. Wollen wir durch das Evangelium selig werden, so soll es auch unser Ruhm und unsere größte Ehre seyn, wer sich desselben schämet, wird seiner seligen Wirkungen unwürdig.

b eine unbedingte Unterwürfigkeit gegen die Kirche, welcher Jesus seine Gewalt hinterlassen hat. Wer sie anhöret, der höret ihn an, und wer sie verachtet, der verachtet ihn.

c eine genaue Erfüllung aller Pflichten, welche die Religion mit sich bringt. Hier heißt es, wer in einem fehlet, der fehlet in allem. Niemanden kann es also erlaubt seyn, nur so viel zu thun als ihm gefällig ist, weil der Dienst Gottes nicht getheilt seyn kann.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Trostgründe, welche die Religion mit sich bringt.

So hart auch das Joch, welches die Religion allen ihren Verehrern auferleget, beym ersten Anblicke zu seyn scheint, so wird man sich doch leicht überzeugen können, daß es, wie Jesus uns versichert, wirklich süß und die damit verknüpfte Bür-

de leicht sey, wenn man die seligen Wirkungen betrachtet, welche sie bey allen denen, die sie herzlich lieben, hervorbringt. Es ist in dem menschlichen Leben keine Angelegenheit, wo man in der Religion nicht Trost und Vergnügen, nicht Rath und Ermunterung findet. Sie erhöhet den Genuß der Gutthaten Gottes, wenn man sie mit Dank von seiner freygebigen Hand empfängt, und nach seinen heiligen Absichten gebrauchet; in den Leiden und Trübsalen bringt sie Trost und Linderung, wenn man das, was man erduldet, mit einem christlichen Auge betrachtet, und überzeugt ist, daß uns alles zum Nutzen unserer Seele von Gott zugeschickt wird. — Laßt uns also die seligen Wirkungen der Religion in diesen Hauptangelegenheiten des menschlichen Lebens betrachten, und untersuchen, welche Trostgründe sie dem Tugendhaften darbietet,

1 wenn er im Unglücke ist, und

2 welche, wenn er im Glücke ist.

Der Christ, der leidet, und in seiner Religion Trost und Linderung suchen will, muß sich vor allem recht überzeugen, daß der Weg der Leiden der Weg zur Seligkeit ist, und damit er dies bis zur vollkommenen Ueberzeugung bringe, muß er bedenken,

a daß Jesus, der Urheber und Stifter der Religion, uns auf dem Wege der Leiden vorgegangen ist, und daß er, wie er die Jünger bey Emmaus versicherte, nur auf dem Wege der Leiden zur Herrlichkeit seines Vaters ge-

langen konnte. Welch ein Trost für uns die wir seine Jünger sind, wenn wir in unsern Leiden denken: auch Jesus hat gelitten. — Den Leidenden erinnert die Religion

b daß die Leiden dieser Welt nur von kurzer Dauer sind. Was ist das Leben des Menschen, wenn man es mit der Ewigkeit vergleicht? Einen Augenblick leiden für einen ewigen Lohn! wer kann bey solch einem Gedanken trostlos und kleinmüthig seyn?

c Daß die Leiden und Trübsalen dieser Welt, so hart sie auch seyn mögen, mit dem Lohn, der des christlich Leidenden in jener Welt wartet, in keinem Verhältnisse stehen, wie uns der Apostel versichert. — Diese Trostgründe, die einzigen, welche unter dem Drucke der Leiden eine wahre Aufmunterung verschaffen, findet man nur in der Religion.

Ist der Christ im Glücke, und lebt er in ungestörter Ruhe frohe Tage dahin, so kann es auch nur die Religion bey ihm zu Stande bringen, daß diese irdische Glückseligkeit ihm ein wahres Vergnügen verschaffe, welches nicht wie die Vergnügungen der Welt, Bitterkeit, Reue und Angst wegen der Zukunft nach sich läßt.

a Die Religion erinnert ihn, daß die Güter der Erde dem Besitzer nur in so weit eine wahre Glückseligkeit bringen, als er sie nach den Vorschriften der Religion gebraucht; dieses Bewußtseyn weckt in seinem Herzen Ruhe,

und sichert es gegen Furcht und Reue. Dies allein ist hienieden Glückseligkeit.

b Die Religion lehret ihn, daß alles hier auf Erden Eitelkeit ist, und die Begierden des Herzens nichts zu ersättigen vermag. Er höret also auf zu wünschen, er heget keine Begierden, und so ist er bey dem Glücke, welches er genießt, glücklich und zufrieden.

c Die Religion verpflichtet ihn, seinen Ueberfluß den Dürftigen zu reichen; aus Achtung gegen diese Pflicht theilt er ihn mit den Nothleidenden, und dieses Vergnügen ist weit größer als jenes des eigenen Genußes.

Sechster Entwurf.
Ueber die Wahrheit der Religion.

Wenn die Religion der Inhalt der Pflichten ist, welche alle Menschen, die einst zur ewigen Glückseligkeit gelangen wollen, zu erfüllen haben, und wenn Gott selbst der Urheber und Stifter dieser Religion ist, so ist einleuchtend, daß diese Religion nur einzig in ihrer Art seyn könne, und folglich, daß kein Sterblicher befugt sey, von der Religion Jesu wegzunehmen, was ihm gefällt, oder sich nach Gutdünken selbst eine Religion zu bilden. Mag schon der stolze Unglaube behaupten, so lange er will, der Gottheit sey es einerlei, was die Menschen glauben, und wie sie dieselbe verehren, so wird doch diese widersinnige Behauptung so lange zu den albernen Lehren dieser Tage gehören, als er

nicht beweist, daß verschiedene und sich widersprechende Lehrsätze zugleich Wahrheit seyn können, oder daß die Gottheit ein gleiches Wohlgefallen am Irrthum und an der Wahrheit habe. Die Verschiedenheit in Religionssachen und in Glaubenslehren liegt nicht wie die Verschiedenheiten in den Erscheinungen der Natur in den Planen der Weltverfassung. Da Gott ein ist und neben ihm keine andere Götter bestehen können, so muß auch die Religion, welche die Menschen ihre Verhältnisse mit Gott lehret, ein seyn. Laßt uns demnach beweisen,

1 daß außer der Kirche, welche Jesus Christus gestiftet hat, keine seligmachende Religion sey, und

2 daß es nicht genug sey um selig zu werden, ein Glied dieser Kirche zu seyn, sondern daß man dieser Religion ganz gemäß lebe.

Geht man von dem unleugbaren Grundsatze aus, daß, wenn Gott selbst der Urheber der Religion ist, es nur eine einzige wahre Religion geben könne, so ist nur jene Religion die wahre, welche Jesus die Menschen gelehrt hat, weil sie allein die Merkmale der Göttlichkeit an sich trägt, denn nur sie

a ist unveränderlich in ihrer Lehre. Seit ihrer Entstehung ist der Glaube in der katholischen Kirche immer derselbe gewesen, wir haben ihn unverfälscht von unsern Vätern ererbt, und niemals ist er unter dem Einfluße des Wechsels aller irdischen Dinge gestanden.

b Die Lehre Jesu führet den Menschen zur höchsten Vollkommenheit hin, sie allein prediget jene erhabene Selbstverleugnung, welche den Menschen über sich selbst erhebt, und ihn, da er noch in seiner sterblichen Hülle ist, gleichsam schon von den Feßeln der Sterblichkeit befreyt.

c Sie allein trägt das Gepräge der Göttlichkeit und die unverkennbaren Züge der Wahrheit an sich, weil nur sie sich auf die Erfüllung der Weissagungen in der Person ihres Stifters, auf die unzähligen Wunder, welche er verrichtete, und besonders auf das größte aller Wunder, auf ihre ganz sonderbare Ausbreitung gründet.

Doch ist das Bekenntniß zu dieser beseligenden Religion noch nicht genug, daß man blos durch dasselbe selig werde, sondern es wird von jedem, der glaubt, noch erfordert, daß sein Glaube werkthätig sey.

a Der Zweck der Religion ist den Menschen zu lehren, wie er Gott verehren soll; sie schreibt ihm also in dieser Hinsicht Pflichten vor, die er erfüllen muß, wenn er seinem Berufe nicht zuwider handeln will.

b Der Mensch ist von Natur zum Bösen geneigt, und er läßt sich von seinem Hange hinreißen, wenn er nicht geleitet und gegen das Böse bewahrt wird. Diese Hilfe leistet ihm die Religion, und giebt ihm zu diesem Ende die erforderlichen Mittel an die Hand. Dies setzet

gleichfalls von Seiten des Menschen Thätigkeit und Mitwirkung voraus.

c Der Beruf des Menschen ist vollkommen zu werden, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist. Die Religion zeiget ihm die Wege zur Vollkommenheit, und führet ihn gleichsam an der Hand zu diesem seinem hohen Berufe hin. Ist der Mensch nicht thätig, so bleibt bey ihm seine Religion ohne Wirkung und ohne Zweck.

Siebenter Entwurf.

Ueber den Gehorsam, den jeder Christ der Kirche schuldig ist.

Die Christen, welche sich zu einem Glauben, zu einer und derselben Religion bekennen, bilden eine Gesellschaft. Nun kann eine Gesellschaft nicht bestehen, wenn sie nicht ihre Vorgesetzten hat, nach deren Verordnungen alle Glieder der Gemeinde sich richten. Den Auftrag die Kirche zu regieren gab Jesus den Aposteln, an deren Spitze er den h. Petrus setzte, welcher hier auf Erden sein Stellvertreter seyn sollte; gab ihnen alle Gewalt, die zu ihrem Amte erfordert war, und bekräftigte diesen Auftrag mit dem Versprechen, daß er seine Kirche unterstützen und bis zum Ende der Zeiten bey ihr bleiben wird, damit die Pforten der Hölle sie niemals überwältigen können. Aus der Natur allein dieses hohen Auftrags ergiebt sich von selbst, wie wir, die Glieder der Christengemeinde, uns gegen die vom Stifter

der Religion selbst festgesetzte Obrigkeit verhalten sollen. — Um diese unsere Pflicht recht kennen zu lernen, wollen wir untersuchen,

1 warum die Christen sich der Kirche unterwerfen, und

2 welche Gesinnungen ihre Unterwürfigkeit beleben sollen.

Da die Kirche seit der Himmelfahrt Jesu, ihn auf der Erde vorstellt, so kann man ihr die Worte Jesu anwenden, als er zu den Aposteln von sich selbst sagte: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

a Die Kirche ist der Weg; sie zeigt uns, welcher unter den verschiedenen Irrwegen, die unsere irdische Bahn durchkreuzen, der einzig wahre ist, der zur Seligkeit führet; und sie warnet uns vor den vielfältigen Gefahren, welche uns auf Abwege locken.

b Sie ist die Wahrheit; unter den verschiedenen Meinungen und Glaubenssätzen, welche aus den Streitfragen entstehen, oder welche die Menschenweisheit ersinnet, giebt sie uns jene zu erkennen, welche mit der wahren Lehre Jesu übereinstimmen, und spricht das Verdammungsurtheil über jene, welche davon abweichen.

c Sie ist das Leben; sie theilet uns jene Heilsmittel aus, welche uns zu Kindern Gottes machen, welche der Seele das Leben wieder bringen, wenn sie desselben verlustig gewor-

den ist, oder sie in dem Besitze desselben festhalten.

Wie soll aber die Unterwürfigkeit gegen die Kirche, welche für jeden Christen Pflicht ist, beschaffen seyn? — Diese Beschaffenheit läßt sich aus dem Zwecke ihrer Regierung ableiten.

a Das Amt der Vorgesetzten der Kirche ist von der höchsten Würde; es ist das Amt Jesu selbst, in dessen Namen sie das Heil derer, welche sie regieret befördert, der Gehorsam gegen sie muß also höchst ehrerbietig seyn.

b Hat die Kirche den Beystand des h. Geistes, der sie erleuchtet, so kann sie nicht irre gehen, was sie verordnet ist eben so, als wäre es unmittelbar von Gott selbst verordnet worden. Unser Gehorsam muß sich also auf die feste Ueberzeugung gründen, daß alle Verordnungen der Kirche weise und von Gottes Geist belebt sind.

c Kann die Kirche bey ihren Gesetzen und Verordnungen keinen andern Zweck haben als das Heil der Seelen, die Jesus ihrer Obsorge anvertraut hat, so müssen wir alle für heilsam erkennen, und Niemanden ist es erlaubt, die daraus entstehenden Pflichten von sich zu wälzen. Unser Gehorsam muß also unbedingt und ohne Ausnahme seyn.

Stellen aus der h. Schrift.

Der Thörichte sprach in seinem Herzen: es ist kein Gott. Ps. 13.

Nicht allen Völkern hat er das Gleiche gethan, und seine Urtheile hat er ihnen nicht geoffenbaret. Ps. 147.

Gott hat sie für die Ewigkeit gegründet. Ps. 47.

Sie ist ein Berg, auf welchem es dem Herrn gefallen hat zu wohnen, und auf welchem er bis zum Ende wohnen wird. Ps. 67.

Von meiner Jugend an haben sie mich oft angegriffen, und haben mich nicht überwältigen können. Ps. 128.

Ein Tag in deinen Hütten ist besser als tausende. Ps. 83.

Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht. Matth. 11.

Er ist das Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die auf die Welt kommen. Joh. 1.

Denen, welche ihn aufgenommen haben, gab er die Gewalt, Kinder Gottes zu werden, jenen nemlich, welche an seinen Namen glauben. Das.

Wer mein Wort anhört, und an den glaubt, der mich gesandt hat, der wird das ewige Leben erlangen. Joh. 5.

Wer die Kirche nicht anhöret, den halte wie

einen Heiden und Zöllner. Matth, 18. 17.

Ich bin bey euch alle Tage bis zum Ende der Jahrhunderte. Matth. 28. 20

Du bist Petrus, ein Felsen, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. Matth. 16. 15

Ich bin die Thüre, und wer durch mich hineingeht, der wird selig werden. Joh. 10. 9.

Es ist nur ein Herr, nur ein Glaube, nur eine Taufe. Eph. 4. 5

Niemand kann eine andere Grundlage legen, als jene, welche wirklich ist, und die Jesus Christus selbst ist. 1. Kor. 3. 11

Laßt euch durch verschiedene und fremde Lehren nicht irre führen. Hebr. 13. 9.

Stellen aus den h. Vätern.

Alsdann fange ich an ein Jünger Jesu zu seyn, wenn ich nichts von dem wünsche, was auf der Welt ist. Ignatius Mart.

Es giebt keine größere Reichthümer, keine Schätze, keine Ehren, keine Güter, die schätzbarer als der katholische Glauben sind. Augustinus.

Nicht in dem Namen des Christen besteht seine Würde, und ihm kann es nichts helfen, daß er ein Christ genannt wird, wenn er es nicht durch seine Werke zeigt. Ders.

Entweder ist die Kirche einig, oder es giebt keine Kirche. Ders.

Willst du von dem Geiste Christi leben, so bleibe in seinem Leib. Ders.

Das Joch Christi ist süß, wenn du es nicht als ein Joch sondern als eine Zierde betrachtest. Ambrosius.

Wer die Kirche nicht zur Mutter haben will, der kann auch Gott nicht zum Vater haben. Cyprianus.

Das Evangelium kann nicht zum Theil wahr und zum Theil falsch seyn; entweder muß das ganze auf der Wahrheit gegründet seyn, oder es verliert seine Kraft. Ders.

Der katholische Glaube bringt Heilsmittel gegen alle Krankheiten der Seele. Hilarius.

Der Glaube ist die Grundlage der Religion. Chrysostomus.

So wie, wenn wir von einem hohen Berge herabsehen, alles klein zu seyn scheint, eben so verachten die Christen, deren Geist im Himmel wohnet, was auf der Erde ist, als kleine Dinge von geringem Werthe. Ders.

So wie eine Pflanze ohne Wurzeln keine Früchte bringt, eben so wirket auch eine Lehre nichts, die sich nicht auf den Glauben gründet. Ders.

Dies ist die Ehre des Menschen, in dem Dienste Gottes zu bleiben und zu verharren. Irenäus.

Giebt es ein größeres Gut, eine größere Glückseligkeit, als für Gott zu leben? Ambrosius.

Keine Arbeit soll uns hart und keine Zeit soll uns lang dünken, wenn man dadurch die

ewige Seligkeit erkaufen kann. Hieronymus.

Der Mensch suchet die Ruhe nicht in dem Lande, wo er wohnen soll. Augustinus.

Ausgearbeitete Stellen.

Was die Religion sey, in ihren Verhältnissen mit Gott betrachtet.

Von der Gottheit können wir uns keinen richtigern Begriff machen, als wenn wir sie der Sonne vergleichen, welche durch ihren eigenen Glanz schimmert, den wir aber zu sehen nicht im Stande sind, wenn die Wolken, die ihn unsern Augen verbergen, sich nicht trennen und in der Luft verschwinden. Wir Menschen bringen zwar einige Begriffe von dem Daseyn einer Gottheit mit uns auf die Welt; aber wie dunkel und verworren sind diese Begriffe? Was wüßten wir von Gott, von seinen unendlichen Vollkommenheiten, von dem Zwecke der Schöpfung, von seinen Gutthaten gegen das Menschengeschlecht, wenn der Schatten, der uns alles dies verbirgt, nicht aufgeheitert würde? Dies ist der Zweck der Religion in Absicht auf Gott. Sie kommt der Schwachheit des Menschen zu Hilfe, vertreibt den Nebel, der seine Blicke verdunkelt, und zeigt ihm in der Ferne das Bild der Gottheit, welche der Urheber seines Daseyns und des ganzen Weltalls ist; sie belehret ihn über seinen hohen Beruf, über

den Ursprung der Hindernisse, welche ihm seine Natur entgegenstellt, und damit er, ein schwaches, elendes Geschöpf in den Stand gesetzt werde, diese Hindernisse zu überwinden, und zu seinem Berufe zu gelangen, öffnet ihm die Religion einen Weg zu Gott, knüpfet mit ihm eine Verbindung an, bietet ihm Heilsmittel dar. Erleuchtet über seinen hohen Beruf, und mit siegreichen Waffen ausgerüstet, kann er alsdann die Feinde seiner Seele niedermachen, und glorreich zu demjenigen gelangen, zu dessen Verherrlichung er erschaffen ist, und wovon die Religion den Abglanz in sein Herz gemalt hat.

Was die Religion in Ansehung des Menschen ist.

Von jeher hat man wahrgenommen, daß der Mensch überhaupt mehr zum Bösen als zum Guten geneigt ist, weil man mehr Laster als Tugenden, mehr Verbrechen als edle Thaten sah, und daraus hat man geschlossen, daß der Mensch böse ist, oder wie andere wollten, daß er unter dem Einfluß einer von Natur bösartigen Gottheit steht. — Was ist er eigentlich, dieser allgemeine Hang zur Sünde, der uns von der Wiege bis ins Grab nicht verläßt? Woher stammt der unselige Keim, der in jedem Menschenherzen liegt, und sich mit den Jahren entwickelt? Ist er mit der Natur des Menschen wesentlich verknüpft, oder rühret er von dem bösartigen Einflusse eines höhern Wesens her, oder ist er die Wirkung eines blinden Zufalls? — Nur die Religion hat den schwankenden Verstand des

Menschen über diese Geheimnisse aufgeklärt, nur sie hat ihn über die Grundursache des unseligen Keims belehrt, und ihm geoffenbaret, daß wir alle von Natur Kinder des Zorns sind, und daß wir in die Strafe der Verbrechen unserer Stammältern verwickelt worden sind. Zugleich lehret uns die Religion auch, daß wir allein und aus eigenen Kräften nicht im Stande sind die unseligen Folgen des auf uns ruhenden Fluchs zu heilen, und deshalb weiset sie uns die Mittel dies zu bewirken. Und sie allein kann uns in dieser Absicht zweckmäßige und wahrhaft bessernde Mittel an die Hand geben. Vergebens würden wir diese heilsame und wahrhaft bessernde Kraft andern Ursachen zueignen wollen: nicht der Erziehung die an sich zufällig und ohne den Beystand der Religion unwirksam ist: nicht den Staatsgesetzen, die nur die äußern Handlungen erreichen können: nicht dem allgemeinen Begriffe von Pflicht und Gesetz, der die Menschen im Grunde nur verschlimmert, indem er ihre Bosheit verfeinert, wie es bey den Philosophen der Fall ist, und der einem Damme gleicht welcher den Strom reißender machet: nicht der Vernunft, welche ohne höhern Beystand von den Leidenschaften irre geführt und bemeistert wird: nicht dem allgemeinen Beyspiele, welches überhaupt nur Laster und Verbrechen darbietet. Ein lebhafter Glaube an Gott und eine getreue Erfüllung aller Pflichten der Religion: dies ist die Quelle aller Tugend und Rechtschaffenheit.

Warum die Religion allein den Menschen zu bessern vermag.

Die Ursache, warum außer der Religion nichts im Stande ist, den Menschen wahrhaft zu bessern, ist, weil die Eigenliebe alle andern Mittel fruchtlos machet. Wer weiß nicht wie mächtig ihr Einfluß auf alle menschlichen Handlungen ist, und mit welcher Geschicklichkeit sie den meisten Lastern das Gewand der Tugend umzuhängen weiß? Man schärfe seine Blicke und prüfe: Was sind die sogenannten Tugenden, welche nicht die Religion zum Grunde haben? Ist die Uneigennützigkeit nicht ein verfeinertes Interesse; die Freygebigkeit nicht ein Tausch unseres Stolzes, der die Ehre zu geben der Freude zu genießen vorzieht; — die Bescheidenheit nicht ein Deckmantel der Eitelkeit; — die Höflichkeit nicht eine geheuchelte Verachtung; — die Schamhaftigkeit nicht ein absichtliches Stillschweigen über Dinge, an welche wir um so mehr denken; — die Dienstgefälligkeit nicht die Begierde sich andere verbindlich zu machen? Dergleichen Tugenden sind eigentlich nur Vormauern, hinter welche die Eigenliebe sich verbirgt um nicht gesehen zu werden. Wollte man ohne die Religion diese Laster heilen, so würden die Arzneymittel wieder andere Krankheiten verursachen. Man mache den Versuch: Willst du Jemanden vom Geize heilen, so mußt du seinen Hochmuth seine Prachtlust kitzeln, und willst du die Prachtlust bey ihm

vernichten, so mußt du ihn zum Geitz stimmen. Und hat der Hochmüthige die Mittel nicht, seine Prachtlust zu befriedigen, sie wirst du ihm zwar die Verachtung der Reichthümer predigen können; Wie wird aber seine Gemüthsstimmung eigentlich beschaffen seyn? Er wird verachten, was er dennoch nicht haben kann, und innerlich wird es ihn schmerzen, daß er es nothgedrungen entbehren muß. Sind dies Tugenden? — Die Religion allein ist hier wahrhaft wirksam, sie dringt in das Innere des Gewissens, und zeigt daß all das Aeußere nur Schein und Betrug ist; sie greift die Grundsätze und geheimsten Absichten an; sie sieht nicht auf Umstände, sondern zeichnet eine unveränderliche Regel vor; sie haßt alle Ausflüchten und Deckmäntel, und stellt jedem Menschen einen unsichtbaren Augenzeugen zur Seite, vor dessen Blicken nichts verborgen bleiben kann, einen strengen Richter, der sich durch nichts bestechen läßt, und ein unparteyisches Urtheil über alles sogar über die geheimsten Gedanken spricht. — Wer wird der Religion hierin ihre bessernde Kraft versagen und nicht bekennen, daß solch ein wirksames Mittel nur von Gott kommen kann? —

Die Lehren der Religion sind göttlich.

Wer nur dunkle Begriffe von dem hat, was im Innersten des Menschen vorgeht, wird finden, daß zwischen den zwey ersten Fähigkeiten der Seele, zwischen dem Verstande und dem Herzen ein beständ-

diger Wechsel von Täuschungen und Irrthümern ist: das Herz machet den Geist irre, und der Geist das Herz; und zugleich fühlet er, daß man nicht wohl eine dieser Fähigkeiten gegen jeden schädlichen Einfluß in Sicherheit setzen könne, ohne bey der andern das Uebel zu vergrößern. Suchet man den Verstand zu bilden und ihn mit verschiedenen Kenntnissen auszurüsten, so wachet im Herzen ein Stolz wegen der Gelehrsamkeit auf, und befriediget man alle Begierden des Herzens, so verfällt man in die gefährlichsten Verirrnngen, die je den Verstand benebeln können. Es hat daher die Erfahrung an allen Weltweisen und Gottesleugnern die Wahrheit bestätiget, daß die Wissenschaft, welche den Verstand aufkläret, gewöhnlich das Herz verderbt, so wie die Sittenlosigkeit, die das Herz befriediget den Verstand verdunkelt und irre machet. Vergebens haben einige Weltweisen dem Uebel abzuhelfen gesucht; von einem Irrthum verfielen sie in den andern. Gott, der den Menschen vollkommen kannte, so wie die Mittel für jedes Uebel, gab ihm die Religion, welche zugleich den Verstand ausbildet, und dem Herzen Vergnügen bringt, ohne dadurch eines von beyden irgend einer Gefahr auszusetzen. Die beseligenden Lehren der Religion bringen dem Herzen wahre Ruhe und reines Vergnügen; aber seinen Sinnlichen Begierden muß es entsagen; der Geist wird in den erhabensten Lehrsätzen unterrichtet, aber nicht sich selbst hat er sie zu verdanken; er

kennt sie aus der Offenbarung und dabey verstummt seine stolze Vernunft. Das einzige Mittel den Verstand aufzuklären und ihn dabey in der Demuth zu erhalten, war also mit dem Lichte einige Dunkelheiten zu vereinigen, so wie Gott durch die Vereinigung trauriger und die Sinnlichkeit abtödender Pflichten mit den herrlichen Verheissungen des Evangeliums das Herz in den gehörigen Schranken erhielt. Wer bewundert diese sonderbaren Verordnungen nicht, und wer erkennt an der Religion welche der Inhalt derselben ist, nicht das Gepräge der Göttlichkeit?

Die Lehren der Religion sind in einem auffallenden Abstand mit den Grundsätzen der Welt.

Zwischen den Lehren, welche die Religion Jesu denen zu erkennen giebt, welche vom Geiste Gottes geleitet werden, und zwischen jenen Lehren, welche dem Menschen sein Fleisch und sein Blut offenbaren, — hierunter verstehe ich vorzüglich jene Sittenregeln, welche der herrschende Weltton seinen Kindern als Lehrsätze aufstellt, — ist ein äußerst großer Abstand, sowohl in Rücksicht auf ihre Wesenheit, als auf ihre Wirkungen. Die erstern sind mit unsern Leidenschaften ganz im Widerspruche; sie erklären unsern sinnlichen Begierden einen offenbaren Krieg, und setzen unsern Neigungen Schranken, die wir aus einem angeborenen Naturtriebe zu überschreiten, wir uns unaufhörlich bemühen. Alles, was in der Welt geschieht; die zahllosen

Begebenheiten, die sich seit ihrem Anbeginne zugetragen haben; die vielfältigen Ereignisse, welche auf den Menschen einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß haben, zeiget uns die Weisheit des Kreuzes unter einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte, als man sie zu betrachten gewohnt ist. Was wir ein Unglück heissen, ist nach ihrem Sinne oft ein wahres Glück; was uns niederschlägt und unsere Tage betrübt, erklärt sie uns meistens für eine Wohlthat, und was wir für die Wirkung eines blinden Ohngefährs halten, stellt sie uns als eine Verordnung oder Zulassung einer weisen Vorsehung vor, welche die Menschen auf verschiedenen und unsern kurzsichtigen Blicken verborgenen Wegen zu ihrem Zwecke führet. — Unsere Natur flieht alles, was ihr Gewalt anthut; sie widersetzet sich dem, was ihren Gelüsten einen Zaum anlegt, und sie miskennt die unsichtbare Hand, welche ihr Krankheiten, Verfolgungen oder andere dergleichen Widerwärtigkeiten zuschickt. Die Lehre Jesu hingegen erweckt in unsern Herzen vielmehr Liebe zu allem, was unsere Sinnlichkeit empört; sie flößt uns Muth ein, damit wir uns dadurch nicht abschrecken lassen; sie befiehlt uns sogar alles, was nach Menschenbegriffen ein Unfall ist, mit Ergebung zu übernehmen, mit Geduld zu ertragen und mit Eifer zu benutzen. — Wer mir nachkommen will, sagt der Heiland zu allen denen, welche seine Bekenner seyn wollen, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz, und folge mir nach. Matth. 16, 24.

Die Lehren der Religion leuchten nur den Demüthigen ein.

Obgleich die Lehren der Religion ganz einfach und ungekünstelt sind, ob sie gleich sich gewissermassen von selbst offenbaren, und ohnerachtet ihrer Erhabenheit dem gemeinsten Verstande wenigstens in so weit faßlich sind, als es ihr Zweck erfordert, so theilen sie sich doch nur demjenigen mit, der sie mit Demuth und einem aufrichtigem Herzen suchet, der zum voraus bereit ist, nach ihrem Sinne zu denken, zu glauben und zu handeln, so bald er sie für göttlich erkennt, wenn schon seiner Vernunft noch so Manches unbegreiflich ist. Hierin mag wohl die Hauptursache liegen, warum die Religion Jesu so wenigen Weisen des Alterthums, die ihre Zeitgenossen waren, einleuchtete, und warum wir unter den Weisen unseres Zeitalters, die doch nicht wie jene in den Finsternissen des Aberglaubens geboren sind, so viele zählen, in deren Augen die Lehre des Kreuzes eine Thorheit ist. Durch die Wirkungen eines geheimen Stolzes, den sie weder erkennen noch fühlen, nehmen sie sich ihr Eigendünkel zur Richtschnur ihrer Untersuchungen in der Religion Jesu; sie glauben, daß der Gesichtspunkt, unter welchem sie einen Lehrsatz betrachten, der einzig wahre ist, oder wenigstens daß er für sie wahr ist, weil er ihnen von ihrer sogenannten Ueberzeugung dargegeben wird. Ob aber ihre vermeinte Ueberzeugung die Folge einer aufrichtigen Prü-

fung und der erforderlichen Vorerkenntnisse, oder ob sie ein leidenschaftliches Vorurtheil sey, darum bekümmern sie sich nicht; sie denken nicht einmal an die Möglichkeit, daß die Leidenschaften auch den Menschen, der aufrichtig zu Werke zu gehen meint, irre führen können; sie glauben nicht, daß ein verborgener Stolz, der von der Erziehung, vom Umgange, von der Lesung gewisser Bücher herrühret, und den unter hundert Selbstdenkern kaum einer erkennt, weil er sich unter tausend Gestalten zu verbergen weiß, auch sie leitet, und ihnen so Manches ganz anders vorstellt, als es wirklich ist. Nichts ist betrüglicher als eben die verschiedenen Gestalten, welche der Stolz des selbstsüchtigen Religionsforschers annimmt: denn gar oft, wie es die Erfahrung dem Menschenkenner beweist, verbirgt er sich unter einem thätigen Eifer, die Wahrheit zu entdecken und das Gute zu befördern. Nur ungeheuchelte Demuth vermag es, ihn zu entschleiern. — Jesus hatte dies vorhergesehen, deßwegen rief er unter den freudigsten Empfindungen der Seele aus: Ich preise dich Vater des Himmels und der Erde, daß du dieses den Weisen und Klugen der Erde verborgen und den Kleinen geoffenbaret hast! Luk. 10, 21.

Nur die Religion bringt dem Menschen wahre Herzensruhe.

Man betrachte einen Christen, bey dem die Religion Jesu in Verehrung steht, und der nach dem

Sinne des Apostels nichts weiß als Jesum den Gekreuzigten; man betrachte ihn: — In stiller Ruhe lebt er seine Tage dahin; die Lehren, welche sein Heiland der Welt gepredigt hat, schweben ihm stets vor den Augen; die Pflichten, die damit verknüpft sind, erfüllet er pünktlich; sein Geist giebt ihm das Zeugniß, daß er recht handelt, sein Gewissen machet ihm keine Vorwürfe, weil er sich genau nach dessen Vorschriften richtet, und sein Glauben ist mit denselben in einer vollkommenen Uebereinstimmung. An den seligen Wirkungen, welche die Lehre des Kreuzes in seiner Seele veranlaßt, erkennt er, daß sie, wie der Apostel sagt, Kraft Gottes, Weisheit Gottes ist, und er lebt über alle Bedenklichkeiten des philosophischen Unglaubens unbesorgt. Allen Zweifeln verschließt er den Eingang in sein Herz, weil er weiß, wie leicht der Mensch durch dieselben irre gemacht werden kann, und weil er ohne die übrigen Glaubensgründe schon dadurch von der Wahrheit der christlichen Religion und von der Weisheit der Lehre des Kreuzes zur Genüge überzeugt ist, da sie ihn glücklich machet, und ihm eine ungestörte Gewissensruhe verschafft.

Charakter der Religionsfeinde.

Will man wissen, von welcher Art die Menschen sind, welche die Religion verfolgen und ihre heiligsten Gebräuche belachen, so prüfe man nur nach dem Lehrstücke, welches der Heiland uns in dieser

Absicht gab, ihren geheimen und öffentlichen Wandel. Sind es nicht meistens sittenlose Menschen, welche um vor ihren Augen das traurige Bild des Todes und die lästigen Gedanken über die andere Welt zu verscheuchen, die Unsterblichkeit der Seele in Zweifel ziehen, und um die Religion als ein überflüßiges Ding verschreien zu können, behaupten wollen, die Gottheit bekümmere sich nicht um die Handlungen der Menschen, welche so weit unter ihrer Würde stehen? Damit sie in den Vergnügungen dieser Welt nicht gestört, und sie durch das Zeugniß ihres eigenen Glaubens nicht genöthigt werden, ihrem Lasterleben ein End zu machen, lassen sie weder Himmel noch Hölle gelten, und wollen lieber wie das Vieh nach ihrem Hinscheiden in das Nichts wieder zurückkehren. Wären die Lehren der Religion nicht so streng und legten sie den Begierden ihres Herzens nichts in den Weg, so würden sie nicht als Feinde derselben aufstehen, und obgleich einige Glaubensätze ihrer Vernunft ganz unbegreiflich sind, so würden sie dieselben doch nicht anfeinden, sondern sie wie so viele andere Geheimnisse der Natur, welche sie eben auch nicht begreifen, dahin gestellt seyn lassen. Welchen Glauben können aber solche alberne Behauptungen verdienen, wenn man die Ursachen, worauf sie sich gründen, so deutlich einsieht?

Wie besonders in unsern Tagen gegen die Religion geeifert wird.

Was ist nicht in dem letzt vergangenen Jahrhunderte und besonders in unsern Tagen gegen die Religion Jesu geredet und geschrieben worden? Wenn man alles aus dem Wege räumen müßte, was diesem oder jenem misfällt, was würde von dem ganzen Christenthume noch übrig bleiben? Wie viele eifern nicht über alle äußerliche Gottesverehrung, und behaupten, daß sie den Menschen geradezu zum Aberglauben verleitet? Gott ist ein unendlich vollkommenes Wesen, sagen sie; er bedarf des Menschen nicht zu seiner Glückseligkeit, und er bleibt unveränderlich, der Mensch mag sich gegen ihn verhalten, wie er immer will; er mag die Gesetze, welche er ihm vorgeschrieben hat, beobachten oder nicht, und wenn auch kein einziges von allen Geschöpfen zum Ziele gelangt, wozu sie erschaffen worden sind, so bleibt Gott, was er von jeher war, ein vollkommenes Wesen. Was soll ihm also unsere Verehrung? Was sollen so viele Ceremonien und Gebräuche; was so viele Zusammenkünfte und Gottesdienste? — Freilich bedarf Gott des Menschen nicht zu seiner Glückseligkeit, und unsere Bosheit, wäre sie auch noch so groß, vermag es nicht, sie nur im geringsten zu stören oder zu vermindern. Ist es aber für den Menschen deswegen nicht Pflicht, Gott zu verehren, weil Gott seiner Verehrung nicht bedarf? Giebt es nicht tausend andere Gründe, warum er

den Versammlungen beywohnen soll, wo Gott durch Gesänge und Ceremonien verehrt wird, die den Geist erheben und im Herzen heilige Gedanken erwecken? Kann es Gott gleichgültig seyn, ob der Mensch die Abhängigkeit, in welcher er mit ihm steht, erkennt oder nicht? Wird er uns mit der Absicht erschaffen haben, uns der Willkühr eines blinden Schicksals zu überlassen, und ohne daß wir in irgend eine Verbindung mit ihm treten können?— Nein, eine solche Lehre stimmt nicht mit der göttlichen Weisheit überein, und wie wenig man bis auf den Grund zu dringen suchet, auf welchen sie gebauet ist, findet man, daß die Leidenschaften sie erzeugt haben. — Die Verehrung Gottes setzt ein aufrichtiges Erkenntniß seiner Schwachheit und Unwürdigkeit voraus, denn ohne diese Bedingung höret sie auf, eine wahre Verehrung zu seyn. Wie aber der Stolz des Menschen und vorzüglich eines solchen Menschen, der seiner Kenntnisse wegen den großen Haufen übersieht, gekränkt und gewissermaßen gedemüthigt werden muß, ist leicht begreiflich; und hierin mag auch eine der Ursachen liegen, warum sie mit so vielem Widerwillen in den Versammlungen erscheinen, die zur Verehrung Gottes gehalten werden.

Wie man sie durch Spötteleien herabzusetzen suchet.

Scherz und Spötteleien sind die gewöhnlichen Mittel, deren man sich bedienet, um Werth und Würde den Dingen zu benehmen, die man mit

Vernunftgründen oder andern herabzusetzen nicht im Stande ist. Mit diesen Waffen wird die Religion Jesu sehr oft angegriffen, weil man aus der Erfahrung wohl weiß, wie wenig man mit geradezu gegen sie gerichteten Angriffen etwas ausrichten kann. Seit ihrer Entstehung ist sie kein Augenblick ohne Feinde gewesen, die Nichts unversucht ließen sie wieder in eine gänzliche Vergessenheit zu bringen, damit sie ihre Leidenschaften desto ungehinderter hätten befriedigen können; und da man sah, daß die Religion aller Angriffe ohngeachtet unerschütterlich auf ihrer Grundfeste blieb, so versuchte man auch noch Scherz und Spötteleien. Nichts auf der Welt ist so verehrungswürdig und so heilig, das nicht entstellt und in einem solchen Lichte gezeigt werden kann, wo ihm nicht nur sein Ansehen benommen, sondern es sogar in den Augen der Irregeführten und Leichtsinnigen lächerlich gemacht wird. Dazu bedarf es ja nur gewisser witzigen Einfälle, die den Religionsfeinden, denen es so sehr darum zu thun ist die Religion zu verschreien, zu Gebothe stehen? Die Noth macht witzig, sagt ein altes Sprichwort, wie soll es ihnen also an Witz gegen die Religion fehlen, da sie durch ihre Sittenlosigkeit es sich gleichsam zum Bedürfnisse gemacht haben, an keine Religion zu glauben. Aber ist deßwegen etwas an sich lächerlich, weil man es lächerlich zu machen suchet?

Die Feinde der Religion können bey allen ihren Angriffen gegen dieselbe niemals einer innern Ruhe genießen.

Wollet ihr euch, Chr. überzeugen wie sehr die Religionsfeinde zu bedauern sind, so werfet euere Blicke auf einen Menschen hin, der die Lehren der Religion als eine Thorheit behöhnt; werdet ihr bey ihm je eine wahre Gewissensruhe finden? Er sagt zwar: er sey mit sich im Reinen, und er habe keinen Zweifel. Aber redet er die Wahrheit? In sein Herz könnet ihr zwar nicht sehen, um euch zu überzeugen, ob er in der That die Wahrheit rede; aber ihr könnet seine Stirne sehen, auf welcher die unverfälschte Herzenssprache in gewissen Augenblicken und Angelegenheiten des Lebens deutlich geschrieben ist. Gewahret Ihr bey ihm jene Heiterkeit, welche die nothwendige Folge eines ruhigen Gewissens ist? Und wenn ihr fürchtet, daß er etwa die Züge einer gekünstelten Heiterkeit seinem Gesichte zu geben weiß, so betrachtet ihn nur, wenn Unglücksfälle, Widerwärtigkeiten, Verfolgungen seine Tage betrüben, denn alsdann ist alle Verstellung unmöglich und in solchen Fällen erfüllet sich am beßten das Sprüchwort: aus der Fülle des Herzens spricht der Mund. Sehet! wie er niedergeschlagen ist, wie er jammert, wie er verzweifelt. Er ist seiner nicht mehr mächtig, er verliert gleichsam den Verstand, er läßt sich von seiner Traurigkeit ganz hinreissen. Nicht den geringsten Trostgrund findet er in seinem Gewissen, oder in seinem Glauben; nichts kann ihn aufmuntern, so lange der Gegenstand seiner Betrüb-

niß nicht verschwindet. Betrachtet ihn vorzüglich auf dem Sterbbette, wenn er weiß und überzeugt ist, daß ihm der Tod schon zur Seite steht; sehet, wie er sich ängstlich drehet, wie sein Geist verwirrt ist, und wie sein Herz sich vergebens nach Trost und Linderung sehnet. Zeigt sich alsdann nicht am deutlichsten, welch ein Unterschied zwischen der Weisheit der Welt und jener des Kreuzes ist? Giebt es einen bessern Augenblick während der ganzen Lebenszeit als die Sterbstunde um diejenigen zu erkennen, welche wie der Apostel wußten, an wen sie geglaubt haben, und versichert waren, daß sie ihm ihren Glauben als eine Hinterlage bis zu jenem Tage anvertraut hatten. —

Trostgründe, womit die Religion den Leidenden aufmuntert.

Wer hat nicht schon an sich selbst die Frage gestellt, was mögen doch die Weisen der Welt, welche die Religion Jesu für eine Thorheit halten, von den vielfältigen Leiden und Trübsalen denken, welche unsere Natur mit sich bringt und denen der Klügste aus ihnen nicht ausweichen kann? Die Geschichte ihrer Meinungen in dieser Hinsicht beweist, daß es für sie von jeher ein Geheimniß war und immer ein Geheimniß bleiben wird. Für uns Christen ist dies kein Geheimniß; wir wissen, daß wir wie der Apostel sagt, als Kinder des Zorns und ohne die edeln Vorzüge geboren werden, womit

der Schöpfer unsern Stammvater ausgerüstet hatte, und wovon er, und wir durch ihn, seiner Sünde wegen beraubt worden sind. Wir wissen, daß vom ersten Augenblicke an, wo unsere Vernunft zur Reife gekommen ist, bis zum gegenwärtigen Augenblicke wir wegen der Uebertretung der göttlichen Gebothe alle Widerwärtigkeiten und Unfälle, die uns begegnen können, verdient haben, und daß alle diese Leiden, wären sie auch noch so heftig und zahlreich, unsern Verbrechen nie angemessen seyn würden, wenn die Leiden Jesu ihnen nicht die Kraft und Wirksamkeit beybrächten, die ihnen ermangelt. Endlich wissen wir, daß der Mensch, wenn er hienieden mit Ergebung, mit Geduld und mit Hinsicht auf das zukünftige Leben leidet, niemals vergebens leidet, sondern allemal eine Vergeltung dafür zu hoffen hat, die alles unendlich übertrifft, Denn die Leiden dieser Zeit, sagt der Apostel, stehen mit der zukünftigen Herrlichkeit in keinem Verhältnisse Röm. 8, 18.

Wenn also der fromme Christ mit Trübsalen, Verfolgungen und Widerwärtigkeiten hienieden heimgesucht wird, so fällt ihm bald ein; daß ihm nichts geschieht, das er nicht verdient hätte. Dieses Bewußtseyn bringt ihm schon eine große Linderung. Dann blicket er an's Kreuz; er sieht dort das Bild seines Heilandes, der weit mehr als er leidet, der geduldig leidet, der unschuldig leidet, und dieser Anblick ist ihm eine noch rei-

chere Trostesquelle. Hernach erinnert er sich, daß die Wirkung seiner Leiden durch die Kraft der Leiden Jesu sich bis über das Grab erstreckt, und daß „ eine jede Prüfung, wenn „ sie auch, wie der Apostel an die Hebräer 12, „ 11. schreibt, in diesem gegenwärtigen Leben „ keine Freude, sondern Betrübniß verursachet, „ demjenigen, der geprüft worden ist, die fried„ fertigen Früchte der Gerechtigkeit wieder „ bringt. „

In welchem Sinne, der Staat eine Stütze der Religion ist.

Wenn wir behaupten, daß der Staat eine feste Stütze der Religion ist, so heißt es nicht im Allgemeinen, daß die Religion des Staats bedürfe um den Menschen ihre seligen Wirkungen mittheilen zu können. Sie hat ihre ganze Kraft von Gott, der sie eingesetzt, und ihr seinen Schutz bis zum Ende der Jahrhunderte versprochen hat. Sie gleicht einem Gebäude, welches auf einem Felsen steht, der aus dem Meere hervorragt, Winde vermögen es nicht, ihn zu erschüttern; die brausenden Wellen, die sich bis zu den Wolken erheben, und dem Himmel zu trotzen scheinen, zerschmettern sich an demselben, und steigen in eiteln Wasserstaub auf. — Die grausamen und mit unmenschlicher Wuth fortgesetzten Verfolgungen, welche die Religion Jesu seit ihrer Entstehung ausgestanden hat; die eiteln Versuche, welche ganze Mächte gemacht haben, sie zu untergra-

ben; die unter allen Gestalten wiederholten Angriffe des Unglaubens, welche immer fruchtlos geblieben sind, beweisen auf eine augenscheinliche Art, daß Jesus sein Versprechen hält, und daß er die gegen sie geschmiedeten Plane ihrer Feinde immerfort vereiteln wird, bis der Zeitpunkt wird angekommen seyn, wo die Welt selbst aufhören soll.

Aber der Schutz, welchen Gott seiner Religion versprochen hat, ist nur im allgemeinen zu verstehen; aus weisen Ursachen läßt er zu, daß sie in einzelnen Staaten harten Prüfungen ausgesetzt, und aus denselben oft gänzlich verbannt werde, um in andern Staaten, wie eine versetzte Pflanze unter einem bessern Klima desto schöner aufzublühen. Es liegt daher in der Gewalt der Regenten die Religion Jesu in ihrem Gebiete zu verfolgen oder zu beschützen; sie in ihren Ausübungen und Gebräuchen einzuschränken oder ihr eine vollkommene Freiheit zu gestatten; die von ihren Feinden gegen sie gemachten Angriffe mit gleichgültigem Auge anzusehen, oder sie zu vereiteln. In diesem Sinne läßt sichs behaupten, daß der Staat eine feste Stütze der Religion ist.

In jedem wohlgeordneten Staate blühet die Religion.

Es ist ganz natürlich, daß in einem Staate, in welchem Ordnung herrscht, wo das Laster und die bekannt gewordenen Verbrechen der verdienten Strafe niemals entgehen, wo die Gesetze genau vollzogen werden, und wo auf die Sittlich-

keit ein besonders Augenmerk gerichtet wird, auch die Religion blühen müsse. Der Mensch ist von Natur zu Ausschweifungen geneigt und ein mächtiger Trieb reizt ihn, den unordentlichen Begierden seines Herzens in ihrer ganzen Ausdehnung Befriedigung zu verschaffen. Wird er durch Staatsgesetze nicht in den gehörigen Schranken gehalten, so schreitet er immer weiter, und zuletzt ist keine Schandthat mehr, wäre sie an sich auch noch so empörend, die er nicht mit kaltem Blute begeht. Eine traurige Erfahrung beweist uns, wie weit die Menschenbosheit es in einem Staate bringen kann, wo keine Macht ist, die auf die Vollziehung der Gesetze dringt, und es ist kaum begreiflich, was Menschen zu thun im Stande sind, wenn ihnen von der weltlichen Obrigkeit keine Zügel angelegt werden, und wenn der Bösewicht nicht überzeugt ist, daß er der gerechten Strafe nicht ausweichen wird. Gesetze sind für den vernünftigen Menschen weit nothwendiger als für das vernunftlose Thier, welches beständig auf dieselbe Art nach dem Triebe handelt, der in seiner Natur liegt; die Ausschweifungen, welche es begehen kann, haben ihre natürlichen Gränzen, die es niemals überschreitet, und nur in einem uneigentlichen Verstande können sie Ausschweifungen geheissen werden, weil sie unmittelbare Folgen der Vernunftlosigkeit sind.

Ohne Religion kann kein Staat bestehen.

Wenn schon dem Staate verschiedene Zwangsmittel zu Befehle stehen, wodurch er den Ausschweifungen des Lasters Einhalt thun, und den Uebelthäter abschrecken kann, so sind doch diese Mittel im allgemeinen genommen nicht hinreichend um ein Volk in den gehörigen Schranken zu erhalten. — So wie die Menschen sich nur nach ihren äußern Handlungen beurtheilen können, eben so können sie auch nur jene Laster und Verbrechen strafen, welche äußerlich sind. Wie viele Handlungen giebt es aber, an deren Aussenseite nichts zu rügen ist, und wovon eigentlich nur die Absichten, womit sie verrichtet werden, tadelhaft sind? Welcher Mensch ist im Stande, dem andern ins Herz zu sehen, und seine geheimen Gedanken zu entziffern? Sey es auch, daß man durch schon verübte Verbrechen und in andern Gelegenheiten geäußerte Gesinnungen, bey einer dem Scheine nach tadellosen Handlung die unreine Absicht des Bösewichts wohl errathe und durchsehe, darf man ihn darüber richten? Wie wird man ihm beweisen, daß er wirklich die Absicht habe, wovon man Spuren zu sehen glaubt? Es ist ja bekannt, wie weit der Mensch es mit der Verstellungskunst bringen kann, und wie leicht es dem verschmitzten Bösewichte ist, dem Laster den Mantel der Tugend umzuhängen, und dadurch alle Strafe von sich zu wälzen. Wer ist im Stande alle Schleichwege des Betrugs aufzusuchen, und das Laster bis in die dun-

kelsten Winkel zu verfolgen, in welche es sich verkriecht? Das wachsamste Menschenauge kann nicht alles übersehen, und in jene verborgenen Orte dringen, wo die Bosheit sich berathet und ihre Entwürfe macht; tausend Schandthaten werden begangen, wovon blos die Wirkungen und Folgen nicht aber die Namen der Verbrecher ans Tagelicht kommen, und die man mit allen Untersuchungen nicht ausfindig machen kann. Die Religion hingegen erstreckt sich bis in das Innerste der Menschen; in ihrem Gebiete sind die geheimsten Gedanken und Absichten; sie durchsieht jeden Schleier, womit man das Laster zu beschönigen sucht, und ihre Gesetze haben ihre Wirkung im Dunkeln eben so wie im Offenbaren. Es ist kein Fall denkbar, wo man ihnen ausweichen kann; kein Laster kann begangen werden, das nicht vor ihren Richterstuhl gebracht wird, und dessen Strafe der Uebertreter entgehen kann. Wenn also schon der Mensch durch List und Kunst im Stande wäre, gewisse Verbrechen mit einer völligen Versicherung der Unstrafbarkeit von Seiten des Staats auszuüben, so weiß er, daß er den Strafen nicht entgehen wird, womit die Religion ihn bedroht; er weiß, daß dem allwissenden Auge Gottes nichts verborgen werden kann, und daß die ewige Gerechtigkeit über kurz oder lang alle unsere Handlungen genau abwägen und nach ihrem Werthe belohnen oder bestrafen wird. Dadurch wird er von tausend Lastern abgehalten, welche er nicht unterlassen würde, wenn keine Religion und kein zukünftiges

Leben wäre, wo einem jeden nach seinen Werken wird vergolten werden.

Es kann nur eine wahre Religion geben.

Zu keiner Zeit, als seit dem der philosophische Unglauben herrschend geworden ist, behauptet man allgemeiner, daß alle Religionen der Gottheit gleich angenehm wären, und daß ein jeder, zu welchem Lehrbegriffe es immer ist, sich nach belieben bekennen kann. Wie sehr die Menschen doch alles verwirren, wenn sie statt ihrer Vernunft nur ihre Leidenschaften zu Rathe ziehen! Die Religion ist, wie jedermann es weiß, der Innhalt der Lehren, welche man glauben, und der damit verknüpften Pflichten, welche man erfüllen soll. Nimmt man nun an, daß alle Religionen, die verschiedene und oft sich entgegengesetzte Lehren und Pflichten enthalten, der Gottheit gleich angenehm sind, so müßte ja derselbe Lehrsaß zugleich von dem einen als eine Wahrheit und von dem andern als eine Falschheit geglaubt werden können; welchem vernünftigen Menschen kann so etwas Albernes träumen? wie wenig man über das Judenthum nachdenkt, sieht man daß seine Zeit vorüber ist, und daß seine Erwartungen schon lange in Erfüllung gegangen sind. Die Ungereimtheiten des Aberglaubens leuchten Jedermann ein, und es ist Niemand mehr, der ihn einer Vertheidigung fähig hält. Die Behauptung, daß alle Religionen der Gottheit gleich angenehm sind,

kann sich also nur auf die verschiedenen christlichen Religionen beziehen. Geht man nun von dieser Voraussetzung aus, so muß man vor allem den Hauptgrundsatz des Christenthums zugeben, daß man ohne Glauben nicht selig werden kann. Wie ließe sich aber denken, daß dieser Glaube eine beseligende Kraft haben könne, wenn er nicht unwandelbare Lehren zum Gegenstand hätte? Wie wäre es möglich diese Lehrsätze zu erkennen, und sie vor jedem Einfluße des Irrthums zu sichern, wenn nicht Jesus eine Macht auf der Erde zurückgelassen hätte mit dem Auftrag, auf die Hinterlage des Glaubens zu wachen, damit er nicht verfälscht werde? Wie könnten die seligen Wirkungen dieser Obsorge sich auf alle Menschen ausdehnen, wenn nicht Einheit die Seele dieser geistlichen Regierung wäre, und wenn sie sich nicht wie die Straalen eines Lichts aus einem und demselben Mittelpunkte auf die ganze Christenheit durch eine Reihe untergeordneter Hirten ausbreiteten? Wo sollen wohl Einheit und Wahrheit sich enger aneinander ketten als in der wichtigsten Angelegenheit der Menschen, in der Religion, durch welche er zum Ziele seines Daseyns, zur ewigen Glückseligkeit gelangen soll, wozu er einen unwiderstehlichen Trieb in sich empfindet? Jene Religion ist also allein die wahre welche allein allen diesen Forderungen Genüge leistet. —

Rückfall.

Bey dem Artikel Beharrlichkeit in der Gnade haben wir die Ursache schon erklärt, warum wir die mit derselben sehr nahe verwandte Materie vom Rückfalle in die Sünde besonders abhandeln. Damit wir also von dem schon Gesagten nichts wiederholen, werden wir hier blos die Gefahren des Rückfalls in die Sünde und die Schwierigkeiten von einem Rückfalle wieder aufzustehen, abhandeln, und weil die bösen Gewohnheiten der Ursprung des Rückfalls in die Sünde sind, so werden wir hier das wichtigste über diese unselige Quelle der meisten Sünden beyfügen.

Erster Entwurf.

Ueber den Rückfall in die Sünde überhaupt.

Betrachten wir die Sünde als eine tödtliche Krankheit der Seele, so können wir von dem Rückfalle in die Sünde eben das behaupten, was sich von dem Rückfalle in eine gefährliche Krankheit sagen läßt. Jedermann weiß, daß der Kranke der, nachdem er einmal von einer Krankheit hergestellt worden ist, in dieselbe Krankheit gleich nachher wieder zurückfällt, in einer weit gefährlichern Lage sich befindet als zum erstenmal; die Krankheit ist gewöhnlich weit heftiger und schwerer zu heilen. — Auf eine ähnliche Art ist der Rückfall in die Sünde

eine weit größere Sünde, als die erstere, und ob es gleich keine Sünde giebt, deren der Sünder sich nicht bessern kann, so ist die Besserung der zweyten Sünde ihm doch weit schwerer als der ersten. Um diesen Satz zu entwickeln und in einem hellen Lichte darzustellen, wollen wir beweisen,

1 die Sünde des Rückfalls eine größere Sünde ist, als die erste, und

2 daß es schwerer ist, sich eines Rückfalls als der erstern Sünde zu bessern.

Wenn wir behaupten, daß die Sünde des Rückfalls schwerer ist als die erste Sünde, so kann dies blos von den Umständen, welche sie begleiten, gemeint seyn, weil sie im Grunde dieselbe Sünde ist, wie die erste. Diese Umstände sind:

a Einer jeden Sünde, welche man zum erstenmal begeht, liegt gewöhnlich eine Unwissenheit zum Grunde, welche, wenn sie auch verschuldet ist, die Sünde immer etwas vermindert. Hat man aber eine schwere Sünde schon einmal begangen, so hat man sie aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Es kann demnach kein Vorwand von Unwissenheit etwas gelten.

b Wer eine Sünde, die Gott ihm verzeihet hat, wieder begeht, zeigt sich gegen die ihm erwiesene Gutthat undankbar. Die Schuld einer Sünde des Rückfalls wird also noch durch jene des Undanks vergrößert.

c Wer in alte Sünden oft wieder zurückfällt,

beweißt dadurch, daß er auf Gottes Güte und Barmherzigkeit ein übermäßiges Vertrauen hat, und folglich daß er auf Rechnung derselben unbekümmert fortsündiget. Zu der Sünde eines Rückfalls gesellt sich also noch die Sünde der Vermessenheit.

Daß aber der Sünder nach einem Rückfalle, mit größerer Mühe aufsteht, und sich seiner Sünde bessert, wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt,

a daß Gott einem in die vorige Sünde wieder zurückgefallenen Sünder weniger geneigt ist, als er es zum erstenmal war, der Undank und der Leichtsinn eines solchen Sünders ist ihm nicht gleichgültig, und darum wird er ihn auch nicht mit so häufigen Gnaden unterstützen.

b Je öfter der Mensch sündiget, desto schwächer wird er, er gleicht in dieser Hinsicht einem Kranken, der in seine vorige Krankheit wieder zurückgefallen ist, bey dem die Arzneymittel nicht mehr so kräftig wie beym erstenmal wirken.

c Wer zum erstenmal eine schwere Sünde begeht, erschrickt sehr über die traurige Lage, in welche er sich versetzt hat, er bedauert, daß er nicht mehr in derselben ist, und er bemühet sich nach Kräften, das Uebel wieder gut zu machen. Bey einem Rückfalle ist dieser heilsame Schrecken nicht mehr so groß, man wird

gleichgültiger, und darum bemühet man sich auch nicht mehr so sehr aus seiner Lage wieder zu entkommen.

Zweyter Entwurf.
Ueber die gewöhnlichen Ursachen des Rückfalls in die Sünde.

Es ist kein Uebel, das nicht seine Ursache hat; will man es verhüten, so muß man die Ursache, die es veranlaßt, zu kennen suchen, damit man es von Grunde aus wieder gut machen und dann die Bewahrungsmittel gebranchen könne, welche die Wiederkunft dieses Uebels verhüten. Wie mancher Sünder begeht immerfort dieselben Sünden, und bleibt dabey in dem irrigen Wahne, daß ein unwiderstehlicher Hang ihn hinreißt, und glaubt nicht, daß es ihm ein Leichtes wäre, die Sünden nicht mehr zu begehen, wenn er die Ursachen seines Rückfalls kännte und die erforderlichen Mittel gegen denselben gebrauchen wollte. Es ist daher wichtig die Unwissenheit der Sünder hierüber aufzuklären, und ihnen die gewöhnlichen Ursachen des Rückfalls vor die Augen zu legen. Diese Ursachen sind:

1 Man machet das alte Uebel niemals vollkommen gut,
2 Man gebrauchet die erforderlichen Bewahrungsmittel nicht.

So lange eine Krankheit nicht von Grunde aus geheilt ist, hat man den Rückfall in dieselbe beständig zu befürchten. Dies ist auch die Ursache, warum

die Sünder so oft in dieselben Sünden wieder zurückfallen.

a Durch die öftern Rückfälle ist das Uebel zur Gewohnheit geworden; wird diese nicht absichtlich getilget und gänzlich ausgerottet, so behält sie ihre ganze Gewalt über den Menschen; er fährt also fort wie vorhin, weil die Ursache des Uebels geblieben ist.

b Die meisten Sünden ziehen böse Folgen nach sich, und so lange diese bestehen, ist das Uebel nicht gut gemacht. Die einen bestehen in Ungerechtigkeiten, woraus für den Nebenmenschen ein Schaden an seinem Gut oder an seiner Ehre erwachsen ist: dieser Schaden muß ersetzt werden.

c Die andern bestehen in dem Aergernisse, welches man ihm gegeben hat. So lange der Sünder sich nicht bemühet, alle diejenigen, welche er geärgert hat, zu überzeugen, daß er jetzt einen andern Lebenswandel angefangen hat, so lange kümmert ihn seine erste Sünde nicht, und so behält er sich die Hinterthüre zu derselben immer offen.

Wer von einem Uebel, dem Jedermann ausgesetzt ist, nichts will zu fürchten haben, muß sich gegen dasselbe in Sicherheit setzen, und die gehörigen Bewahrungsmittel gebrauchen. Die vorzüglichsten Bewahrungsmittel gegen den Rückfall in die Sünde sind:

a Die nächsten Gelegenheiten zu meiden. Gäbe

es keine Gelegenheiten, so würden die meisten Sünden verhütet werden; dies lehret eine Erfahrung, welche so alt als der Mensch ist. Der Sünder frage sich also vor allem, wo er gefallen ist, und dann meide er den Ort.

b Der in uns wohnende Hang zum Bösen reißt uns zur Sünde hin, wenn wir diesem Hang nicht entgegenarbeiten und ihn zu schwächen suchen: dieses Mittel ist die Abtödtung seines Fleisches und seiner Sinne.

c Viele Menschen verfallen immerhin in dieselben Sünden, weil sie leichtsinnig dahinleben, und über die Folgen ihrer Sünden niemals nachdenken: ein vortreffliches Bewahrungsmittel gegen den Rückfall in die nehmlichen Sünden ist also die Betrachtung über den Rückfall und dessen erschreckliche Folgen.

Dritter Entwurf.
Ueber die Folgen des Rückfalls in die Sünde.

Wenn man von den schreckhaften Folgen des Rückfalls in die Sünde redet, so versteht man nicht darunter jene geringern Sünden, welche man täglich aus Schwachheit begeht, und denen der Mensch, so lange er Mensch bleiben wird, ausgesetzt ist, sondern man meinet jene schweren Sünden, welche uns der Freundschaft Gottes berauben und der Seele den Tod bringen; man meinet jene Sünden, welche eine große Gleichgültigkeit gegen die Religion und das Heil seiner Seele voraussetzen, und

wobey das mit der Sünde verknüpfte Vergnügen über den Verlust der zukünftigen Seligkeit und die Furcht der ewigen Strafen sieget. Gott hat zwar die h. Sacramente eingesetzt, damit die Menschen nach jedem Rückfalle in die Sünden sich mit ihm wieder aussöhnen können, aber bey denen, welche in die nemlichen schweren Sünden immer wieder zurückfallen, sind sie ohne Wirkung, und darum ist das Heil ihrer Seele in der größten Gefahr. — Laßt uns zu unserer Warnung

die vorzüglichsten Folgen des Rückfalls aufzählen und entwickeln.

Auf den in die nemlichen Sünden oft wieder zurückfallenden Sünder lassen sich die Worte des Propheten: **meine verheilten Wunden sind verdorben und von Faulniß angesteckt worden**, in einem gewissen Verstande anwenden, weil alle Fähigkeiten seiner Seele, in so fern sie das Heil derselben bewirken sollen, verderbt werden:

a der Geist macht sich selbst irre, und er erkennt die Gefahren nicht, in welche er sich stürzet; er lebt unbekümmert fort, und wenn die Religion bey ihm noch etwas gilt, so tröstet er sich mit der Hoffnung, daß mit der Zeit, wenn er einmal des Sündigen müde seyn wird, alles wieder gut gemacht werden kann.

b Das Herz wird von Grunde aus verderbt, weil es sein einziges Vergnügen in die Sünde setzet, und in derselben seine ganze Glückseligkeit suchet. Die Reize der Tugend vermögen

nichts mehr auf es, und bey Dingen, die es vorhin aufs Innigste rührten, bleibt es jetzt ganz gleichgültig und gefühllos.

c Der ohnehin schwache Wille zum Guten wird immer mehr geschwächt, durch die öftern Rückfälle erschweret man sich dermassen die Bekehrung, daß sie zuletzt ohne ein besonders Wunder der Gnade Gottes fast unmöglich wird.

d Gott, der die Gnaden meistens nach dem Eifer austheilt, mit welchem man jene benutzt, die man von ihm empfängt, zieht sie dem in dieselben Sünden immer zurückfallenden Sünder zurück, und auf diese Art beraubt sich der Sünder der Mittel, ohne welche ihm keine Bekehrung möglich ist.

e Durch die Verirrungen seines Verstandes und die Verhärtung seines Herzens versetzt er sich in eine Lage, in welcher er all Gefühl für jene Gnaden verliert, welche die Barmherzigkeit Gottes auch dem Sünder nicht versagt, damit der Weg zu ihm niemals gänzlich verschlossen werde.

f Auf alle diese Folgen kommt dann zuletzt die Unbußfertigkeit, in welcher der stets in dieselben Sünden zurückfallende Sünder dahinstirbt.

Vierter Entwurf.

Ueber die Mittel sich gegen den Rückfall zu schützen und sich nach demselben wieder aufzurichten.

Um sich von der Nothwendigkeit zu überzeugen, und von welcher Wichtigkeit es für den Sünder sey, der sich mit Gott wieder versöhnt hat, in die begangene Sünde nicht wieder zurückzufallen, sollte man betrachten, wie schwer es dem wieder zurückgefallenen Sünder ist, wieder aufzustehen. Erschrecklich sind die Lehren des Apostels Paulus in dieser Hinsicht; die Schwierigkeiten, welche der aus Bosheit zurückgefallene Sünder zu überwinden hat, sind in seinen Augen so groß, daß er kein Bedenken trägt, sie eine Unmöglichkeit zu nennen, um uns dadurch zu verstehen zu geben, wie gegründete Ursachen wir haben, bey unsern beständigen Rückfällen in dieselben Sünden zu zittern. Damit wir also diesen wichtigen Lehrpunkt unserer Religion recht zu Gemüthe nehmen mögen, wollen wir

1 die Mittel betrachten, uns gegen jeden Rückfall in dieselbe Sünde zu schützen, und
2 die Mittel aufsuchen von einem Rückfalle wieder aufzustehen.

Kennt der Kranke die Ursache, welche bey ihm seine Krankheit veranlaßt hat, so ist es ihm leicht, sich nach seiner Wiederherstellung gegen einen Rückfall zu sichern, wenn er die fernere Wirkung derselben Ursache auf ihn verhindert. — Auf eine ähnliche Art soll der mit Gott wieder ausgesöhnte Sünder

a durch ernsthafte Betrachtungen die Ursachen kennen lernen, welche ihn zum Falle verleitet haben. Oft fällt der Mensch in die Sünde ohne selbst zu wissen, wie und warum es geschehen sey, weil das Gift der Verführung im Verborgenen schleicht. Nichts ist daher wichtiger, als aller Anlokungen, Reizen und Bezauberungen auf die Spur zu kommen.

b Kennt der gefallene Sünder die Ursachen, so muß er ihre Wirkung auf ihn zu verhindern suchen. Sind sie außer ihm, so ist es ihm leicht, er darf nur die Gelegenheiten meiden. Sind sie in ihm selbst, so muß er seinen Neigungen und Gewohnheiten fleißig entgegen arbeiten.

c Ein vorteffliches Bewahrungsmittel gegen jeden Rückfall ist der öftere Gebrauch der h. Sacramente, weil nichts mehr vermag den Sünder zu stärken und aufrecht zu erhalten, als die damit verknüpften Gnaden.

Ist aber Jemand im Gebrauche dieser zu hinläßig gewesen, und in dieselben Sünden wieder zurückgefallen, so steht ihm der Weg zu Gott zwar noch offen, aber unter sehr strengen Bedingungen. Die vorzüglichsten sind:

a Daß er sich nach dem Folle gleich fasse, auf sich selbst znrückblicke, und erkenne, daß er nur aus seiner Schuld gefallen ist. Dieses Erkenntniß ist der erste Schritt zur Bekehrung, je aufrichtiger und demüthiger es ist, desto

bereitwilliger zeigt sich Gott mit seiner Gnade.

b Jetzt soll er Gott aufs Feyerlichste versprechen, daß er auf sich selbst und auf seine vermeinten Kräfte ein unbedingtes Mistrauen setzen will, und daß er sich fernerhin den Führungen seiner Gnade unbedingt überlassen wird.

c Im Augenblicke und ohne den geringsten Verschub soll er die Hand ans Werk legen, und die gefaßten Vorsätze ohne alle Rücksicht auf die Einwendungen seiner Sinnlichkeit ausführen.

Fünfter Entwurf.

Ueber die bösen Gewohnheiten als den Ursprung und zugleich die Folge des Rückfalls in die Sünde.

Um uns zu überzeugen, welch einen schädlichen Einfluß die bösen Gewohnheiten auf den Menschen haben, und welch eine unselige Sündenquelle sie sind, vergleicht sie der Prophet David dem Fluche, den der Gottlose wie ein Kleid anzieht; einem Wasser, das bis in seine Eingeweide fließt; einem Oele, das seine Gebeine durchdringt. Ps. 107. — Läßt also Jemand böse Gewohnheiten in seinem Herzen einwurzeln, so wird sein ganzes Wesen dadurch angesteckt, der Keim der Sünde entwickelt sich in seinem Herzen, und der in ihm wohnende Hang zum Bösen bemeistert ihn. Wie also ein Mensch, der mit bösen Gewohnheiten behaftet ist,

von einer Sünde in die andere verfällt, und wie sie der erste Ursprung der unheilbar gewordenen Rückfälle sind, erklärt sich sehr leicht. Laßt uns demnach einen ernsthaften Blick auf die bösen Gewohnheiten werfen, und in dieser Absicht

1. die Mittel aufsuchen, sie an sich zu erkennen, und
2. die Entschuldigungen zernichten, womit man die durch dieselben veranlaßten Sünden zu rechtfertigen suchet.

Nicht auf einmal sondern nur stufenweise und ganz unvermerkt schleichen die bösen Gewohnheiten in das Menschenherz und fassen in demselben Wurzeln. Wer sie also erkennen will, muß ihnen fleißig nachspüren, die vorzüglichsten Kennzeichen sind:

a. wenn man bey der Ausübung gewisser Sünden ein besonderes Vergnügen findet. Ein jedes besondere Vergnügen beweist eine Uebereinstimmung mit der angeborenen oder mit einer angenommenen Natur. Mit der angeborenen Natur kann die Sünde diese Uebereinstimmung nicht haben. Es muß also bey dem, der ein besonderes Vergnügen an einer gewissen Sünde empfindet, durch die öftere Wiederholung derselben eine Art von zweyter entstanden seyn: diese zweyte Natur ist die Gewohnheit.

b. Wenn man die Sünde ohne Gewissensängstigungen begeht, denn die Gewissensäng-

stigungen sind die Folge des Nachdenkens; wer also oft ohne Nachdenken sündigt, bey dem ist die Sünde schon Gewohnheit.

c Wenn man sündiget, ohne daß man in sich einen vom Geiste entgegengesetzten Widerstand empfindet. Dies ist alsdann ein Beweis daß nnsere Kräfte durch die Abwesenheit der Gnade schon geschwächt, und daß böse Gewohnheiten an deren Stelle getreten sind.

Da man die Gewohnheitsünden nicht mit einer vorsetzlichen Bosheit begeht, blos darum, weil man sie oft wiederhohlt, so suchet man seine Sünden mit folgenden Ausflüchten gewöhnlich zu entschuldigen.

a Ich habe, sagt der Gewohnheitsünder, keine böse Absichten. — Eine böse Absicht nimmt einem guten Werke seinen Werth, aber ein böses Werk wird dadurch nicht gerechtfertigt, weil man keine böse Absicht hat. Und dann irrt der Gewohnheitsünder, wenn er meint er habe darum keine böse Absicht, weil er bey jeder Sünde nicht jedesmal daran denkt, daß er Böses thut.

b Mein Wille hat keinen Antheil daran. — Das heißt, der Gewohnheitsünder hat nicht jedesmal einen ausdrücklichen Willen. Wird dann zur Sünde ein solcher Wille erfordert? und kann man von ihm nicht behaupten, daß er einen wahren Willen hat zu sündigen, da er sich nicht die geringste

Mühe nimmt, seine bösen Gewohnheiten zu entwurzeln?

c Ich bin nicht im Stande meine Gewohnheiten zu bemeistern. — Dies mag wahr seyn, wenn man sie nicht mit Ernste oder nur einmal angreift. Wer sie besiegen will, muß mit ihnen einen beständigen Kampf führen, und überzeugt seyn, daß man nicht auf einmal entwurzelt, was nach und nach Wurzeln gefaßt hat.

Sechster Entwurf.

Ueber die Wirkungen der bösen Gewohnheiten in Absicht auf den Rückfall und die Mittel gegen dieselben.

Die Wirkungen der bösen Gewohnheiten auf den Menschen hat unter allen Vätern keiner natürlicher geschildert als der h. Augustin. Er redete aus eigener Erfahrung, und es ist bekannt, was es ihn gekostet hat, bis sie bey ihm gänzlich niedergemacht waren. „Ich war gefeßelt, sagt er in seinen Bekenntnissen, nicht mit einer fremden Kette sondern mit meinem eisernen Willen. — Der Feind meiner Seele hielt meinen Willen in seiner Gewalt, so hatte er mir eine Kette geschmiedet und mich gefeßelt. — Die guten Gedanken, welche ich zuweilen hatte, glichen den Bemühungen derjenigen, welche aufwachen wollen, aber bald wieder hinliegen, weil sie vom Schlafe danieder gedruckt werden.“ Aber so mächtig diese Gewohnheiten auf ihn wirkten, so wußte er sie doch zu besiegen. —

Damit wir nach seinem Beyspiele auch die Oberhand über unsere Gewohnheiten erringen, wollen wir

1 die Wirkungen der bösen Gewohnheiten in Absicht auf den Rückfall in die Sünde betrachten, und

2 die Mittel aufsuchen, wie man dieser Gewohnheiten loswerden kann.

So wie durch die Uebung dem Menschen alles leichter und geläufiger wird, so wird die Sünde durch die Gewohnheit, durch öftere Wiederholungen derselben dem Sünder geläufiger. Die erste Wirkung der bösen Gewohnheiten ist also,

a daß sie die Begehung der Sünde erleichtern. Wer böse Gewohnheiten hat, weiß aus eigener Erfahrung, daß er anfänglich die Sünden, die er jetzt so leicht begeht, fürchtete, und so heftig auch der Hang zu denselben war, sich gleichsam nöthigen mußte, weil sein Gewissen ihn zurückhielt.

b Die bösen Gewohnheiten erschweren die Rückkehre zu Gott. Den Willen halten sie gefeßelt, und lähmen alle Bemühungen, womit man ihnen entgegenarbeitet, wenn sie nicht mit Eifer unternommen, mit unermüdeter Thätigkeit fortgesetzt und durch die Gnade Gottes unterstützt werden.

c Sie machen den Sünder zuletzt gegen alles, was auf sein Seelenheil einen Bezug hat, ganz gleichgültig und gefühllos. Die schreckhafte-

sten Lehrsätze der Religion machen keinen Eindruck mehr auf ihn, und so ist er in der nächsten Gefahr, in der Unbußfertigkeit dahin zu sterben.

So bedenklich aber der Zustand des mit bösen Gewohnheiten behafteten Sünders ist, so bleibt ihm doch noch ein Ausweg, um aus seiner bösen Lage zu entkommen, wenn er die erforderlichen Mittel gebrauchen will. Die vorzüglichsten dieser Mittel sind

a ein wahrer, aufrichtiger und fester Wille die Bande, die uns feßeln, zu zerbrechen. Dieser ist zu jeder Bekehrung die erste Bedingung, und so schwach auch unser Wille an sich ist, so kräftig und wirksam wird er, wenn er aufrichtig ist, weil Gott ihn mit seiner Gnade unterstützt.

b Man muß die angenommenen Gewohnheiten durch entgegengesetzte Gewohnheiten zu tilgen suchen. Gewohnheiten sind Krankheiten der Seele, und Krankheiten können nur durch entgegengesetzte Arzneymittel geheilt werden, wie der h. Gregorius die Sache erklärt.

c Man muß auf sich selbst sehr wachsam seyn, damit man durch seine Gewohnheiten, welche schlaue Feinde sind, nicht überraschet werde. Nur durch ein ununterbrochenes Entgegenarbeiten bringt man es dahin, daß man seiner Gewohnheiten ganz los werde.

Stellen aus der h. Schrift.

Wenn der Gottlose sich in die Sünde vertieft, so verachtet er alles. Spr. 18.

Der Gottlose wird durch seine eigenen Sünden gefangen, und wie mit Stricken gebunden. Spr. 5.

Gleich dem Hund, der zum Gespieenen zurückkehrt, verfällt der Unvorsichtige wieder in seine Thorheit. Spr. 26.

Wenn der Mensch, nachdem er seine Sünden durch Fasten abgebüßt hat, sie wieder begeht, was helfen ihm seine Demüthigungen? Syr. 34.

Die Stricke der Sünden haben mich umwunden. Ps. 118.

Wie niedrig bist du geworden, da du auf deine alten Wege zurückgekehrt bist? Jerem. 2.

Dein Bruch ist unheilbar, deine Wunde ist äußerst schlimm, und die Arzneymittel helfen dir nichts. Jerem. 30.

Wir haben Babylon heilen wollen, nnd sie ist nicht geheilt worden, so mag sie hingehen. Jerem. 51.

Nach drey oder vier Verbrechen, welche Damaskus wird begangen haben, werde ich diese Stadt nicht mehr bekehren. Amos. 1.

Wenn der unreine Geist von dem Menschen ausfährt, so durchwandert er wasserlose Oerter, und suchet Ruhe. Findet er sie nicht, so spricht er,

ich will wieder in mein Haus zurückkehren, welches ich verlassen habe. Luk. 11.

Dann geht er, und nimmt noch sieben Geister zu sich, die noch ärger als er sind; sie ziehen ein, und wohnen im Hause. Das.

Dann steht es mit diesem Menschen schlimmer als vorhin. Das.

Nun bist du geheilt, sündige also nicht mehr, damit es dir nicht noch schlimmer ergehe. Joh. 5.

Da wir der Sünde abgestorben sind, warum sollten wir in derselben noch leben? Röm. 6.

Es ist unmöglich, daß diejenigen, welche einen gründlichen Unterricht in der Religion empfangen und die himmlische Gabe genossen haben, . . . und dann wieder gefallen sind, durch die Buße wieder bekehrt werden können. Hebr. 6.

Wenn wir, nachdem wir zur Kenntniß der Wahrheit gelangt sind, muthwillig abfallen, so ist kein Opfer mehr für unsere Sünden übrig. Hebr. 10.

Mit denjenigen, welche durch die Erkenntniß des Herrn Jesu Christi den Befleckungen der Welt entflohen sind, sich aber wieder in dieselben verwickeln, und von ihnen überwinden lassen, wird es zuletzt ärger als vorhin. 2. Petr. 2.

Von ihnen gilt dann das wahre Sprichwort: der Hund frißt das Gespieene wieder, und das Schwein wälzt sich nach der Schwemme wieder im Koth. Das.

Stellen aus den h. Vätern.

Eine würdige und gute Buße ist jene, welche die begangenen Sünden so beweinet, daß sie dieselben nicht mehr wieder begeht. Augustinus.

Hat Christus einem Blinden zweymal das Gesicht gegeben? hat er denselben Gichtbrüchigen zweymal geheilt, und denselben Todten zweymal zum Leben erweckt? Die h. Schrift redet uns nur von einer Heilung, damit man sich fürchte in dieselbe Sünde wieder zu fallen. Ders.

Die Büßenden frage ich, was es ihnen helfe sich zu demüthigen, wenn sie ihr Leben nicht ändern. Ders.

Dies ist eine wahre Buße, wenn Jemand sich so bekehret, daß er nicht wieder zurückkehret, wenn er seine Sünden so bereuet, daß er sie nicht mehr wieder begehe. Ders.

Nichts versichert uns der Buße als der Haß der Sünde und die Liebe Gottes. Ders.

Diejenigen, welche ihre Sünden beweinen ohne sie zu verlassen, reinigen sich vergebens, um wieder zu sündigen. Ders.

Scheint es nicht als reinigten sie sich nur darum um sich wieder aufs Neue beflecken zu können? Gregorius.

Buße thun heißt die begangenen Sünden beweinen, und die begangenen nicht mehr wieder begehen. Ders.

Derjenige ist vollkommen bekehrt, der was er gethan hat, einmal beweinet, und es nicht mehr wiederholet, um es wieder beweinen zu müssen. Ders.

Ferne sey es, daß Jemand meine Worte so auslege, daß ihm der Weg zum Sündigen darum offen stehe, weil der Weg zur Buße offen steht, und daß auf diese Art die gränzenlose Güte Gottes Jemanden zur Vermessenheit und zur Befriedigung seiner Leidenschaften verleite. Tertullian.

Derjenige ist undankbar und der Verzeihung unwürdig, der nachher wieder sündiget, der seine geheilten Wunden wieder aufreißt, und wer sich nach der Gnade wieder verunreiniget, verdient nicht mehr gereinigt zu werden. Chrysostomus.

Sind wir von Gott erleuchtet und von der Last unserer ersten Sünden entledigt worden, und kehren wir alsdann zu derselben Bosheit wieder zurück, so haben wir ohne Zweifel eine schwerere Strafe zu erwarten. Ders.

Die Nachlassung der Sünden hilft demjenigen nichts, der zu sündigen fortfährt. Basilius.

Es ist weit schlimmer in eine Sünde zurückzufallen, als zum erstenmal in dieselbe gefallen zu seyn. Bernardus.

Demjenigen, den eine böse Gewohnheit feßelt, ist alles gleichgültig, das was erlaubt ist, wie was nicht erlaubt ist. Ders.

Am Anfange wird uns etwas unmöglich zu

seyn scheinen, nach einer gewissen Zeit wird man es nicht mehr so schwer finden, und gleich darauf wird es uns leicht dünken. Ders.

Die Tyrannei der Gewohnheit ist so groß, daß sie uns wie die Natur beherrschet. Chrysostomus.

Ein Uebel, das nicht von der Natur, sondern von der zu großen Gewohnheit zu sündigen befestigt wird, scheint zu einer zweyten Natur geworden zu seyn. Hieronymus.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Worte Rückfall in die Sünde eigentlich verstehen soll.

So schwach sind überhaupt die Vorsätze der Menschen, daß sie selten von einer bedeutenden Dauer sind; kaum haben wir die Verzeihung unserer Sünden erhalten, und uns mit Gott wieder ausgesöhnt, so kehren wir schon wieder zu denselben Sünden zurück: diese Rückkehre nennt man gewöhnlich Rückfall. Es versteht sich wohl von selbst, daß hier die Rede nicht ist von jenen geringern Sünden, denen wir immer ausgesetzt sind, so lange wir Menschen bleiben werden, weil die Buße uns zwar der Sünden entlediget, nicht aber des Hanges zu denselben und unserer Schwachheit, sondern wir meinen jene schwerern Sünden, die man entweder aus

einem unbegreiflichen Leichtsinn begeht, oder weil sie durch die öftern Wiederholungen schon zur Gewohnheit geworden sind. Setzet aber eine jede Buße, wenn sie aufrichtig und vollständig seyn soll, einen festen Entschluß voraus, daß man die begangenen Sünden nicht mehr wieder begehen will, so darf man wohl schließen, daß die gemachten Vorsätze nicht ernstlich waren, wenn man einen Sünder sieht, der nach vollendeter Versöhnung wieder so leichtsinnig wie vorbin dieselben Sünden begeht, der sich nicht im Geringsten bemühet, die Gelegenheiten in welchen er zum ersten mal gefallen ist, zu meiden, seine Lieblingsneigungen zu verfolgen, seine Sinnlichkeit abzutödten, und seine bösen Gewohnheiten zu entwurzeln.

Die Rückfälle sind ein Beweis, daß man keine wahre Reue über seine Sünden hatte.

Eine alte Gewohnheit ist nicht leicht zu entwurzeln, und ein Gegenstand, von welchem man ganz bezaubert war, weckt leicht die vorige Neigung wieder auf. Eine Gelegenheit, in welche man unversehens geräth, überrascht, und die festesten Entschlüsse scheitern: dies ist leider der menschlichen Schwachheit unveränderliches Loos; Keiner, der gesündigt hat, kann eine Bürge stellen, daß er nimmermehr sündigen wird. — Aber wenn die alte Gewohnheit nur so lange schlummert, als die Buße dauert, und gleich nach Vollendung derselben ihre Wirkungen wieder fortsetzet; wenn die Neigung zu dem Gegenstand,

den man verabscheuen sollte, nicht schwindet, sondern nur ein Augenblick schläft, wenn man die Gelegenheiten in welchen man fiel, wie vorher wieder suchet, und statt aller Besserung in dieselben nur etwas mehr Vertrauen auf seine eigenen Kräfte mitbringt, wer erräth nicht zum voraus, daß Rückfälle in die vorigen Sünden unausbleiblich sind, und wer wird es zu behaupten wagen, daß bey solchen Bekehrungen eine wahre Reue zum Grunde lag? Sind wir berechtigt von den Wirkungen auf die Ursachen zu schließen, so dürfen wir wohl nicht vieles auf unsere Bekehrungen bauen, wenn wir gleich nach denselben wieder wie vorhin sündigen? Und ist dies nicht bey den meisten Menschen der Fall? Welche Veränderungen wird man nach ihrer Buße bey ihnen gewahr? Sieht man nicht bey ihnen denselben Leichtsinn, dieselbe Gleichgültigkeit gegen alles, was auf die Religion und ihr Seelenheil einen Bezug hat? Scheinen sie bey den Sünden, welche sie eben so häufig als vorhin begehen, weniger ruhig und gedankenlos zu seyn, und erblickt man auf ihrem Gesichte die geringsten Spuren von Sorgen wegen der Schwachheit ihrer gemachten Vorsätze? Nein! Die Bekehrung solcher Menschen ist nur ein eitler Schein von Bekehrung, nur ein Blendwerk, womit sie zu ihrem eigenen Schaden sich selbst irre machen, und ihre Buße ist nur ein Mittel, dessen sie sich ihrem Irrthume zufolge bedienen um eine Lossprechung von ihren Sünden zu erschleichen.

Der Rückfall in die Sünde ist ein Zeichen eines schändlichen Undanks gegen Gott.

Wen überzeugt ein einziger Blick auf das Betragen des zurückfallenden Sünders nicht, daß er sich des häßlichsten Undanks gegen Gott schuldig machet? Die große Gutthat, die er weinend von ihm erflehete, vergißt er im Augenblicke, er widerruft gleichsam das feyerliche Versprechen, welches er an den Füssen des Priesters gemacht hat, sich der Gnade der Versöhnung durch einen tadellosen Lebenswandel würdig zu machen, und so verachtet er zugleich den Gutthäter und die Gutthat. Ist der Undank um so schändlicher als die empfangene Gutthat größer war, so läßt sich wohl keinen schändlichern Undank denken als jenen des zurückfallenden Sünders. Für seine Verbrechen stand ihm eine ewige Strafe vor; die Gnade Gottes, das einzige Unterpfand einer ewigen Glückseligkeit, hatte er verloren, und in den Augen seines Erlösers war er ein Gegenstand des Abscheues geworden. Diese Strafe wird ihm nachgelassen, die Gnade wird ihm wieder gegeben, und er erhält wieder die Freundschaft Gottes. Wer ist im Stande die Größe dieser Gutthat zu schätzen? Und alles dieses ist dem ausgesöhnten Sünder beym ersten Reiz, den er empfindet, auf einmal wie Nichts; er spricht gleichsam zu Gott: Nimm deine Gnaden wieder, und ich will meine Neigungen wieder nehmen; vergiß meine Buße, und die feyerlichen Versprechungen, daß ich dir getreu bleiben werde, und

ich will sie auch vergessen; auf die ewige Glückseligkeit, welche du deinen Dienern als den Lohn ihrer Treu versprichst, thue ich gern Verzicht, denn mir genügen die Freuden, die ich hier genieße, und ich wünsche mir keine andere Glückseligkeit. — Spricht auch der zurückfallende Sünder nicht mit ausdrücklichen Worten auf eine solche Art mit Gott, so spricht er wenigstens durch sein Betragen, und er beweist durch dasselbe, daß es ihn reuet, seine Sünden je bereuet zu haben.

Nach dem Rückfalle ist der Zustand des Sünders schlimmer als vorher.

Nach einer allgemeinen Auslegung ist das Gleichniß vom Teufel, der nachdem er aus dem Menschen ausgefahren war, und keine Ruhe fand, noch sieben andere mit sich nahm, um in seinen vorigen Aufenthalt wieder einzuziehen, ein Bild des Sünders, der, nachdem er die Wege der Sünde verlassen hatte, um sich mit Gott wieder auszusöhnen, auf dieselben wieder zurückgekehrt ist. Bey solch einem Sünder ist der Zustand seiner Seele schlimmer als vorher. Um sich von dieser Wahrheit vollkommen zu überzeugen, mag sich ein jeder erinnern wie es ihm zu Gemüthe war, als er die Sünden, welche er jetzt schon so oft begangen hat, zum ersten mal begieng. Ueberfiel ihn nicht damals ein großer Schrecken? Empfand er nicht heftige Gewissensangst, und schwebte ihm das Bild seiner Sünde nicht beständig vor den Augen? Daß ihm diese Furcht sehr heilsam war,

darüber ist wohl kein Zweifel, denn der Prophet David hat sie als eine besondere Gnade von Gott begehrt, und wie Mancher hat solch einer Furcht seine Bekehrung zu danken. Nun frage man sich auch, ob man nach wiederholten Rückfällen in die Sünden auch noch eine ähnliche Furcht und Gewissensangst empfand? Kann sich der Mensch wie man sagt, an alles gewöhnen, warum sollte er sich nicht auch an eine innerliche Furcht gewöhnen können? Und ist diese Furcht einmal zur Gewohnheit geworden, wird sie zuletzt nicht gänzlich verschwinden. Daher der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit, womit die Gewohnheitssünder die größten Verbrechen verüben. Was vermag aber wohl den Seelenzustand des zurückfallenden Sünders bedenklicher machen, als die Ruhe und Gleichgültigkeit bey seinen wiederholten Sünden? Ist diese Gefühllosigkeit nicht ein zuverläßiges Kennzeichen der Ausharrung in der Sünde, und folglich der Unbußfertigkeit, wenn die Gnade Gottes nicht ein Wunder der Bekehrung wirket? Diese Folge allein des Rückfalls überzeugt uns also, daß sie die Lage des Sünders beträchtlich verschlimmert, von den andern Folgen, welche er gewöhnlich nach sich zieht, nicht zu gedenken.

Warum ein zurückgefallener Sünder sich schwerer als ein anderer bekehrt.

Fällt ein Kranker nach seiner Genesung in seine vorige Krankheit wieder zurück, so ist diese zweyte

Krankheit weit schwerer zu heilen als die erste; außerdem daß der Körper dadurch sehr geschwächt wird, leidet seine ganze Beschaffenheit eine Veränderung, welche die Natur hindert, mit den Arzneymitteln zu wirken. Aus dieser Ursache sind die Wiederherstellungen nach einem Rückfalle so selten. — Was ist aber dem Rückfalle in eine Krankheit ähnlicher als der Rückfall in die Sünde? Bey dem ersten Falle war der Wille sich zu bekehren noch kräftig, wie schwach ist er aber nach dem zweyten und dritten Falle? Auch die Gesinnungen haben sich merklich geändert; nach vielen Rückfällen denkt man ganz anders als vorher, man ist viel leichtsinniger als vorhin; gegen die Religion und ihre Pflichten hat man die vorige Achtung nicht mehr, und man hält es für kein so wichtiges Geschäft mehr, alles dem Heil seiner Seele hintanzusetzen. Dann wirken auch die Mittel, deren Gott sich bedienet, die Menschen zu bekehren, bey dem zurückgefallenen Sünder nicht, wie sie wirken sollen. Schickt er ihnen Gnaden, welche ihren Verstand beleuchten, ihnen die Augen über ihre Verirrungen öffnen und ihren Willen stärken sollen, was wird dadurch zu ihrer Besserung ausgerichtet? Die Wege, welche sie verlassen haben, kennen sie schon; sie wissen wohl, daß sie auf den Abwegen des Lasters umherirren. Was sollten ihnen also die Gnaden, wodurch Gott den Sünder erleuchtet? Dieses Licht ist ihnen zuwider, sie hassen es, weil sie Werke der Finsternisse ausüben, und darum

verschließen sie ihre Augen, so bald es leuchtet. Auf ihren Willen vermögen die Gnaden Gottes eben auch nichts; durch ihre wiederholten Sünden haben sie ihn dermassen geschwächt, daß er ganz schlummert. Bey solchen Umständen soll es Niemanden wundern, daß der Apostel Paulus, um uns zu überzeugen, wie schwer es sey, nach wiederholten Rückfällen in die Sünde wieder aufzustehen, behauptet hat, „ es sey unmöglich, daß diejenigen, welche „ einen gründlichen Unterricht in der Religion „ empfangen und die himmlische Gabe genossen „ haben, und dann wieder gefallen sind, durch „ die Buße wieder bekehrt werden können. Heb. „ 6.

Wie aus wiederholten Rückfällen böse Gewohnheiten entstehen.

Wenn eine jede Gewohnheit nichts anders ist, als eine gewiße Fertigkeit, welche man aus wiederholten Uebungen erhält, so ist eine böse Gewohnheit nothwendiger Weise die Folge wiederholter Rückfälle in dieselbe Sünde. Wie bedenklich müssen daher die Rückfälle für den [illegible] seyn, wenn er betrachtet, daß er nicht nu[illegible] Wiederholung sich eines neuen Verbreche[illegible] machen, sondern daß er sich [illegible] Sind wir dann ni[illegible]schon [illegible] ein leidigen Han[illegible] wol[illegible] rührlich zum [illegible] ersticken [illegible]

üben, daß es uns noch geläufiger werde, als es schon ist? Wie thöricht handeln daher die zurückfallenden Sünder! Anstatt dem angeborenen Hange entgegenzuarbeiten, und ihn dadurch zu entkräften, kommen sie ihm noch zu Hilfe, und befördern seine schädlichen Wirkungen durch die bösen Gewohnheiten, welche sie bey sich einwurzeln lassen. — Die erschrecklichen Folgen der bösen Gewohnheiten schildert der h. Bernardus auf folgende Art: „ Aus der „ oft wiederholten Sünde entsteht die Gewohnheit, „ und die Gewohnheit bringt eine Art von Noth„ wendigkeit mit sich. Aus der Nothwendigkeit „ entsteht die Unmöglichkeit, die Unmöglichkeit „ verleitet zur Verzweiflung, und die Folge der „ Verzweiflung ist die ewige Verdammung. "

Ob die aus wiederholten Rückfällen entstandene Gewohnheit dem Sünder zur Entschuldigung dienen könne.

Wer durch öftere Rückfälle eine Leidenschaft hat zur Gewohnheit werden lassen, empfindet aus eigner Erfahrung, daß die Gewohnheit, wie der h. Augustin sagt, eine zweyte sich selbst gemachte Natur sey. Und widersteht man dieser Gewohnheit nicht, sagt er anderswo, so wird sie zu einer Nothwendigkeit.— Aber wie! antworten hierauf die Gewohnheitsünder, wenn dann eine Nothwendigkeit dringt und uns zur Sünde nöthiget, wird uns Gott wohl unsere Rückfalle auf Rechnung schreiben? Allerdings.— Es lag ja in der Gewalt des Sünders die aus seinen öftern Rückfällen ent-

standene Nothwendigkeit zu hindern und zu verhüten; wäre er wachsam auf sich selbst gewesen; hätte er sich bemühet, seine Vorsätze zur Erfüllung zu bringen und sein feyerliches Versprechen zu halten, so hätte die Gewohnheit es niemals so weit bey ihm bringen können. Muß nicht der Urheber eines Uebels für alle Folgen desselben haften, besonders wenn diese Folgen bekannt sind, und er sie leicht hat voraussehen können? Warum sollte also der Gewohnheitssünder für die Folgen seines Uebels nicht stehen, da er sie wohl kennt und voraussieht?—Dann ist die Nothwendigkeit, welche aus oft wiederholten Rückfällen entsteht, doch nicht von der Art, daß man sie nicht überwinden und nach und nach wieder tilgen kann. Niemals kann der Mensch in solch eine verzweifelte Lage verfallen, daß für ihn keine Rettung mehr möglich ist, denn wenn er auch aus eigenen Kräften nichts vermag, so kann er alles durch denjenigen, der ihn stärket, wie ihn der Apostel versichert. Es bedarf nur eines festen Willens, der sich durch keine Bezauberungen mehr blenden läßt. Schwöret ein solcher Sünder dem Laster einen unversöhnlichen Haß, und kündiget er seiner Gewohnheit einen Krieg an, der nicht aufhören soll, bis sie getilget ist, so ist er des Sieges versichert. Obgleich also der Sünder nach seinen Rückfällen unwillkührlich zur Sünde hingerissen wird, so kann ihm dieser Zwang wovon nur er der Urheber ist, und wovon er sich noch entledigen kann, niemals zu einer Art von Entschuldigung dienen.

Wie man jene Gewohnheiten, welche zu Rückfällen in die Sünde verleiten, an sich selbst wahrnehmen kann.

Das Schlimmste bey bösen Gewohnheiten ist, daß man sie an sich selbst gewöhnlich nicht gewahr wird; so wie sie sich unvermerkt in die Seele einschleichen und in derselben Wurzeln fassen, so empfindet man auch nichts von ihren Wirkungen, wenn man ihnen nicht absichtlich nachspüret, um sie vollkommen zu erkennen. Dazu wird viele Thätigkeit und ein unermüdeter Eifer erfordert. Man prüfe also seine ganze Denkungsart, man durchforsche seine Gesinnungen, seine Neigungen, seine Begierden; man suche zu erkennen sowohl das, woran man ein besonderes Vergnügen empfindet, als das woran man eine Abneigung hat, man durchgehe alsdann alle seine Handlungen, man halte alles, was man an sich selbst gewahr geworden ist, gegen einander, man wäge alles genau ab, und so wird uns ein Licht aufgehen, welches unsere Blicke auf uns selbst beleuchten, und alles aufhellen wird, was in dem Innersten unsers Herzens vorgeht. Werden diese Untersuchungen von Zeit zu Zeit und mit einem aufrichtigen Herzen wiederhohlt, und bittet man denjenigen, der die Herzen und Nieren durchforschet, um Hilfe und Erleuchtuug, so wird man bald an sich jene Neigungen gewahr werden, welche unsere Rückfälle veranlassen, und welche, weil wir ein besonderes Vergnügen an diesen Sünden empfin-

den, bey uns zu einer zweyten Natur geworden sind.

Wie man die bösen Gewohnheiten am leichtesten entwurzeln kann.

Am zuverläßigsten bringt man es dahin, eine Gewohnheit zu entwurzeln, wenn man sich bemühet eine Gewohnheit anzunehmen, welche dieser ganz entgegengesetzt ist. Beyde können nicht neben einander bestehen, die schwächeste muß also weichen. Wie ist möglich, daß in einem Herzen noch Gesinnungen des Hochmuths bleiben, wenn man täglich in demselben Gefühle der Demuth aufzuwecken suchet? Die Krankheiten der Seele heilet man auf eine Art, welche jener vollkommen ähnlich ist, die man für den Leib gebrauchet, so wie man immer solche Arzneymittel wählet, welche eine der Ursache der Krankheit entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, „ eben so, sagt der h. „ Gregorius, gebrauchet der himmlische Arzt für „ jedes Laster entgegengesetzte Mittel, denn gleich„ wie man in der Arzneykunst hizige Krankheiten „ durch abkühlende Mittel und Erkältungen durch „ wärmende Mittel heilet, eben so hat unser „ Herr für die Sünden entgegengesetzte Mittel „ vorgeschrieben: den Unzüchtigen die Enthalt„ samkeit, den Geizigen die Freygebigkeit, den „ Zornigen die Sanftmuth, den Hochmüthigen „ die Demuth.„

Mistrauen auf sich selbst ist das kräftigste Bewahrungsmittel gegen Rückfälle.

Dem Menschen ist nicht bald ein Irrthum so schädlich wie jener, der aus seinen guten Vorsätzen entsteht. Hat er einen Fehler begangen, den er erkennt und bereuet, so nimmt er sich vor ihn nicht mehr zu begehen; wenn dieses Vorhaben bey ihm aufrichtig ist, so verläßt er sich vollkommen darauf, und es dienet ihm statt aller Bürgen. Voll Vertrauen auf sein Vorhaben, kümmert es ihn nicht, ob er etwa nicht mit bösen Gewohnheiten behaftet sey, die ihn wohl bemeistern könnten; die Gelegenheiten, in welchen er gefallen ist, die Gefahren, die ihn umgeben, sieht er mit einer Art von Selbstgenügsamkeit an, und seinen Kräften trauet er es unbesorgt zu, im Falle er wieder hingeht, unverletzt aus denselben zu entkommen. Aber ehe er sichs versieht und oft im Augenblicke selbst, wo er sich mit diesen stolzen Gedanken wiegt, ist er schon wieder in seine vorigen Sünden zurückgefallen. So schwach ist der Mensch, der sich auf sich selbst verläßt. Eine traurige Erfahrung lehret es uns täglich, wie eitel die Vorsätze der Menschen sind, wenn sie sich auf ein vermessenes Selbstvertrauen stützen. Nur in so weit können unsere guten Vorsätze wirksam seyn, als wir sie für nichts achten, auf unsere eigenen Kräfte Mistrauen setzen, und alles von dem Beystande desjenigen erwarten, der, wie der Apostel lehret, in uns das Wollen und auch

das Vollbringen bewirket. Niemals sind wir mehr gegen einen Fall gesichert, als im Augenblicke, wo wir uns fürchten zu fallen, und wo wir deßwegen den Himmel um Hilfe flehen. Dagegen aber sind wir auch dem Falle nie näher, als wenn wir fest zu stehen glauben, darum ermahnet der Apostel Petrus einen jeden, der fest steht, er solle zusehen, daß er nicht falle.

Schutzengel.

Es ist ein allgemeiner Glaube in der katholischen Kirche, daß Gott einem jeden aus uns vom ersten Augenblicke seines Daseyns an einen Engel zur Seite stellt, mit dem Auftrage über ihn zu wachen, und ihn gegen die Gefahren seiner Seele zu schützen. Dieser Glaube ist uns unter *allen* Rücksichten sehr nützlich, dann wer fest davon überzeugt ist, daß ein unsichtbarer Geist beständig bey ihm wandelt, wird sich ehrerbietig, willig und dankbar gegen seinen Gesellschafter zeigen. Dies ist der Gesichtspunkt unter welchem wir die Lehre von den Schutzengeln darstellen werden.

Erster Entwurf.
Ueber die Dienste, welche die Schutzengel dem Menschen leisten.

So bald wir auf dieser Welt erscheinen, und

die gefährliche Reise zur Ewigkeit antreten, widerfährt uns auf eine unsichtbare Art, was dem jungen Tobias geschah, als er seine Reise antreten wollte. Tobias gieng hinaus, sagt die h. Schrift, und fand einen ansehnlichen Jüngling, der umgürtet da stand, gleich als wäre er zu einer Reise bereit. Tob. 5, 5. Die Dienste, welche einem jeden sein Schutzgeist leistet, sind jenen, welche der Engel dem Tobias leistete, auch vollkommen ähnlich; er ist also

1 auf den gefahrvollen Wegen dieses Lebens eine sichere Leitung;

2 in allen unsern Anliegen ein kräftiger Beystand.

Wenn wir schon den Engel, den Gott einem jeden aus uns zur Seite gestellt hat, nicht mit Augen sehen können, so dürfen wir deshalb nicht zweifeln, daß uns nicht ein Wegweiser begleitet, dem wir

a Tausend heilsame Einsprechungen zu verdanken haben. Gott befahl dem Israelitischen Volke die Stimme des Engels anzuhören, und so sollen wir auch fest überzeugt seyn, daß er uns die Wege des Heils zeigt und durch heimliches Zureden in uns dringt, daß wir sie betreten mögen.

b Sind wir in schweren Umständen, so geht er uns mit Rath und That an die Hand; er zeiget uns die Gefahren, die uns umgeben, machet uns auf die schädlichen Folgen

aufmerksam, wenn wir uns leichtsinnig denselben aussetzen, und wecket in unserm Herzen falls wir uns nicht gleich ergeben, eine heilsame Furcht vor dem Gerichte Gottes.

c Fehlen wir aus Unwissenheit, so hellet er unsern Verstand auf, er berichtiget unsere Irrthümer und führet uns zur Kenntniß unserer Vorurtheile. Dies bewirkt er vorzüglich dadurch, daß er in uns Liebe zum Nachdenken und zu Betrachtungen aufwecket.

Auf eine ähnliche Art leistet einem jeden aus uns sein Schutzengel Hilfe und Beystand in den Bedürfnissen seiner Seele.

a Jedermann ist verschiedenen Versuchungen ausgesetzt, die mit mehr oder weniger Kraft auf ihn wirken, je nachdem man sich gegen dieselben verhält. Unser Schutzgeist weckt in solchen Umständen unser Vertrauen auf Gott, und flößt uns Mistrauen auf unsere eigenen Kräfte ein.

b Sind wir so schwach gewesen, daß wir uns haben überwinden lassen, so hilft er uns wieder auf, er machet uns auf unsere Schwachheit für die Zukunft aufmerksam, und ordnet alles so an, daß wir das Uebel wieder gut machen.

c Besonders aber steht uns unser Schutzgeist in jenem entscheidenden Augenblicke bey, wo der Tod sich herannahet und das Grab sich zu öffnen anfängt. So wie alsdann bey

dem Menschen die Noth am größten ist, so ist auch die Hilfe des Schutzengels am thätigsten.

Zweyter Entwurf.
Ueber die Pflichten der Menschen gegen ihren Schutzengel.

Wenn man betrachtet, daß die Engel deren Schutz und Obsorge Gott die Menschen übergeben hat, von einer weit vollkommenern Natur, als wir Sterblichen sind, und daß er sich gewürdiget hat, einen so günstigen Blick auf uns zu werfen, so sollen wir es für eine große Ehre nehmen, daß wir auf allen unsern Wegen einen Begleiter und Beschützer haben, der durch seine Würde so sehr über uns erhöht ist. Aus dieser Ansicht der Verordnung Gottes in Absicht auf die Schutzengel läßt sich ableiten, wie unser Verhalten gegen sie beschaffen seyn soll. Es soll nemlich

1 ehrerbietig seyn wegen der hohen Würde der Schutzengel, und
2 dankbar seyn wegen der wichtigen Dienste, welche sie uns leisten.

Der Leichtsinn der Menschen in Absicht auf die Schutzengel rühret meistens daher, daß sie niemals oder nur selten an den Engel denken, der ihnen zur Seite steht. Wie billig sollten sie betrachten,

a daß unsere Schutzengel Geister von einer weit höhern Vollkommenheit sind als wir, daß sie nicht wie wir einen sterblichen Kör-

per haben, sondern von allen Banden des Fleischs und des Bluts entlediget, reine Geister sind, deren erster Beruf ist, das Angesicht des Vaters, der im Himmel ist, beständig zu sehen. —

b daß sie die Gesandten Gottes und die Vollzieher seiner Befehle sind. Soll die Ehrerbietigkeit, welche man einem Gesandten erweist, um so tiefer seyn, als die Macht und Würde dessen der ihn abgeschickt hat, höher ist, so soll unsere Ehrerbietigkeit gegen die Schutzengel unbegränzt seyn. —

c Daß diese Schutzgeister Zeugen unserer geheimsten Gedanken, Absichten und Handlungen sind, und daß die dunkelsten Finsternisse uns ihren Blicken nicht entziehen.

In Ansehung der wichtigen Dienste, welche sie uns leisten und für welche wir uns billig dankbar zeigen sollen, muß jeder Christ wissen, daß sie

a auf dem steilen Tugendpfade, den viele Abwege durchkreuzen, sind sie unsere Wegweiser, und schützen uns gegen die Verirrungen, die bey unserer Unwissenheit so leicht sind.

b In den vielfältigen Nöthen, in denen wir uns beständig befinden, sind sie bey Gott unsere Fürsprecher, und erhalten wegen ihres Ansehens manche Gnade für uns, um welche wir vielleicht vergebens gebethen hätten.

c Haben wir uns durch die Bezauberungen

der Sünde verführen lassen, so treten sie als Vermittler zwischen Gott und uns auf, und suchen unsere Aussöhnung mit ihm wieder zu Stande zu bringen.

Stellen aus der h. Schrift.

Der du deine Engel so geschwind wie der Wind, und deine Diener wie das brennende Feuer machest. Ps. 103.

Kein Uebel wird sich dir nahen, weil Gott in Absicht auf dich den Engeln den Befehl gegeben hat, daß sie dich auf deinen Wegen hüten. Ps. 90.

Es loben den Herrn seine Engel, welche mächtig sind, und seine Befehle erfüllen. Ps. 102.

Ich werde meinen Engel schicken, der dir vorangehen, dich auf dem Wege beschützen, und dich zum Ort führen wird, den ich bereitet habe. Exod. 23.

Habe Acht auf ihn, und höre seine Stimme an, und hüte dich, ihn zu verachten, weil er dich nicht verschonen wird, wenn du sündigest, denn er ist in meinem Namen da. Das.

Hörest du seine Stimme an, und thuest, was ich dir sage, so werden deine Feinde auch meine Feinde seyn. Das.

Tobias sprach zu seinem Weibe: weine nicht,

unser Sohn wird gesund zurückkommen; denn ich glaube, daß ein guter Engel Gottes ihn begleitet, und daß er alles, was ihn angeht, wohl einrichten wird. Tob. 5.

So oft du mit Thränen bethetest, die Todten beerdigtest, vom Tische aufstandest, die Leichen des Tags in deinem Hause verbargest, und sie des Nachts in die Erde vergrubest, stellte ich deine Bitten dem Herrn dar. Tob. 12.

Sind sie nicht alle geschäftige Geister, zum Beystande derer verordnet, welche die Seligkeit erwerben sollen? Heb. 1.

Stellen aus den h. Vätern.

Groß ist die Obsorge Gottes über uns, zärtlich ist seine Liebe, daß er die Engel zum Schutze der Menschen bestellt hat. Augustinus.

Giebt der Mensch den Einsprechungen des Engels, der zu seinem Schutze bestimmt ist, kein Gehör, so werden diese Einsprechungen aufhören. Ders.

Die Engel lieben ihre zukünftigen Mitbürger, welche die Stellen der Gefallenen einnehmen sollen, und darum stehen sie ihnen mit einem wachsamen Eifer bey; zu allen Stunden und in allen Orten helfen sie ihnen, und sorgen für sie in ihren Bedürfnissen. Ders.

Die Würde unserer Seelen ist groß, da eine jede von ihrer Geburt an einen Engel hat, der sie zu beschützen bestimmt ist. Hieronymus.

Zum Dienste unseres Heils werden immer Engel geschickt. Gregorius.

Ein jeder Glaubiger hat einen Engel, so laßt uns also nüchtern seyn, wie wenn wir in der Gegenwart unserer Lehrer wären. Chrysostomus.

Ein jeder, der an den Herrn glaubt, hat einen Engel zur Seite, wenn wir ihn durch unsere bösen Werke nicht nöthigen sich zurückzuziehen. Basilius.

Ich habe bey mir den Engel des Herrn, der meinen Leib beschützet. Ambrosius.

So oft du eine harte Versuchung oder eine schwere Trübsal voraussiehest, so rufe deinen Beschützer, deinen Führer, deinen Helfer an. Bernardus.

Wie erkühnest du dich in seiner Gegenwart zu thun, was du vor meinen Augen nicht thun würdest? Ders.

In jedem Gasthause, in jedem Winkel sey gegen deinen Engel ehrerbietig. Ders.

Dieses Wort über die Engel soll dir Ehrerbietigkeit, Andacht und Zutrauen einflößen. Ders.

Ausgearbeitete Stellen.

Die Engel sind vollkommenere Geschöpfe als die Menschen.

Obgleich die Engel aus derselben Schöpferhand wie wir entstanden sind, und obgleich auch unter ihnen einige eben so wie unsere Stammältern ihre erste Glückseligkeit verloren haben, so sind sie doch weit vollkommenere Wesen als wir, sowohl in Rücksicht ihrer Beschaffenheit selbst als ihrer Bestimmung. Nicht wie wir sind die Engel Fleisch und Blut; ihre Seele ist nicht in einem lästigen Körper eingeengt, der uns immerhin zur Erde niederreißt und uns an das Irdische zu feßeln suchet; nicht wie wir empfinden sie jenen leidigen Hang zum Bösen, der uns allen ein trauriges Erbtheil unsererUrältern geworden ist,sondern sie sind ganz Geist, und an ihrem ganzen Wesen ist nichts Irdisches. Für alles, wonach unsere verdorbene Natur sich so heftig sehnet, haben sie kein Gefühl, ihre Blicke sind nicht auf diese Erde geheftet, sondern wie uns der Heiland selbst versichert, sind sie stets auf das Angesicht seines Vaters im Himmel gerichtet. In der Anschauung Gottes, in dem Genusse seines Angesichtes und in der Vollziehung der Befehle, die Gott ihnen von seinem Throne ertheilt, liegt ihre Bestimmung. Als Diener des göttlichen Throns stehen sie vor demselben

zu dessen Verherrlichung, als Freunde Gottes genießen sie die Glückseligkeit, welche mit dessen Anschauung auf's Innigste verknüpft ist, und als Freunde der Menschen nehmen sie sich unser an, wachen auf uns, begleiten uns, und beschützen uns.

Sie setzen den Menschen in Verbindung mit Gott.

Wenn gleich wir Menschen wegen der Unvollkommenheit unserer Natur und wegen der Last unseres Körpers gleichsam beständig auf der Erde kriechen, so ist doch zwischen uns hier auf der Erde und Gott im Himmel eine Verbindung, welche vorzüglich durch die Engel bewerkstelliget und unterhalten wird. Diese hohen Geister sind nach der Versicherung des Propheten Daniel in einer nicht zu berechnenden Anzahl; viele Tausend und Tausende, sagt er, standen vor seinem Throne. Die Geschwindigkeit, mit welcher sie die Befehle Gottes vollziehen, ist über alle Begriffe und Vorstellungen, schnell wie der Wind und thätig wie das Feuer, nach dem Ausspruche des Propheten, dienen sie gleichermassen die racheübenden Befehle Gottes und jene, welche seine Barmherzigkeit ertheilt, zu vollziehen. Und eben diese reinen Geister sind in einem gewissen Verstande auch unsere Diener, indem sie auf alle Bedürfnisse unserer Seele wachen, so wie auf alles, was zu ihrer Befriedigung dienet. Möchte der Mensch, der alles dies betrachtet, nicht ganz beschämt über seine Geringfügigkeit, mit dem Propheten zu Gott rufen: was

ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und ihn besuchest? (nemlich durch deine Engel?) Oder möchten wir nicht vielmehr durch den Anblick unserer hohen Fähigkeiten und Vorzüge zu unserm Troste mit dem h. Hieronymus sprechen: „Groß ist die Würde unserer Seelen, daß eine „jede vom ersten Augenblicke der Geburt einen „Engel hat, dessen Auftrag ist, sie zu beschützen.„

Es ist eine Ehre für uns, einen Schutzengel zu haben.

Wollen wir die Ehre abmessen, welche uns dadurch erwiesen wird, daß dieselben Engel, welche vor dem Throne des Allmächtigen stehen, und im Genusse seiner Anschauung vertieft sind, auch unsere Schutzgeister sind, so müssen wir auf die Würde dessen sehen, der sie vom Himmel herabgesandet und ihnen die trostvollen Aufträge in Absicht auf uns gegeben hat. Je mächtiger ein Volk und sein Regent ist, desto höher ist auch die Würde seiner Gesandten. Nach diesem Grundsatze läßt sich unter den Geschöpfen Gottes nichts grösseres als die Engel denken, indem sie die Gesandten Gottes sind, und von Gott selbst ihre Aufträge haben. Freylich, wenn wir auf unsere Unwürdigkeit blicken, liesse es sich durchaus nicht begreifen, wie Geister von solch einer hohen Würde, von solch einer wunderbaren Vollkommenheit, Geister, die vor dem Throne des Allmächtigen selbst stehen, uns Menschen zur Bedienung seyn sollen. Dies konnte nur durch ein Wunder der gränzenlosen Liebe geschehen, welche Gott

zu uns heget, wie der h. Augustin die Sache erklärt. „ Groß ist die Sorge, sagt dieser h. Vater, welche „ Gott über uns Menschen trägt, groß ist die „ Liebe, die er uns dadurch erzeigte, daß er Engel „ zur Beschützung des Menschen bestellte. Dies „ that er der unbegreiflichen Liebe zu Ehre, die „ er gegen uns fühlte. “ Hätte Gott nicht solch eine unbegreifliche Liebe zu allen Menschen gehabt, und wäre nicht sein bestigster Wunsch, daß wir alle selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, so würde er seinen Engeln nicht befohlen haben, uns auf allen unsern Wegen zu hüten. Daher der Apostel die Schutzengel Bedienungsgeister nennt, welche um der Erben des Himmels willen von Gott geschickt worden sind. Heb. 1.

Wir sollen uns ehrerbietig gegen sie verhalten.

Wenn die Engel sehr vollkommene Wesen sind, die nicht, wie wir, von Fleisch und Blut gemacht; nicht wie wir in einen lästigen Körper eingeengt, sich nach der Erde sehnen müssen, wenn eben diese hohen Geister unabläßig der Anschauung Gottes genießen, welche die größte Gnade, die höchste Stufe der Glückseligkeit ist, folgt nicht daraus, daß wir uns gegen diese Schutzgeister von solch einer hohen Würde, gegen diese Gesandten Gottes nach unsern Kräften ehrerbietig zeigen, daß wir über unsere Geringfügigkeit ganz beschämt die große Gnade erkennen sollen, welche uns durch diese väter=

liche Verordnung der göttlichen Vorsehung zu Theile geworden ist? Denn je höher die Würde dessen ist, mit dem wir im Umgange sind, desto ehrerbietiger soll auch unser Benehmen gegen ihn seyn. und diese Ehrerbietigkeit, wie es wohl einem jeden von selbst einleuchten muß, besteht vorzüglich darin, daß wir durch unsere Bereitwilligkeit seinen geheimen Eingebungen zu folgen, uns des hohen Schutzes würdig zu machen suchen. Was sollen wir nun nach diesem Grundsatze, von jenen Menschen denken, welche ohne auf den Engel Gottes, der ihnen beständig zu Seite steht, die geringste Rücksicht zu nehmen immerhin nach ihren alten Gewohnheiten leben, immerhin gewisse Lieblingsneigungen befriedigen, und unbesorgt auf der Bahn fortwandeln, welche sie schon seit so langer Zeit betreten haben? Sind nicht alle ihre Gedanken und Handlungen grobe Beleidigungen gegen ihren Schutzgeist, der ihnen durch geheime Eingebungen so zärtlich zuspricht? Sind sie nicht eine offenbare Verachtung nicht nur ihres Engels selbst sondern auch dessen, der ihn gesandt hat? — Die Unbesonnenen! Glauben sie etwa, der Schutzgeist sieht sie nicht, weil sie ihn nicht sehen, oder er wird ihre Schandthaten nicht gewahr werden, weil sie in Schlupfwinkeln verübt werden, und mit den düstern Finsternissen der Nacht bedeckt sind? Wissen sie dann nicht, was Gott ehedem zum Israelitischen Volke sagte, als er ihm den Eintritt in das gelobte Land versprach. „Ich werde dir meinen Engel

„ schicken, spricht er, der vor dir hergehen und
„ dich auf dem Wege beschützen wird... Zeige
„ dich ehrerbietig gegen ihn, höre seine Stimme
„ an, und erfreche dich nicht, ihn zu verachten, weil
„ er in meinem Namen redet.“ Daher sagt der h. Bernardus: du magst seyn, wo du willst, in welchem Wirthshausse oder Winkel es immer ist, so sollst du gegen deinen Engel ehrerbietig seyn: wie kannst du in seiner Gegenwart thun, was du vor mir nicht möchtest? —

Sie sind ihnen Dank schuldig.

Wenn in der Natur des Menschen liegt, daß eine jede erwiesene Gutthat, die man durch Gegendienste nicht erwiedern kann, wenigstens mit Gefühlen einer wahren und aufrichtigen Dankbarkeit vergolten werden soll, so ist einleuchtend, daß nichts über die Dankbarkeit seyn darf, welche ein jeder Mensch seinem Schutzengel zu erzeigen verpflichtet ist. Lassen sich wohl Dienstgefälligkeiten von grösserem Werthe für uns denken, als jene sind, welche diese leutseligen Schutzgeister uns erweisen? Ihrer Bestimmung gemäß wachen sie mit der genausten Aufmerksamkeit auf alle unsere Handlungen; sie begleiten uns in allen unsern Tritten, und sie sind die nächsten Zeugen alles dessen, was wir thun. Sie ergründen sogar unsere geheimsten Gedanken und sehen deutlich alle Absichten, die wir bey unsern Werken haben. Finden sie nun in unserm Herzen löbliche Gedanken

und Absichten; sehen sie Handlungen und Werke, die für uns irgend ein Verdienst haben, so legen sie dieselben mit dem größten Eifer vor den Thron des Allmächtigen, sie erflehen für uns jene Gnaden, womit Gott die Tugenden der Menschen belohnet, und welche für ihn zugleich die Mittel sind, wieder dienstvolle Werke zu verrichten und neue Tugenden auszuüben. Alle unsere Gebethe bekräftigen sie mit ihrer Fürsprache, und erflehen in unserm Namen jene Gnaden, um welche wir bitten. Daß Gott aus Rücksicht auf sie eher geneigt ist, unsere guten Gedanken und Werke zu belohnen, und unsere Bitten zu erhören, läßt sich leicht denken, und wenn dies dann ist, wie Niemand daran zweifeln darf, können wir uns grössere Dienstgefälligkeiten vorstellen als jene sind, welche die Schutzengel uns leisten? Den schönsten Beweis hievon giebt uns der Erzengel Raphael selbst in seiner Rede an den Tobias. „ So oft du, sagte „ er zum würdigen Greise, vom Tische aufstan„ dest, um deine Brüder zu beerdigen; so oft du „ ihre Leichen des Tags in deinem Hause ver„ bargest, um sie der Wuth des Sennacherib zu „ entziehen; so oft du dein Vermögen unter die „ Armen austheiltest, und von Gefühlen der in„ nigsten Ergebung in den göttlichen Willen ge„ rührt den Allmächtigen in deiner Blindheit seg„ netest, beobachtete ich alles dies sehr genau, und „ stellte es dem Herrn in deinem Namen vor, und „ bath um eine Belohnung für dich. Der Herr

„ nahm Rücksicht auf meine Bitte, und schickte
„ mich zu dir, um dir in deinem Alter einen
„ süßen Trost zu bringen, und dein Gesicht wie-
„ der herzustellen. Tob. 12. "

Sie schützen uns in den Gefahren.

Besonders dienstgefällig zeigen sich die leutseligen Schutzgeister in Absicht auf die zahlreichen Gefahren, welche unsere Seele allerseits umgeben. Wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie groß die Menschenschwachheit ist, und wie bald wir den vielfältigen Versuchungen erliegen, die uns beständig zum Bösen reizen? Bald sind die Fallstricke, welche die Feinde unserer Seele uns legen, dermassen verborgen, daß wir nicht die geringsten Spuren davon gewahr werden. Bald ist das Gift der Verführung, welches die Wollust uns in ihrem tödtlichen Becher darreicht, dermassen mit bezaubernden Reizen umhüllt, daß wir es nicht sehen. Bald reißt uns der verderbliche Hang, der in uns wohnet, mit solcher Kraft zum Bösen hin, daß die Kräfte, die wir ihm entgegenstellen, zu schwach sind. Wer anders als der Schutzengel, der uns zur Seite steht, kömmt uns in solchen Gefahren zu Hilfe, wenn wir uns bereitwillig zeigen, seinen geheimen Eingebungen zu folgen? Er erweckt in unsern Herzen eine gewisse Furcht und Behutsamkeit, er schärfet unsere schwachen Blicke, und wir wittern eine Gefahr, wir spüren nach, wir suchen und — wir entdecken die Fallstricke, die Bezauberungen ver-

schwinden, wir sehen das Gift, wir erkennen unsere Schwachheit, und wir flehen um Hilfe. — Alle diese Dienstgefälligkeiten unseres Schutzengels sehen wir zwar nicht mit Augen, aber können wir daran zweifeln, wenn wir darüber nachdenken wollen? Wie oft haben wir uns schon selbst verwundert, daß wir dieser oder jener Gefahr so glücklich entkommen sind? Und diese Verwundetung drang sie uns nicht von selbst das Geständniß ab, daß wir die Gutthat unserm Schutzengel zu verdanken haben, daß wir ohne ihn und seine Eingebungen zu Grunde gegangen wären: Sind diese Dienste nicht von der größten Wichtigkeit?

Sie sind unsere Vermittler bey Gott.

Sind wir so unglücklich, wie leider der Fall nur zu oft eintritt, daß wir nach unserm Sinne leben und dem Rathe unserer Schutzengel nicht folgen, so sind diese leutseligen Geister unsere thätigsten Vermittler bey Gott, um ihn zu besänftigen und ihn uns wieder geneigt zu machen. Sie stellen ihm die Größe unserer Schwachheit vor, sie erinnern ihn an die List, mit welcher die Feinde unserer Seele ihre Fallstricke legen und das Gift der Verführung verbergen: so suchen sie die Häßlichkeit unserer Verbrechen in den Augen Gottes zu vermindern. Wie oft haben sie ihn schon bewogen, den racheübenden Arm, den er über uns schon ausgestreckt hatte, wieder zurückzuziehen, und die Strafe zu verschieben! Wie oft bathen sie eben so bey Gott für uns wie

der Verwalter des Evangeliums bey dem Herrn, der schon den Befehl gegeben hatte, den unfruchtbaren Baum abzuhauen und ins Feuer zu werfen, er möchte doch nur noch ein Jahr Geduld haben?

Beyspiele der wohlthätigen Wirkungen der Schutzengel.

Unzählig sind die Beyspiele, welche uns auf eine sichtbare Art beweisen, wie bereitwillig die Engel des Herrn sind, seine Befehle zu vollziehen, und den Menschen die wichtigsten Dienste zu leisten. Hätte der Engel den Loth und seine Familie nicht genöthiget, aus der lasterhaften Stadt zu fliehen, so wäre er auch wie die übrigen Einwohner von den Flammen verzehrt worden. — Ein Engel steht dem Balaam in den Weg, hält ihn auf, macht ihm Vorwürfe, und kündiget ihm den Willen Gottes an. — Wäre die unglückliche Agar nicht der Last ihres Schicksals erliegen, wenn ein Engel ihr in ihrer Noth nicht zu Hilfe gekommen wäre? — Die Geschichte des jungen Tobias ist bekannt, und Jedermann weiß, wie der Erzengel Raphael unter der Gestalt eines reisfertigen Jünglings sich ihm als seinen Begleiter und Führer darboth. — Der Engel des Herrn stieg mit den drey Knaben in den Ofen, und beschützte sie in den Flammen. — Er schloß den Löwen die Mäuler, daß sie den Daniel unberührt ließen. — In der Gestalt eines Reiters in einem weißen Kleide ritt der Engel an der Spitze der Kriegsheere von Judas Machabäus. — Auch im neuen Bunde giebt es noch sichtbarere Beyspiele

der wichtigen Dienste, welche die Engel den Menschen leisten. Der Engel des Herrn öffnete in der Nacht die Thüre des Kerkers, in welchen die Apostel eingesperrt waren, und ließ sie heraus gehen! — Der Engel befahl den Philippus gegen Mittag zu gehen, wo er den Ethiopier fand und ihn taufte. — Kornelius sah den Engel, der zu ihm kam, und ihm die Anleitung gab, ein Jünger Jesu zu werden. Auch in der Kirchengeschichte finden wir noch Beyspiele, wo die Engel sich sichtbar zeigten, damit der Glaube an ihre Hilfe auch in jenen Fällen, wo wir sie nicht sehen, bey den Christen nicht sinken möchte.

Seele.

Die Seele, jenes himmlische Geschenk, wodurch der Mensch über alle Thiere weit erhöht, und ein Abdruck der Gottheit selbst geworden ist, kann man als sein ganzes Wesen, als den Inhalt aller seiner Fähigkeiten, als das letzte Ziel seiner Bestimmung betrachten. Unter diesem allgemeinen Gesichtspunkte wäre die Abhandlung von der Seele von einem unbegränzten Umfange, der alle moralische und dogmatische Materien in sich begreifen würde. Wir werden demnach diese Abhandlung auf das einschränken, was sie hier eigentlich seyn soll, auf die Lehre von ihrer Unsterblichkeit, und die Grundsätze, worauf sie ruhet.

Erster Entwurf.

Von der Seele überhaupt.

Wenn der Mensch sich so oft über seine eigene Würde herabsetzet, so geschieht es, weil er seine Würde nicht kennt, oder weil er sie nicht kennen will. Von dem Gottlosen sagt der Prophet, er hat nicht erkennen wollen, um dadurch nicht genöthigt zu werden, recht zu handeln. Es ist daher für jeden Menschen sehr wichtig zu wissen, und sichs öfters zu Gemüthe zu führen, daß er nicht wie die Thiere vom Schöpfer das Leben erhalten hat, um nur so lange zu leben, bis sein irdischer Lauf vollendet ist, und bis sein Körper vor Alter oder von einer Krankheit entkräftet dahin fällt, sondern daß er, weil er mit einer unsterblichen Seele ausgerüstet ist, einen weit höheren Beruf hat, und daß in diesem Berufe der Zweck seiner Bestimmung liegt. Damit er also diesen Zweck niemals aus den Augen verliere, soll er betrachten, welch ein schätzbares Geschenk seine Seele ist, und in dieser Absicht untersuchen,

1 was seine Seele in Ansehung Gottes ist, der sie erschaffen hat, und
2 was sie in Ansehung des Menschen selbst ist, in so weit nemlich der Schöpfer sie mit einem Leibe vereinigt hat.

Unter allen Geschöpfen Gottes ist der Mensch das einzige, das sich seines Daseyns bewußt ist, und die allmächtige Hand erkennt, welcher es sein Daseyn zu verdanken hat, weil nur in ihm ein un-

sterblicher Geist wohnet, der fähig ist etwas zu erkennen. Dieses Erkenntniß

a bringt verschiedene Pflichten mit sich, welche eine nothwendige Folge des Begriffs von einer unsterblichen Seele sind. Die Betrachtung dieser Pflichten ist das edelste Geschäft des Menschen.

b Die Seele des Menschen ist ein Geist, den Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen hat; sie ist unter einem gewissen Gesichtspunkte ein Abdruck der Gottheit. Er soll also dieses Bild durch die Sünde niemals entstellen.

Durch ein Wunder, welches für uns Menschen immer ein Geheimniß seyn wird, hat Gott die Seele, die ein Geist ist, mit einem Körper verbunden, der aus Fleisch und Gebeinen besteht, und zwar so, daß beyde in einer gegenseitigen Abhängigkeit stehen, die für die Seele mit großen Gefahren verknüpft ist. Es ist daher für jeden Menschen Pflicht,

a seine Seele gegen jeden schädlichen Einfluß des Körpers in Sicherheit zu setzen, und der Oberherrschaft, welche das Fleisch über den Geist zu erringen stets bemühet ist, mit einem rastlosen Eifer entgegenzuarbeiten.

b Er soll sogar durch seine Thätigkeit es dahin zu bringen suchen, daß das Fleisch ganz unter der Oberherrschaft des Geistes stehe, und daß alle Leidenschaften, alle Neigungen und Begierden von dem Geiste geleitet, gemäßigt oder ganz unterdruckt werden, damit der

Körper der Seele kein Hinderniß in den Weg lege, und sie ungestört zum Ziele ihres Berufs gelangen könne.

Zweyter Entwurf.
Ueber die Gründe, auf welchen die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ruhet.

So unrichtig und verworren von jeher die Begriffe waren, welche die Heiden und alle rohe Völker der Erde von dem zukünftigen Leben, von den ewigen Strafen und Belohnungen hatten, so stimmten doch alle darin überein, daß das Daseyn des Menschen sich mit seinem irdischen Laufe nicht endige, sondern daß wir alle jenseits des Grabs ewig fortdauern werden, und zwar entweder glücklich oder unglücklich, je nachdem unser Wandel in diesem gegenwärtigen Leben wird beschaffen gewesen seyn. Den Einsichten der Vernunft über diese Lehre kommt die Religion zu Hilfe; sie bekräftigt sie mit dem Zeugnisse Gottes selbst, und um uns gegen alle Verirrungen in Ansehung des zukünftigen Lebens zu sichern, belehret sie uns über den Zustand eines jeden Menschen jenseits des Grabes, jenachdem sein Wandel disseits beschaffen war. — Damit wir die Lehre von der Unsterblichkeit unserer Seelen bis zu einer vollkommenen Ueberzeugung bringen, wollen wir aufsuchen

1 die Beweisgründe aus der Vernunft, und
2 die Beweisgründe aus der Religion.

Wie wenig der Mensch die angeborenen Nie-

gungen seines Herzens prüfet, wird er in demselben einen unwiderstehlichen Trieb nach einer gränzenlosen Glückseligkeit finden, und ein Blick auf die übrigen Menschen wird ihn überzeugen, daß dieser Trieb allgemein sey.

a Ist dieser Trieb allgemein, so stammt er von dem Urheber der Natur selbst her, und kann er auf dieser Welt durch nichts, wonach das Menschenherz lüstern ist, befriedigt werden, so muß es nothwendiger Weise ein anderes Leben geben, wo er befriedigt werden kann.

b In Ansehung der übrigen lebenden Geschöpfe steht der Mensch auf einer so hohen Stufe, er ist mit Fähigkeiten ausgerüstet, die dermassen erhaben sind, daß der Zeitraum dieses Lebens zu ihrer Entwicklung und zum Gebrauche derselben viel zu enge ist, und daß sie ihren Zweck nothwendiger Weise in einem andern Leben erreichen müssen.

c Das Gewissen, jener unbestechbare Richter, würde den Gottlosen vergebens mit einem innern Schrecken erschüttern und den Gerechten unter dem Drucke seiner Mühseligkeiten aufmuntern, wenn nicht ein anderes Leben wäre, wo seine Urtheilssprüche zur Erfüllung kommen werden.

Diese Beweisgründe, welche wir mit der bloßen Vernunft herausbringen, hellet die Religion auf, und unterstützet sie mit andern, welche die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele in ein vollkommenes Licht setzen.

a Das Wunder der Auferstehung Jesu war die Vollendung, der Siegel aller seiner vorherverrichteten Wunder; ohne es wäre unser Glauben eitel, wie Paulus schreibt. 1 Kor. 15, 17. Dieser Glaube wäre aber auch eitel und zwecklos, wenn wir nicht zu einem andern Leben einst auferstehen sollten.

b Jesus hat bey mehrern Gelegenheiten die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele deutlich zu verstehen gegeben, besonders in dem Gleichnisse von dem armen Lazarus und dem Reichen, deren Zustand in jener Welt er schilderte.

c Auch die Apostel haben diese Lehre deutlich vorgetragen, besonders Paulus, der in mehrern Stellen von dem zukünftigen Leben redete. 1, Kor. 13. — 1. Kor. 15. — Röm. 7. — Philip. 1.

Dritter Entwurf.

Ueber die Wirkungen des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele.

Wenn schon alle Menschen im Grunde von ihrer Fortdauer nach diesem Leben überzeugt sind, so leben sie dennoch, als wenn sie von dieser Lehre nicht überzeugt wären; sie glauben so, als glaubten sie nicht. Fällt ihnen unwillkührlich der Gedanke ein:
„ hier bleibst du nicht immer; dein Leib wird zwar
„ erblassen und von den Würmern verzehrt werden,
„ aber du hast eine Seele, welche dem Moder nicht

„ unterworfen ist; ihr steht ein entweder ewig
„ glückliches oder ewig unglückliches Loos bevor, "
so schlagen sie diesen oder ähnliche Gedanken bald wieder aus, und bethören sich selbst über einen Lehrsatz, welcher der Schrecken der Gottlosen ist. O daß die Menschen von ihrem Leichtsinne in dieser Hinsicht aufwachen möchten! Die Betrachtung über die Unsterblichkeit der Seele ist äußerst nützlich;

1 sie belehrt den Christen über seinen hohen Beruf,

2 sie schützet ihn gegen die Gefahren, in welchen seine Seele schwebt.

Giebt es einen Gegenstand, welcher der Betrachtung des Menschen würdiger ist, als seine Erschaffung, die das größte Wunder der Allmacht Gottes ist, sowohl in Ansehung des hohen Werthes unserer Seele, als ihrer Bestimmung?

a Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen; nur ihm unter allen Geschöpfen ist diese Würde zu Theile geworden. Sind wir der Schöpfung nach Gott ähnlich, so sollen wir uns auch bemühen ihm durch unsern Wandel ähnlich zu werden: seyd heilig, weil auch ich heilig bin, sagt er zu uns: dies ist unser Beruf.

b Unsere Seele ist ein geistiges Wesen, das mit allem, was unsere Sinne gewahr werden können, keine Aehnlichkeit hat; was körperlich ist, steht unter ihrer Würde und ist sterblich. Das Sterbliche soll aber, wie der Apo-

stel sagt, die Unsterblichkeit anziehen. 1. Kor. 15, 53.

c Sie ist der Preis eines göttlichen Bluts; sind wir aber um solch einen großen Preis erkauft worden, so müssen wir Gott verehren und den Abdruck seiner Gottheit an unserm Leibe tragen. 1. Kor. 6, 20.

Ob wir Menschen gleich eines göttlichen Ursprungs sind, so bringen wir dennoch mit uns den Fluch Gottes auf die Welt, der eine Quelle unzähliger Gefahren und Müheseligkeiten ist.

a Gott hat den Menschen mit der Freyheit heit erschaffen, zwischen dem Guten und dem Bösen zu wählen, und auf diese Art machte er ihn gleichsam zum Herrn seines eigener Looses für die Ewigkeit. Aber von Natur neiget sich diese Freyheit zum Bösen hin, und nur der Gedanke an die Unsterblichkeit vermag es sie gegen Ausschweifungen zu sichern.

b So groß ist dieser verderbliche Hang, daß der Apostel ihn ein bösartiges Gesetz hieß, welches in den Gliedern wohnet, und mit dem Gesetze des Geistes im Widerspruche ist. Denkt aber der Mensch, daß seine Glieder zu Moder schwinden, da der Geist bleibt, so ist er bemühet, daß das Gesetz des Geistes über das Gesetz der Glieder siege.

c Die Vergnügen der Welt bieten dem Menschen bezaubernde Reize dar, die ihn einneh-

men und verführen, aber die Lehre von der Unsterblichkeit überzeugt ihn, daß alles dies Eitelkeit ist, und daß die Gestalt der Welt vergeht.

Vierter Entwurf.

Ueber den Nutzen des Glaubens an die Unsterblichkeit.

So sehr auch der Mensch zur Unabhängigkeit und zu einer ungehinderten Freyheit geneigt ist, so muß er doch bey sich selbst bekennen, daß er unter höhern Gesetzen steht, denen er sich nicht entziehen kann, und daß er über kurz oder lang seinen Ungehorsam büßen muß, wenn er ihnen nicht gemäß lebt. Indeß suchet seine Sinnlichkeit ihn zu bethören, und ihn durch ihre Bezauberungen zu gewinnen. Will er sich nicht verführen lassen, so muß er mit sich selbst kämpfen, wie hart ist aber dieser Kampf für ihn, wenn er nicht eine Siegeskrone vor den Augen hat? wie schwer fällt ihm die Last der Mühseligkeiten dieses Lebens, wenn ihn nicht eine süße Hoffnung aufmuntert. Dies bewirkt bey ihm ein fester Glaube an die Unsterblichkeit seiner Seele;

1. er erleichtert ihm den Kampf mit seiner Sinnlichkeit und die Ausübung der Tugend,
2. er ermuntert ihn unter dem Drucke der Leiden dieser Welt.

Wenn wir die Einrichtung dieser Welt und die wunderbaren Führungen der Vorsehung betrachten, so werden wir finden, daß eben jene,

welche unserer Sinnlichkeit oft am meisten zuwider sind, uns im Grunde den größten Nutzen bringen. Dies läßt sich ganz besonders von der Unsterblichkeit behaupten, denn

a sind wir unsterblich, so wissen wir, daß die Welt unser eigentlicher Wohnort nicht ist, und daß wir hier keine bleibende Stätte haben. Was vermag mehr als dieser Gedanke uns zu bewegen, dieser Welt freudig zu entsagen, und unsere Blicke immer aufwärts zu richten?

b Sind wir unsterblich, so sind die Gesetze, welche Gott uns vorgeschrieben hat, für uns ein angenehmes Joch und eine leichte Bürde, wie er selbst sagt. Wie David finden wir das größte Vergnügen über jene Gebothe nachzudenken, welche uns einst eine glorreiche Unsterblichkeit zusichern.

c Sind wir unsterblich, so wissen wir, daß alles Sterbliche nach dem Ausdrucke des Welt-Apostels die Unsterblichkeit anziehen soll. Die Ausübung der hohen Tugenden des Christenthumes ist also unser Beruf, unsere Werke sind das Gewicht, womit der Richter einst unsern Werth abwägen wird, und sie werden unser ewiges Loos bestimmen.

Leiden und Mühseligkeiten sind mit der menschlichen Natur so eng verknüpft, daß ihnen Niemand auch mit aller erdenklichen Klugheit auszuweichen im

Stande ist. Der Weiseste in dieser Hinsicht ist derjenige, der sich am meisten Trost zu verschaffen weiß. Diesen findet man häufig in der Lehre von der Unsterblichkeit.

a Der Christ, der fest an Gott glaubt, und überzeugt ist, daß auf dieser Welt Niemand ganz sündenfrey ist, weiß, daß er alles hundertfach verschuldet hat, was er leiden muß, und daß in jener Welt die Abbüßung unendlich schwerer ist; er spricht also zu sich selbst: ich leide mit Recht. Erster Trostgrund.

b Drucken ihn die Leiden dieser Welt, so blickt er aufwärts, er vergleicht sie mit der Belohnung, welche Gott denen verspricht, die geduldig leiden; er findet mit dem Apostel, daß die Leiden dieser Zeit mit der zukünftigen Herrlichkeit in keinem Verhältnisse stehen, und er spricht: ich hoffe eine Belohnung. Zweyter Trostgrund.

c Christus sagt, daß wer nach ihm kommen, und folglich in den Besitz seiner Herrlichkeit treten will, sein Kreuz auf die Schultern nehmen müsse. Der Weg des Kreuzes ist also die königliche Straße, welche allein zum Himmel führet. Der leidende Christ spricht also zu sich selbst: ich wandle auf dem Wege des Himmels. Dritter Trostgrund.

Fünfter Entwurf.
Ueber die Folgen, welche entstehen würden, wenn unsere Seelen nicht unsterblich wären.

Die Laufbahn, welche der Mensch hier auf dieser Welt bis zu seinem Hinscheiden durchläuft, ist mit einer andern, die nach seinem Tode aufangen soll, dermassen verknüpft, daß die erstere ein Zusammenhang von unauflösbaren Räthseln wäre, wenn der Mensch mit dem Tode seines Körpers ganz aufhörte zu seyn. Wer behaupten wollte, daß unsere Seelen keine unsterbliche Geister sind, würde sich in allerley Ungereimtheiten, Widersprüchen und Finsternissen so tief verirren, daß es ihm unmöglich wäre, sich aus denselben wieder herauszufinden. Laßt uns zur Belebung unseres Glaubens an die Unsterblichkeit und zur Ermunterung unserer Hoffnung einer ewigen Belohnung

die vorzüglichsten Widersprüche und Ungereimtheiten darstellen, welche aus der Lehre derjenigen folgen, die behaupten mit dem Tode höre beym Menschen wie beym Thiere alles auf.

Es läßt sich keine Möglichkeit denken, wie der Mensch von gesunder Vernunft und bey stillschweigenden Leidenschaften sich überzeugen könne, daß sein Daseyn und seine Bestimmung nicht über die Gränzen seines irdischen Wandels hinausreichen. Denn ist unsere Seele nicht unsterblich, so

a sind Tugend und Laster bloße Namen. Der

Mensch, in dessen Herzen ein unwiderstehlicher Trieb nach Glückseligkeit liegt, müßte diese Glückseligkeit auf dieser Welt suchen, und an den Mitteln dürfte er sich nicht stören; Tugend und Laster wären also für ihn gleiche Dinge.

b Die Begriffe von Recht und Unrecht wären Nichts. Zu thun was ein jeder könnte und Wollte: dies wäre sein Recht. Seinen Nebenmenschen, der schwächer als er ist, dürfte er unterdrucken und verfolgen, so oft er von Rache und Eigennutz gereitzt würde, und er den Strafen der menschlichen Gerechtigkeit ausweichen könnte.

c Die Gesellschaft der Menschen könnte nicht bestehen, weil die Unsterblichkeit unserer Seele das einzige Band ist, welches die Menschen an Menschen knüpfet. Die Gesetze der Menschen sind ganz kraftlos, wenn sie durch höhere Gesetze nicht unterstützt werden. Diese höhern Gesetze lassen sich aber nicht denken, wenn es keine andere Welt giebt.

d Der Schöpfer wäre nicht weise. Was auf der Welt ist, hat Gott um des Menschen willen erschaffen. Die Thiere, Pflanzen und übrigen Dinge haben ihren Zweck erreicht, wenn sie aufhören zu seyn, aber der Mensch, der stirbt, ist noch nicht, was er seyn soll. Dies sagt einem jeden seine Vernunft und

ein gewisses dunkle Gefühl, welches hierüber sehr laut spricht.

Stellen aus der h. Schrift.

Laßt uns den Menschen nach unserm Ebenbilde erschaffen. Gen. 1.

Die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes; die Quaal des Todes wird sie nicht erreichen; in den Augen der Thörichten schienen sie zu sterben; aber sie sind in der Ruhe. Weish. 3.

Wir sind Kinder der Heiligen, und wir erwarten jenes Leben, welches Gott denen geben wird, die ihren Glauben niemals verändern. Tob. 2.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß ich am jüngsten Tage aus der Erde wieder auferstehen werde. Job. 19, 25.

Und wenn ich in dieser gegenwärtigen Zeit den Strafen der Menschen entgehe, so werde ich der Hand des Allmächtigen weder in diesem noch in jenem Leben ausweichen. 2. Mach. 6.

Was die Seele betrifft, so glaubten sie nicht zu Grunde zu gehen. Das. 7.

Fürchtet diejenigen nicht, welche den Leib aber die Seele nicht tödten können, sondern fürchtet vielmehr denjenigen, der den Leib und die Seele in der Hölle strafen kann. Matth. 10.

Was hift es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, und seine Seele verliert, oder was kann der Mensch gegen seine Seele vertauschen? Matth. 16.

Jetzt sehen wir durch einem Spiegel in einem Räthsel dann aber von Angesicht zu Angesicht. 1. Kor. 13.

Stehen die Todten nicht auf, so ist auch Christus nicht auferstanden. 1. Kor. 15.

Wir wissen, daß wenn unser irdisches Haus aufgelöst wird, wir ein von Gott und nicht von den Menschen gebautes, ewiges Haus im Himmel haben werden. 2. Kor. 5.

O ich unglücklicher Mensch, wer wird mich von diesem Leibe befreyen? Röm. 7.

Stellen aus den h. Vätern.

So wie Gott über alle Geschöpfe ist, so übertrifft auch die Seele die übrigen Geschöpfe an Würde. Augustinus.

So wie man gestehen muß, daß unsere Seele Gott nicht sey, eben so gewiß ist es, daß vor allem, was Gott erschaffen hat, ihm nichts so nahe kommt, wie unsere Seele. Ders.

Mein Leib lebt von meiner Seele, und meine Seele lebt von dir, o Gott. Ders.

Deine Seele ist unsterblich, und sie überlebt dein

sterbliches Fleisch; sie ist auf eine doppelte Art unsterblich: zum Leben, wenn sie glaubt, und zur Strafe, wenn sie nicht glaubt. Ders.

Die menschliche Seele ist nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden. Bernardus.

Der Werth der Seelen ist sehr groß, da sie nur durch das Blut Christi erkauft werden können. Ders.

Verhinläßigen wir die Seele, so können wir den Leib nicht retten, denn die Seele ist nicht um des Leibes willen, sondern der Leib ist um der Seele willen erschaffen worden. Chrysostomus.

Hat Jemand sein Geld, seine Häuser, seine Sclaven oder dergleichen Dinge verloren, so kann er alles dies wieder finden. Verlierest du aber die Seele, so kannst du niemals eine andere an deren Stelle geben. Ders.

Vergebens hat Jemand seine Seele empfangen, der nur an gegenwärtige Dinge denkt, und achtet die ewigen nicht, welche darauf folgen. Gregorius.

Wenn derjenige, der einen andern von dem körperlichen Tode rettet, eine große Belohnung verdienet, wie groß wird seine Belohnung seyn, wenn er eine Seele rettet, welche im himmlischen Vaterlande ewig leben soll? Ders.

Kann man einen größern und kostbarern Gewinn machen, als eine Seele zu gewinnen? Hieronym.

Die Seele ists, die das Verbrechen begeht, und der Leib ist blos ihr Gehilfe. Ambrosius.

Ausgearbeitete Stellen.

Von welch einer hohen Würde die Seele des Menschen ist.

Unter allen erschaffenen Wesen ist die Seele des Menschen das einzige in seiner Art, mit allen übrigen hat sie Nichts Gemeines, Nichts wodurch sie mit denselben in irgend eine Vergleichung gestellt werden könnte. Ihrer Natur nach ist sie ein geistiges Wesen, das wir auf keine Art vermittelst unserer Sinne gewahr werden können; nur durch ihre wunderbaren Verrichtungen können wir auf ihr Daseyn schließen. — In Ansehung ihres Zweckes sagt uns die Vernunft und nebenbey noch ein gewisses dunkle Gefühl, daß sie nicht bestimmt ist, wie die übrigen Geschöpfe Gottes nach einer gewissen Zeit aufzuhören, und in das Nichts wieder zurückzukehren, sondern daß ihr Beruf sey ewig zu verbleiben. In Ansehung ihres Werths wissen wir daß sie das erste aller Wesen, das Meisterstück der Schöpferhand ist, nach dem Ebenbilde Gottes selbst geschaffen und mit einem Charakter der Gottheit gepräget. „ Der Werth „ der Seele, ruft der h. Bernardus aus, ist sehr „ hoch, da sie nur durch das Blut Christi er„ kauft werden konnte. „ — In gleichen Ausdrücken sprechen alle übrigen h. Väter von unserer Seele, und behaupten, daß ihr auf der ganzen Welt nichts an Werth nahe komme.

Der Leib und die Seele sind in einer gegenseitigen Abhängigkeit.

„ Der Leib, sagt Tertullian ist der Seele gege-
„ ben worden, damit er ihr als Werkzeug zu ihren
„ Verrichtungen diene. "Die Seele hängt also von dem Körper in so weit ab, als sie ohne ihn, ohne die Sinne nicht wirken kann. Dagegen aber ist der Leib nichts, wenn die Seele ihn nicht belebt und regieret. Nach den Gesetzen des Schöpfers sollen die Sinne unter den Befehlen und der Herrschaft der Seele stehen, sie soll sie in Schranken halten, ihre Begierden mäßigen und sie gegen alle Ausschweifungen schützen. So sehr also unser Fleisch sich von Natur zum Bösen hinneigt, so ist doch die Seele für alle Vergehungen unserer Sinne verantwortlich. Werfen also unsere Augen gefährliche Blicke und heften sie sich an Gegenständen, an welchen die Unschuld ohne zu erröthen sich nicht verweilen kann; greifen unsere Hände nach fremdem Eigenthum, und bemächtigen sie sich eines Guts, das ihnen nicht zugehört; spricht unsere Zunge Schmähreden oder hören sie unsere Ohren mit Vergnügen an, so wird alles dies der Seele zugemessen, weil sie von dem Schöpfer die Oberherrschaft über den Leib und alle äußern Sinne erhalten hat. Sie soll sich derselben nur zum Guten bedienen, und ihre Regungen lenken: dies war die Absicht des Schöpfers, als er die Seele mit einem Leibe in Verbindung setzte.

Die Seele hat von dem Schöpfer die Freyheit erhalten.

Als Gott den Menschen schuff, ließ er ihm die Freyheit nach Belieben das Gute oder das Böse zu thun; er ließ ihn, wie Salomon sagt, in der Hand seines eigenen Raths Spr. 15. Dieses Vorrecht, welches unter allen Lebenden Geschöpfen dem Menschen allein zu Theile geworden ist, kann ihm zwar sehr schädlich werden. Aber es ist auch für ihn die Quelle großer Verdienste bey Gott, er kann sich dadurch eine ewige Glückseligkeit erwerben. Vermochte wohl Gott den Menschen zu einer höhern Würde zu erheben, als durch die Gewalt, welche er ihm über seinen Willen gab? Konnte er ihm seiner eigenen Natur näher bringen als durch dieses Recht? Wie eitel wären alle übrigen Fähigkeiten seiner Seele, der Verstand, die Vernunft, die Urtheilskraft, wenn sein Wille in Feßeln läge, und er unwiderstehlich einem blinden Triebe folgen müßte? Sey es, daß diese Freyheit schon so manchen in den ewigen Untergang gestürzt hat. War es nicht seine eigene Schuld? Mag auch das Fleisch eine Macht über unsern Willen haben, so stehen unserm Geiste noch kräftigere Mittel zu Befehle das Fleisch niederzumachen, und es zu unterjochen. Will die Seele ihrem Berufe gemäß handeln, so kann sie, wie der Apostel uns versichert, alles durch denjenigen, der sie stärket; sie ist des Sieges versichert, wenn sie will. Einem Kriegs=

heere, welches überwunden wird, gereicht es zur Schande, wenn es seine Vertheidigungsmittel nicht hat gebrauchen und den Angriff mit denselben vereiteln wollen.

Die Seele ist unsterblich. Dies beweist der Trieb nach Glückseligkeit.

Das Leben des Menschen, wenn man es als einen Trieb seiner Thätigkeit betrachtet, ist ein beständiges Streben nach Glückseligkeit. Alle seine Gedanken, Begierden und Handlungen beziehen sich im Grunde auf diesen allgemeinen Zweck. Nicht blos um zu leben arbeitet er, sondern er will auch genießen, und seinem Genuße setzet er keine Gränzen; er will einen solchen Grad von Glückseligkeit erreichen, daß sein Herz zu wünschen aufhöre, und wenn er auch um dahin zu gelangen, nicht stets thätig ist, so wünscht er doch wenigstens ohne Unterlaß vollkommen glücklich zu seyn, und absichtlich thut er nichts, das seinem niemals schweigenden Herzenswunsche widerspricht. Dieser Trieb nach Glückseligkeit ist allgemein, alle Menschen fühlen ihn; er ist also mit unserer Natur verknüpft, und der Schöpfer hat ihn in unsere Herzen gelegt. Aber bey Niemanden ist er noch zur gänzlichen Befriedigung gekommen; Noch Niemand hat es so weit gebracht, daß er zu sich sprechen könnte: jetzt bin ich glücklich, und mein Herz wünscht nichts mehr. Wer erkennt oder wenigstens fühlet die Unmöglichkeit nicht, es dahin zu bringen. Man fülle die Geldkasten des Geizigen

immer mit neuen Schätzen an, wird er wohl einmal sagen: jetzt habe ich Geld genug? Man erweitere immer die Besitzungen des Herrschsüchtigen, wird er ihnen einmal selbst Gränzen setzen? Man erhebe den Ruhmgierigen immer zu neuen Würden, wird er der Ehre ein Ziel erkennen? Man verschaffe dem Wollüstlinge immer neue Genüsse, wird er ersättigt werden? Niemand erreicht also den Grad einer vollkommenen Glückseligkeit; nicht zu gedenken, daß wenn auch alle unsere Herzenswünsche befriedigt würden, wir dennoch nicht glückselig wären, weil wir in unsern Begierden nach einer ganz andern Glückseligkeit streben als wozu wir eigentlich einen Trieb empfinden; weder Geld noch Besitzungen, weder Ehre noch sinnliche Vergnügungen, wären sie auch ohne Gränzen, was gewiß niemals geschehen wird, können ihn befriedigen. Es muß also nach diesem kurzen und hinfälligen Leben ein anderes geben, wo der Wunsch, glücklich zu seyn, vollkommen befriedigt werden kann, denn sonst würde er nicht in allen Menschenherzen liegen, indem in der Welt nichts ohne Ursache und Zweck ist. Wir werden also nach dem Tode wieder auferstehen.

Die Würde des Menschen ist ein Beweis der Unsterblichkeit.

Man betrachte die Würde des Menschen, seine Vorzüge über die übrigen Geschöpfe, die Erhabenheit seiner Seele, die Mannigfaltigkeit seiner Anlagen, Fähigkeiten und Geisteskräfte: sollte solch

ein edles Geschöpf, wie der Mensch ist, entstehen, um nur eine kurze Zeit zu dauern, und dann aus der Reihe der Wesen auf ewig wieder verschwinden? Sollte seine Vernunft, die wegen der Gebrechlichkeiten des Körpers keiner vollkommenen Ausbildung hienieden fähig ist, Gott ihren Schöpfer niemals vollkommener erkennen, als in diesem Leben? Sollte der Anblick des gestirnten Himmels, des regelmäßigen Laufes der Natur, der Fortpflanzung aller Gewächse, der uns so viele Dunkelheiten und Geheimnisse darbietet, nicht dereinst aufgeheitert und beleuchtet werden? Sollte der Urheber aller dieser Wunder, den unser Herz näher zu kennen so sehnlich wünscht, um ihn nach Würde verehren und anbethen zu können, sich niemals anders als in seinen Werken zeigen? Man betrachte so viele Millionen Kinder, die kaum auf der Welt erscheinen und schon wieder sterben; so viele Jünglinge, die kaum blühen und schon wieder verwelken; so viele Erwachsene, die kaum die Laufbahn ihrer Thätigkeit betreten haben, und schon dahinsinken: sollten diese nur gelebt haben, um zu verwesen? Sollte in ihrer kurzen Dauer auf dieser Welt der ganze Zweck ihres Daseyns bestehen? Sollten sie ohne je zur Erkenntniß ihrer Vorzüge, und des Schöpfers, dem sie dieselben zu verdanken haben, zu gelangen, wie ein Funke verlöschen und wie ein Rauch verfliegen, ohne dereinst wieder aufzuleben? Wir sehen doch, daß in der Natur alles regelmäßig und nach den Gesetzen einer höchsten Weisheit eingerichtet

ist; überall entdecken wir Ordnung, Uebereinstimmung und Zusammenhang; nirgends sind Mittel ohne Zweck. Läßt sich denken, daß der Mensch, das Meisterstück der Schöpferhand, allein eine Ausnahme wäre, und daß sein Daseyn mit dem irdischen Leben, in welchem so Vieles zwecklos wäre, aufhören sollte? Bliebe nicht so Manches beym Menschen gleichsam unvollendet, wenn das Grab ihn ganz und für immer verschlänge? Unter allen Werken der Natur ist er jenes, welches zur Verherrlichung der Allmacht Gottes am vorzüglichsten dienen soll, und wäre er nicht unsterblich, so würde er unter allen am wenigsten zu diesem Zwecke dienen. Die Thiere, die Pflanzen und alle übrigen Produkte der Natur haben ihren Zweck erreicht, wenn sie aufhören zu seyn, aber der Mensch der stirbt, ist noch nicht, was er seyn soll; er fängt eigentlich erst an, es zu werden. Er wird also nach dem Tode wieder auferstehen.

Das Gewissen führet einen Beweis der Unsterblichkeit mit sich.

Einen nicht umzustoßenden Vernunftbeweis der ewigen Fortdauer nach dem Tode finden wir in jenem innern Gefühle, das unter allen lebenden Geschöpfen der Mensch allein besitzt, und welches wir G e w i s s e n heißen. Das Thier handelt blindlings nach einen angeborenen Naturtriebe, und es erkennt weder Gesetze noch Verordnungen, die auf seine Handlungen einen Einfluß haben können. Daher sehen wir auch, daß alle Thiere von gleicher

Art in ihren Handlungen einander vollkommen gleich sind, und kaum erblicken sie das Tageslicht, so folgen sie ohne fremde Leitung ihrem innern Triebe. Die Thiere sind also keiner Erkenntniß recht oder unrecht gehandelt zu haben fähig, weil sie immer auf dieselbe Art handeln; sie empfinden demnach weder Zufriedenheit noch Reue; sie haben also kein Gewissen. Die Menschen hingegen sind sich in ihren Handlungen nicht gleich; sie wissen, daß Gesetze ihnen vorgeschrieben sind, und daß es für sie Pflicht ist, denselben gemäß zu handeln. Nicht alle verehren diese Pflicht in gleichem Grade, nicht alle fügen sich nach den Vorschriften der Gesetze mit gleicher Bereitwilligkeit, daher auch die Ungleichheit in ihren Handlungen. Aber nachdem sie verrichtet sind, empfindet der eine Zufriedenheit und der andere Reue; der eine genießt einen innern Trost, und den andern schlägt eine heimliche Angst; der eine hoffet, und der andere fürchtet, und weder der erstere hat in diesem Leben eine Belohnung noch der andere eine Strafe zu erwarten. Es muß also ein anders Leben seyn, wo Belohnungen und Strafen sind, denn ohne Ursache kann die Hoffnung des Gerechten und die Furcht des Sünders nicht seyn, weil es von ihnen nicht abhängt, zu hoffen oder nicht zu hoffen, zu fürchten oder nicht zu fürchten. Das Gewissen ist daher ein Beweis der Unsterblichkeit unserer Seele.

Ein Beweiß liegt im bloßen Begriffe der Gesetze.

Es ist unläugbar, daß den sinnlichen Begierden des Menschen Schranken gesetzt sind, und daß es Niemanden erlaubt seyn könne, sie in dem ganzen Umfange ihrer Forderungen zu befriedigen. Diese Wahrheit gesteht auch der Gottlose, der sonst noch so sehr geneigt ist, des Lebens so zu genießen, wie es seine Sinne verlangen; er erkennt Schranken, wenn er sie auch selbst überschreitet; er hält Gesetze für gültig, wenn er sie auch nicht beobachtet, und er bekennet, daß sie bey der gegenwärtigen Weltverfassung unumgänglich nothwendig sind. Jeder Mensch ist daher verpflichtet, seine Sinnlichkeit zu bekämpfen. Man setze aber den Fall, daß das Daseyn des Menschen nicht weiter als bis zum Grabe reiche, und daß mit der Auflösung seines Körpers alles aufhöre, wie ließen sich Schranken und Gesetze denken? Jeder Mensch wäre hier auf der Welt, blos um zu leben, und so lange es ihm vergönnt ist, des Lebens froh zu seyn; sein oberster Zweck wäre, nach allem zu streben, was seinen Sinnen schmeichelt, und ihnen Vergnügungen bringt, und derjenige wäre seinem Ziele am nächsten gekommen, der am meisten genossen hätte. „ Laßt uns essen und trinken, würden die Menschen mit allem Recht sagen, „ wie einst die Juden zu einander sprachen, denn „ morgen werden wir sterben. Jes. 22, 13 " Oder mit den Gottlosen im zweyten Buche der Weisheit: „ Kommet also herzu, und laßt uns die Güter

„ genießen, die wirklich sind, laßt uns der Geschöpfe
„ gleichwie in der Jugend ohne Verzögern gebrau=
„ chen. Die Blüthe der Zeit soll nicht vorüber gehen,
„ wir wollen uns mit Rosen krönen, bevor sie ver=
„ welken; wir wollen überall Zeichen unserer Freude
„ zurücklassen; denn dies ist unser Antheil, dies
„ unser Loos. " Gesetze, welche die Ausschweifungen der Menschen hemmen sollten, im Falle ihre Seele nicht über das Grab schritte, wären ein Unding, weil sie mit dem letzten Ziele des Menschen im Widerspruche wären. Aber wie ließe sich alsdann die Möglichkeit denken, daß der Mensch durch Gesetze gebunden werden könnte? Was würde ihn bewegen, sie zu beobachten, wenn er bey dem Kampfe, den er gegen seinen Willen mit sich selbst führen sollte, nicht einen Lohn zu hoffen, oder eine Strafe zu fürchten hätte?

Die Leiden, welche der Gerechte erduldet, sind ein Beweis der Unsterblichkeit seiner Seele.

Wenn die Leiden, welche die Menschen während der Dauer ihres hinfälligen Lebens erdulden müssen, mit den täglichen Verbrechen eines jeden ins besondere im Verhältnisse wären; wenn ein jeder, je nachdem er gesündigt hat, auch gleich büssen müßte, so würden wir in unsern Mühseligkeiten keiner Ermunterung und keines Trostes bedürfen, weil einem jeden statt alles Trostes sein eigenes Geständniß dienen würde: ich erdulde ja nur die gerechte Strafe meiner Sünden. Aber nichts in der Welt ist ungleicher als die Leiden; nichts scheint beym

ersten Anblicke mit mehr Ungerechtigkeit ausgetheilt zu seyn, als die Mühseligkeiten des Lebens. Schwelgt nicht oft der Gottlose während seiner ganzen Lebenszeit, da der Rechtschaffene in einem beständigen Elende darben muß? Gelingen nicht dem Bösewichte seine Unternehmungen, da jene des Tugendhaften immer mislingen und manchmal im Hafen scheitern? Leidet nicht oft der am meisten von Verfolgungen, der sie am wenigsten verdient, und legt die Verleumdung ihren mörderischen Zahn nicht lieber an einen tugendhaften Lebenswandel als an empörende Laster? Wenn also gleich auch der Gottlose leidet, weil auch er Mensch ist, und folglich auch an der Last der Menschlichkeiten tragen muß, so leidet der Gerechte doch weit mehr als er, und in Vergleichung mit ihm hat er weit weniger verdient. Wer vermag dies Räthsel aufzulösen, wenn er nicht an ein anders Leben glaubt? Wer wird den frommen Leidenden trösten, wenn er ihn nicht an seine Auferstehung erinnert, und ihm den erquickenden Stral zeigt, der jenseits des Grabes leuchtet?

Ohne Unsterblichkeit wäre die Hoffnung des Gerechten eitel Ding.

Die Hoffnung ist der einzige Trost des Leidenden; nur durch sie muntert er sich auf und lebt wieder. Sie schützt ihn gegen Kleinmuth in eben dem Verhältnisse, in welchem Verzweiflungsgedanken sie befördern; sie rückt den unangenehmen Gegenstand gleichsam aus den Augen des Leidenden, indem sie

dieselben auf jenen richtet, der ihm Muth einflößt; den Geist beschäftigt sie mit dem reizenden Gedankenbilde dessen, was er dereinst geniessen wird, und im Herzen erweckt sie schon eine Art von Vorgeschmacke davon. Wie ist in solch einer seligen Gemüthsstimmung möglich, die ganze Last der Leiden noch zu empfinden? Wird derjenige nicht vollkommen getrost seyn, der wie Hiob zu sich selbst spricht: „ ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und im letzten „ Tage werde ich aus der Erde wieder aufstehen; „ und ich werde mit meiner Haut wieder umgeben „ werden, und in meinem Fleische werde ich meinen „ Gott sehen. Ich werde ihn selbst sehen, und „ meine Augen werden ihn betrachten und kein „ anderer. Diese meine Hoffnung liegt in „ meinem Herzen verwahrt. 19. 25, 26, 27. “ Die Hoffnung, welche aus unserer zukünftigen Auferstehung entsteht und sich auf die Auferstehung unseres Erlösers gründet, ist daher für den frommen Christen die kräftigste Trostesquelle hienieden. Wird ihm der Kampf mit seiner Sinnlichkeit sauer, so findet er in derselben Unterstützung. Fällt ihm die Ausübung höherer Tugenden schwer, so erweckt sie in seinem Herzen Muth und die Hindernisse verschwinden. Drücken ihn die Gebrechlichkeiten seiner Natur und die damit verknüpften Unfälle, so blickt er aufwärts, und er sieht in der Entfernung die Krone, die auf ihn wartet. Der Tod sogar, gegen welchen unsere Natur sich so sehr empört, erschreckt ihn nicht, weil er weiß, daß er für ihn

nur ein Uebergang zum ewigen Leben ist: er weiß, daß „das Verwesliche einmal die Unverweslich-
„keit anziehen muß, wie der Apostel sagt, und daß,
„wenn das Sterbliche die Unsterblichkeit wird
„angezogen haben, alsdann geschehen wird, was
„geschrieben steht: der Tod ist durch den Sieg ver-
„schlungen worden. 1 Kor. 15, 53, 54.

Die Religion Jesu allein zeigt uns die Lehre von der Unsterblichkeit in einem vollkommen hellen Lichte.

Weit deutlicher als die Vernunft, und auf eine vollständigere Art entwickelt die Religion Jesu die Lehre von der Unsterblichkeit. Der über die Fortdauer jenseits des Grabes, und über eine strenge Vergeltung sowohl des Guten als des Bösen nachdenkende Philosoph fragt sich vergebens: wie werden dann dereinst die Strafen der Sünde beschaffen seyn, wie lange wird sie der Mensch erdulden müssen? Werden sie ewig dauern, oder nach einer Reihe vieler Jahre oder Jahrhunderte aufhören, und wenn dies wäre, was würde aus dem Menschen werden? Könnte er alsdann auch zum Genuße einer ewigen Glückseligkeit aufgenommen werden, oder müßte er durch ein neues Leben, durch selbstthätiges Streben nach Vollkommenheit sie erst wieder verdienen? — Und die Belohnung, wird sie in einem sinnlichen oder übersinnlichen Genusse bestehen? Wird die Glückseligkeit jenseits des Grabs von eben der Natur seyn wie das, was wir diesseits Glückseligkeit heissen? Wie werden wir mit Gott und den überirdi-

schen Geistern in Verbindung stehen? Werden wir sie sehen, werden wir uns ihrer Gesellschaft erfreuen, und wie ist dies möglich? — Solchen Träumereien und Ungewißheiten ist die irrige Vernunft ausgesetzt, wenn die Religion ihr nicht unter die Arme greift, und mit ihrem Lichte ihre Forschungen beleuchtet. — Schlagen wir aber die Bücher des neuen Bundes auf, um nachzusehen, was Jesus und die Apostel uns hierüber gelehrt haben, so verschwinden alle Zweifel, und die Vernunft findet über alles befriedigende Aufklärung. Es ist fest beschlossen, sagt der Apostel, daß alle Menschen einmal sterben müssen, und alsdann ist das Gericht. Heb. 9, 27. Ein jeder wird also bald nach dem Tode über all sein Thun und Lassen gerichtet werden, um gleich den Lohn zu genießen oder die Strafe auszustehen. Zur Zeit der Wiederbelebung unserer Leichnahme wird ein allgemeines Gericht seyn, bey welchem alle Menschen ohne Ausnahme erscheinen werden. Das Evangelium erzählt uns alle Umstände dieses Weltgerichtes, und in Ansehung der Sünder lesen wir, daß Gott zu ihnen sagen wird: gehet hin, ihr Verfluchten in ein ewiges Feuer. Also die Pein des Feuers werden die Sünder leiden, und ewig werden sie leiden. — Ueber die Belohnung der Tugend giebt uns die Schrift eben so ausführliche Aufschlüsse. Vater! sagt Jesus in einem Gebethe kurz vor seinem Leiden, ich will, daß diejenigen, die du mir

gegeben hast, dort bey mir sind, wo ich bin; daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, weil du mich schon vor der Weltschöpfung geliebt hast. Joh. 17, 24. Paulus schreibt in seinem ersten Briefe an die Korinther, 13, 12. Jetzt sehen wir Gott gleichsam nur durch ein Spiegelglas, im Dunkeln; alsdann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich nur unvollkommen, alsdann aber werde ich ihn erkennen eben so wie er mich kennt. Die Gerechten werden also mit Gott selbst seyn, sie werden ihn vollkommen kennen, und eben in dieser Anschauung wird der höchste Grad, die Fülle ihrer Glückseligkeit bestehen.

Selbstkenntniß, siehe Gewissen.

Selbstverleugnung, siehe Abtödtung.

Seligkeit.

Unter dem Worte Seligkeit verstehen wir hier den Genuß jener endelosen Glückseligkeit, die alle unsere Erwartungen weit übertreffen wird, und wozu wir alle berufen sind. Um nicht in andere mit dieser nahe verwandten Materien einzugreifen, werden wir blos überhaupt von der Selig-

keit, welche der eigentliche Zweck aller Wünsche unseres Herzens ist, von dem Nutzen der öftern Betrachtungen über die Glückseligkeit der Auserwählten, und von den Irrthümern der meisten Menschen, in Absicht auf den Trieb nach Glückseligkeit, den sie in ihren Herzen empfinden, handeln.

Erster Entwurf.
Von der Seligkeit überhaupt.

Es ist äußerst schwer uns einen Begriff von der Glückseligkeit zu machen, welche Gott seinen Auserwählten zum Lohn ihrer Tugend ertheilen wird, da der Apostel uns versichert, daß unsere Augen nie etwas Aehnliches sehen, unsere Ohren nie etwas Aehnliches hören, unser Herz nie etwas Aehnliches empfinden kann. Wir müssen hier nothwendiger Weise unsere Einbildung zu Hilfe rufen und von dem, was wir uns unter Glückseligkeit vorstellen, schließen, daß alles dies in Vergleichung mit der himmlischen Glückseligkeit nur ein Schatten, ein Nichts ist. In der Beurtheilung der Seligkeit müssen wir uns vorzüglich an jene zwey Hauptgedanken halten:

1 Sie ist unendlich in ihrer Natur,

2 Sie ist unendlich in Ansehung ihrer Dauer.

Wenn eine Glückseligkeit vollkommen seyn soll, sowohl in Ansehung ihres Gegenstandes als der Art wie sie genossen wird, so muß sie dem Herzen nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Diese Bedingungen fin-

den wir nur in der ewigen Glückseligkeit vereinigt.

a in Ansehung des Gegenstandes wissen wir, daß es Gott selbst ist, und wenn wir schon nicht wohl begreifen können, wie die Anschauung Gottes den Menschen über alles glücklich machen könne, so erklärt sich von selbst, daß Gott, der allein der Urheber aller Glückseligkeit ist, auch die höchste Stufe und das letzte Ziel aller Glückseligkeit seyn muß.

b In Ansehung der Art wissen wir, daß das Menschenherz vollkommen ersättiget seyn wird. Was diese vollkommene Ersättigung des Herzens sey, können wir so viel sich thun läßt, daraus abnehmen, daß alle denkbare Glückseligkeit dieser Welt es niemals zu ersättigen vermag, weil sie in demselben immer entweder Reue oder Wünsche zurück läßt.

So wie die ewige Glückseligkeit unendlich in ihrer Natur ist, so ist sie es auch in Ansehung ihrer Dauer.

a Was wir hier auf Erden genießen können, ist niemals von einer beständigen Dauer; alles ist der Veränderung und dem Wechsel unterworfen; die festgegründeten Reiche zerfallen, die Reichthümer schwinden, die Blüthe des Alters verwelket, Ehre, Macht und Ansehen werden zu Nichts, weil, wie der Apostel sagt, die ganze Gestalt dieser Welt vergeht.

5 Niemals kann der Genuß irgend einer Glückseligkeit vollkommen seyn, wenn er sich nicht auf die Versicherung gründet, daß man ihn niemals verlieren wird. Der einzige Gedanke: nicht immer werde ich dies Glück besitzen, erweckt Angst und Furcht, und dadurch wird alles trübe und unvollkommen. Nur die Glückseligkeit des Himmels ist von der Art, daß nichts sie stören, nichts sie vernichten kann.

Zweyter Entwurf.

Ueber die Begriffe, welche wir uns von der Seligkeit machen sollen.

Betrachten wir die Seligkeit als einen Lohn der Tugend, als eine Krone, welche Gott einst allen denjenigen ertheilen wird, die bis ins Ende werden gestritten haben, so werden wir bey dem geringen Eifer, den die Menschen für den Himmel zeigen, leicht begreifen können, warum die Zahl der Auserwählten nicht groß ist. Bedenken wir aber, daß der h. Johannes eine große Schaar aus allen Völkern und Geschlechtern gesehen hat, die weißgekleidet waren und Palmenzweige in den Händen hatten, so dürfen wir daraus schließen, daß so enge auch die Himmelsstraße ist, es dennoch von einem jeden abhängt darauf zu wandeln. In Absicht auf die Seligkeit sollen wir also glauben,

1 daß, obgleich die wenigsten Menschen die Krone der Seligkeit erhalten, sie dennoch nicht sehr schwer zu erringen ist, und

a daß so leicht es auch sey, die enge Straße zu betreten, man dennoch nicht ohne Mühe auf dieselbe gelangen kann.

Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß unter den Bewohnern des Himmels solche Helden sich befinden, die wir vollkommen nachzuahmen uns vielleicht vergebens bemühen würden; aber daraus sollen wir nicht schließen, daß der Weg zu ihnen uns nicht offen steht; denn

a außerdem daß im Himmel verschiedene Grade sind, und daß man unendlich glückselig seyn könne, ohne daß man die höchste Stufe ersteige, sehen wir unter denselben viele, welche sich durch keine Wunder von Tugenden ausgezeichnet haben. Gott fordert nicht mehr von den Menschen als sie mit seiner Gnade leicht zu Stande bringen können.

b Schrecken uns unsere zahlreichen Sünden zurück, so sollen wir betrachten, daß unter den Einwohnern des Himmels viele sich befinden, die in ihrem Leben noch größere Sünden begangen haben, und daß Gott über alles den Vorhang der Vergessenheit ziebt, wenn man sich nur ernstlich bekehren will.

c Scheint uns das, was Gott von uns fordert, schwer zu seyn, so soll uns der Gedanke aufmuntern, daß er von seinen Dienern nicht mehr verlangt, als die Welt von ihren Anhängern fordert; daher auch die Verdammten einst nicht über die Forderungen Gottes kla-

gen sondern ihre Thorheit beweinen werden. Man würde jedoch sehr irren, wenn man aus dem Umstande, daß Johannes unter den Seligen Menschen von allen Völkern und Geschlechtern sah schließen wollte, daß man ohne Mühe unter die Zahl derselben aufgenommen werden kann. Man bedenke demnach

a daß wir die Gnade der Seligkeit zwar Gott allein zu verdanken haben, daß er uns aber, wie der h. Augustin sagt, nicht ohne uns, das ist, ohne unsere Mitwirkung selig machen wird, daß es nicht billig wäre, wenn wir so ganz ohne Mühe erhalten könnten, was der Erlöser mit seinem Blute erkauft hat.

b Alle Heiligen haben beständig mit den Feinden ihrer Seele gestritten, sind unaufhörlich wachsam auf ihr Fleisch gewesen um nicht überrascht zu werden. Haben also sie gestritten, warum sollten wir nicht auch muthig zum Kampfe treten, und die Siegeskrone wegnehmen wollen ohne gestritten zu haben?

c Die ewige Glückseligkeit ist ein Lohn der alle unsere Erwartungen und Begriffe weit übertrifft, und durch welchen uns alles, was wir hienieden thun und leiden mögen, tausendfach wird vergolten werden; warum sollten wir also zaudern und noch zurücksehen, wenn wir den Pflug ergreifen sollen?

Dritter Entwurf.
Ueber die Wirkungen, welche die Betrachtung der Seligkeit hervorbringen soll.

In welcher Lage der Mensch sich auf dieser Welt immer befindet, so soll er seine Blicke allezeit aufwärts richten, und dort hinsehen, wo sein Beruf liegt. Alles ist hier vergänglich und von kurzer Dauer, alles ist unter seiner Würde, es mag seiner Sinnlichkeit Reize darbieten, oder ihr zuwider seyn; der Welt sollen wir nach dem Rathe des Apostels gebrauchen als gebrauchten wir derselben nicht, und unter dem Drucke der Mühseligkeiten dieses Lebens sollen wir nicht verzagen, weil sie nur eine Prüfung, eine Vorbereitung zu jener hohen Glückseligkeit sind, zu welcher der Schöpfer uns alle berufen hat. Es ist demnach Jedermann sehr nützlich öftere Betrachtungen über die Seligkeit zu machen. Laßt uns die Wirkungen darstellen, welche sie hervorbringt,

1 bey denjenigen, welchen es hier auf dieser Erde nach Wunsche geht, und

2 bey denen, welche nach menschlichen Begriffen im Unglücke sind.

Aus dem allgemeinen Triebe nach einer vollkommenen Glückseligkeit, den alle Menschen empfinden, sollen alle Menschen, welche wir gewöhnlich glücklich nennen, schließen,

a daß die Glückseligkeit, welche sie genießen, das nicht ist, was sie eigentlich suchen, im-

dem sie bey den vielen Beneidern, welche sie allerseits umringen, weder vollkommen vergnügt noch wahrhaft glücklich sind. Die Betrachtung der himmlischen Glückseligkeit soll sie überzeugen, daß sie sich nicht zu den Glücklichen rechnen dürfen.

b Diese Betrachtung über die Eitelkeit alles dessen, was die Welt Glückseligkeit nennt, soll ihr Herz davon ablösen und in demselben eine wahre Verachtung gegen alles dasjenige aufwecken, wonach die Sinnlichkeit strebet.

c Desgleichen soll die Betrachtung sie überzeugen, daß eben darum, weil die meisten Menschen über die Glückseligkeit im Irrthume sind, diese irdische Glückseligkeit ein Hinderniß zu jener ist, zu welcher Gott uns berufen hat.

Befindet sich aber der Mensch hier auf dieser Welt im Unglücke, dann wird die Betrachtung der himmlischen Glückseligkeit bey ihm besonders heilsame und tröstliche Wirkungen hervorbringen.

a Vor allem soll er betrachten, daß die Glückseligkeit, welche jenseits des Grabs seiner wartet, ewig ist, da das, was er diesseits erduldet, nur augenblicklich und von kurzer Dauer ist, und folglich daß er unter dem Drucke seiner Leiden nicht seufzen soll, da sie, wie der Apostel sagt, eine ausnehmend wichtige ewige Herrlichkeit bewirken. 2 Kor. 4, 17.

b Er soll erkennen, daß, da die wahre Glückseligkeit jenseits des Grabs liegt, das irdische Glück, nach welchem seine Sinnlichkeit lüstern ist, und um welches er vielleicht so manchen andern beneidet, nur eitler Schein ist, der seine Verachtung verdient.

c Endlich soll er wissen, und dies ist das Wichtigste, daß wer des irdischen Glückes beraubt ist, sich darum glücklich schätzen soll, weil alles was die Welt Unglück nennt, wahre Mittel sind, welche zur ewigen Glückseligkeit führen, wenn sie nach den Absichten Gottes gebraucht werden.

Vierter Entwurf.

Ueber den Leichtsinn und die Irrthümer der Menschen in Absicht auf die ewige Glückseligkeit.

Niemals ist der Mensch mehr geneigt an einer Sache nur die Außenseite zu betrachten, und sie nach dem ersten Eindrucke zu beurtheilen, den sie bey ihm veranlaßt hat, als wenn sie seinen Sinnen schmeichelt. Die Leidenschaften gewinnen dabey, wenn er nicht weiter dringt, und die Sache nicht von Grunde aus zu erkennen suchet, denn Irrthum ist ihr Zweck und nur durch Täuschungen, womit sie den Verstand benebeln, kann das Herz zur Befriedigung seiner Begierden gelangen. Hierin mag die Hauptursache des Leichtsinns und der Irrthümer der Menschen in Absicht auf die ewige Glückseligkeit liegen. Wie wichtig ist es aber diese Irrthümer zu

berichtigen, und sie über ihren Leichtsinn aufzuklären. Laßt uns demnach

1 den Leichtsinn der Menschen in Ansehung des zukünftigen Lebens darstellen, und dann
2 ihre Irrthümer in dieser Hinsicht berichtigen.

Die Menschen sind überhaupt so beschaffen, daß was gegenwärtig ist, auf sie mehr Eindruck machet, als was erst geschehen soll, wenn sie schon von der Zukunft desselben vollkommen überzeugt sind; aus diesem Grunde

a rühret die Betrachtung der ewigen Glückseligkeit die Menschen nicht sehr, weil sie dieselbe in der Entfernung sehen. Selbst der wankende Greis, den die Hinfälligkeit seines Körpers täglich an das Grab erinnern sollte, sieht es immerhin in einem grauen Helldunkel.
b Der Glauben an die Zukunft scheint bey den meisten Menschen darum schwach zu seyn, weil sie von derselben noch nichts empfunden haben. Könnten sie von der ewigen Glückseligkeit etwas zum Voraus genießen, so würde ihr Glaube, so gegründet er auch ohne dies ist, lebhafter werden.
c Aus einem ähnlichen Grunde sind sie über die Strafen, denen sie sich aussetzen, ganz unbesorgt, und es ist doch zwischen einer ewigen Glückseligkeit und einer ewigen Unglückseligkeit kein Mittel.

Aus der nemlichen Quelle scheinen auch die Irr-

thümer herzurühren, womit die Menschen in Absicht auf die Seligkeit behaftet sind.

a Wie wenig man über das Verhältniß der Erdenseligkeit der Gottlosen zu den Leiden der Gerechten nachdenkt, kann man sich nicht bergen, daß die Glückseligkeit der Gottlosen bey ihren Verbrechen in Vergleichung des Lohns, den die Gerechten für ihre Tugenden zu erwarten haben, nur ein Schatten seyn müsse; und diesem eiteln Schatten geben so viele Menschen den Vorzug.

b Andere scheinen zu glauben, daß die Glückseligkeit, die der Mensch in dem Genuße seiner Sinnlichkeit findet, hinreichend wäre ihn wahrhaft glücklich zu machen, und darum suchen sie dieselbe nach Kräften, ohne sich um die zukünftige zu bekümmern.

c Wieder andere sind in ihrem Streben nach der ewigen Glückseligkeit nicht sehr eifrig, weil sie von derselben ganz falsche Begriffe haben; sie beurtheilen sie nach jener, welche sie hier genießen, und darum hat sie in ihren Augen keine große Reize, da doch Vernunft und Offenbarung uns einstimmig versichern, daß sie von einer ganz andern Art seyn wird.

Stellen aus der h. Schrift.

Ich werde gesättiget seyn, wenn ich deine Herrlichkeit sehen werde. Ps. 16.

Was ist im Himmel für mich, und was habe ich auf der Erde außer dir gewollt? Ps. 72.

In deinem Hause werden wir mit Gütern angefüllt werden. Ps. 64.

Nur eins habe ich von dem Herrn begehrt, nur Eins werde ich suchen, nemlich in seinem Hause zu wohnen. Ps. 26.

Die Gerechten werden ewig leben und bey dem Herrn ist ihr Lohn. Weisb. 5.

Wir sind Söhne der Heiligen, und wir erwarten jenes Leben, welches er denen geben wird, welche ihrem Glauben nicht untreu geworden sind. Tob. 2.

Vom Anbeginn der Welt haben sie nicht gehört, und das Auge hat außer dir, o Gott, nicht gesehen, was du denen bereitet hast, welche dich erwarten. Isa. 64.

Es wird sie weder hungern noch dürsten, von Hitze und Sonnenstralen werden sie nichts leiden; weil der Barmherzige sie bedecken und an der Wasserquelle tränken wird. Das. 33.

Alsdann werden die Gerechten im Reiche ihres Vaters wie die Sonne glänzen. Matth. 13.

Erfreuet euch und frolocket, weil euer Lohn im Himmel groß ist. Matth. 5.

Wohlan du guter und getreuer Diener, weil du im Geringen getreu warest, so werde ich dich über Vieles bestellen; tritt herein in die Freude deines Herrn. Matth. 25. 21.

Das Himmelreich erfordert Gewalt, und nur die Gewalt gebrauchen, nehmen es weg. Matth. 11.

In dem Hause meines Vaters sind mehrere Wohnungen. Joh. 14.

Die Leiden dieser Welt stehen mit der zukünftigen Herrlichkeit, welche an uns wird offenbar werden, in keinem Verhältnisse. Röm. 8. 18

Jetzt sehen wir durch einen Spiegel und in Räthseln, dann aber von Gesicht zu Gesicht. 1. Kor. 13.

Was das Auge nie gesehen, das Ohr nie gehört und in das Menschenherz nie gestiegen ist, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben. Das. 2. 9

Niemand wird gekrönt werden, der nicht wird gestritten haben. 2. Timoth. 2. 5.

Mich drückt das Verlangen aufgelöst zu werden und mit Christo zu seyn. Phil. 1. 23

Wir haben hier keine bleibende Stätte sondern wir suchen eine zukünftige. Hebr. 13. 14

Dem Sieger werde ich von dem Baume des Lebens, der im Paradiese meines Gottes ist, zu essen geben. Offenb. 2. 7

Stellen aus den h. Vätern.

Es ist leichter zu sagen, was im Himmel nicht ist, als was in demselben ist. Augustinus.

Dort wird man einander wegen verschiedener Grade von Herrlichkeit nicht beneiden, weil unter allen die Einigkeit der Liebe herrschen wird. Ders.

Wenn so Vieles, das wir sehen, schön ist, wie schön wird er seyn? Wenn dies groß ist, wie groß wird er seyn? Ders.

Wer als Fremder nicht weinet, wird als Bürger sich nicht erfreuen. Ders.

Gott ist das Ziel unserer Wünsche, wir werden ihn ohne Ende sehen, ohne Eckel lieben und ohne Müdigkeit loben. Ders.

Das Menschenherz ist von solch einer Würde daß ihm kein anders als ein höchstes Gut genügen kann. Ders.

Was Gott denen, die ihn lieben, bereitet hat, kann mit dem Glauben nicht begriffen, mit der Hoffnung nicht erreicht, mit der Liebe nicht gefaßt, mit Begierden und Wünschen nicht übertroffen werden; erlangen können wir es, aber nicht schätzen. Ders.

Wenn wir betrachten, was uns im Himmel versprochen wird, so wird alles was wir auf Erden haben, gering. Gregorius.

Zu einer großen Belohnung kann man nur durch eine große Arbeit gelangen. Ders.

Kann es ein besseres Gut, eine größere Glückseligkeit geben, als für Gott und von Gott leben? Ambrosius.

Keine Arbeit soll uns hart und keine Zeit lang vorkommen, wenn man dadurch die ewige Herrlichkeit erlangen kann. Hieronymus.

Dieß ist die gröste Belohnung, daß wir Gott genießen. Ders.

Wie groß ist die Freude des Himmelreichs, wo man keine Furcht hat zu sterben, sondern die Versicherung ewig zu leben! Cyprianus.

Die Seligen werden sich dermassen aus ganzem Herzen erfreuen, daß ihr Herz der Fülle der Freude nicht genügen wird. Anselmus.

Der Lohn der Heiligen wird über all Maaß groß seyn. Bernardus.

Er wird allen alles seyn, für die Vernunft die Fülle des Lichts, für den Willen die Fülle der Ruhe, und für das Gedächtniß die Fortdauer der Ewigkeit.

Ausgearbeitete Stellen.

Alle Menschen sehnen sich nach einer unbegränzten Glückseligkeit.

Indem Gott uns zur Glückseligkeit schuff, legte er in unsere Herzen eine heftige Begierde nach derselben, damit wir sie suchen. Es ist deshalb kein Mensch, der nicht darnach trachtet, keiner,

der nicht nach Kräften arbeitet, sie zu erlangen. Im Allgemeinen ist der Trieb nach Glückseligkeit bey allen derselbe, aber die Begriffe von dieser Glückseligkeit sind bey den meisten verschieden. Alle wollen sie besitzen und nur Wenige wissen was sie ist. Nur Gott allein, nur die Betrachtung, nur der Genuß seiner unendlichen Vollkommenheiten kann uns wahrhaft glücklich machen. Und wir thörichten setzen unsere Glückseligkeit in die eiteln Dinge, welche uns umgeben; wir verfolgen die Scheinbilder, welche man Reichthümer, Ehre und Vergnügen nennt. Jesus ist auf die Erde herabgestiegen, diesen Irrthum zu berichtigen, den Menschen zu zeigen, worin die wahre Glückseligkeit besteht, und was für ein Weg zu derselben führt. Sein Evangelium, gleich einem hellen Strale, der vom Himmel herabfiel, hat die Finsternisse aufgehellet, in welchen das Menschengeschlecht umher irrte und blindlings eine Glückseligkeit suchte, die es nicht fand. Bey diesem neuen Lichte öffnete die Welt die Augen, und erstaunte so lange nicht gewußt zu haben, was der eigentliche Gegenstand seiner Begierden war. Aber nicht lange dauerte diese selige Aufklärung. Schon anfangs klagte der Apostel, daß nicht alle dem Evangelium folgten; schon damals suchten einige die Glückseligkeit, welche ihnen die Religion versprach, mit Vergnügungen zu vereinbaren, welche sie verabscheuet. Wie allgemein ist seitdem dieser Irrthum geworden!

Wie eitel die irdische Glückseligkeit sey.

Die Glückseligkeit, welche innerhalb der Gränzen des irdischen Lebens ist, und im Genuße sinnlicher Vergnügungen oder wenigstens im Besitze der Mittel zu denselben zu gelangen, besteht, zeigt dem Menschen eine sehr anziehende Seite. Es hängt von ihm nicht ab, das Angenehme dieser Reize zu fühlen oder nicht zu fühlen; widerstehen kann er ihnen zwar, und er kann es auch verhindern, daß ihre Wirkungen keine schädliche Folge in seinem Herzen zurücklassen, aber bezaubernd bleiben sie immer, und Niemand kann für sich selbst Bürge seyn, daß er sich von ihnen niemals wird einnehmen und blenden lassen. Wenn also die meisten Menschen nach dem blendenden Irrwische der Erdenseligkeit laufen, so ist es ein Beweis, daß er sehr blendend ist. Und doch hat noch keiner in der Erdenseligkeit gefunden, was er in derselben eigentlich suchte — die gänzliche Erfüllung seiner Wünsche. — So lange der Mensch, der wirklich ein Vergnügen genießt, immer noch mehr wünscht, so lange ist er nicht vergnügt; Beydes kann zugleich nicht Statt haben. Denn nur alsdann wünscht man, wenn man noch nicht genug besitzt und genießt, und wer nicht genug besitzt und genießt, der ist nicht wahrhaft vergnügt. Giebt es aber ein irdisches Vergnügen, wo keine Wünsche mehr Statt haben? Ich kenne keines, und man darf nur über die Menschennatur nachdenken, um sich zu überzeugen, daß keines, in sofern es sinnlich ist, in dieser Welt

gefunden werden kann. — Doch wenn der Erdenseligkeit nichts ermangelte, als daß sie unvollkommen ist, und aus dem Menschenherzen niemals alle Wünsche verdrängen kann, so würden ihre Reize immer noch Grund genug haben, um die Menschen zu locken. Aber meistens ist ihr erster Genuß schon trübe. Es mischet sich immer eine gewisse Aengstlichkeit in denselben; entweder fürchtet man, er möchte von allzukurzer Dauer seyn, oder, wie man es schon oft mag erfahren haben, er könnte Folgen nach sich ziehen, wodurch er verbittert würde. Oft kommen noch andere Rücksichten dazu, welche die Freude sehr verdunkeln. Entweder denkt man schon unter dem Genusse an die Folgen, welche er auf die Gesundheit haben kann, oder an die Zerrüttung, die er in den Vermögensumständen verursachet. Auch die Gewissensängstigungen lassen sich oft schon spüren, und benehmen ihm eben jene Süßigkeit, wonach das Herz sich am heftigsten sehnet. Die sinnlichen Vergnügungen sind daher nicht blos unvollkommen, sondern schon während ihrer Dauer werden sie verdunkelt, und hören auf, das zu seyn, wofür man sie hält. Sie gleichen jenen nach einem schwülen Tage auf dem Felde erscheinenden Funken; im Augenblicke, wo man nach ihnen greifen möchte, verschwinden sie.

Was eigentlich die wahre Glückseligkeit sey.

Die Glückseligkeit, nach welcher der Mensch eigentlich strebt, ist ein Zustand, in welchem er alle

denkbaren Güter, die Fülle aller Güter, das höchste Gut genießt; in welchem er alles besitzt, was er immer wünschen kann, wie der h. Augustin sagt, oder in welchem, wie der h. Bernardus die Sache erklärt, nichts von dem ist, was er nicht wünscht, dagegen aber alles, was er wünschen kann, sich befindet. Daß solch eine Glückseligkeit hier auf der Erde nicht gefunden, und von dem Menschen, so lange er in seiner sterblichen Hülle wandelt, nicht genossen werden kann, zeigt sich bey dem ersten Blicke, den man auf die Welt und ihre Vergnügen wirft. Also nur in der Religion können wir sie finden, diese vollkommene Glückseligkeit; nur sie zeigt uns den Weg, der uns zu derselben führet; nur sie giebt uns die Mittel an die Hand, uns den Besitz derselben zu sichern.

Worin die himmlische Glückseligkeit bestehen wird.

Die Anschauung Gottes und seiner hohen Vollkommenheiten: dies ist die höchste Stufe der Glückseligkeit, welche der Mensch ersteigen kann. Was ist aber diese Anschauung? Wie ist möglich, daß sie dem Herzen einen so hohen Genuß verschaffe, daß alle seine möglichen Wünsche weit über alle Erwartungen und Vorstellungen befriedigt werden? Dies können wir nicht begreifen, weil wir sonst auch müßten begreifen können, was diese Glückseligkeit ist, und dies ist kein Sterblicher im Stande, wie uns der Apostel versichert. Was wir jetzt sehen können, ist gleichsam durch einen Spiegel und in

Räthseln, und erst alsdann, wenn wir vor dem Throne Gottes seyn werden, werden wir ihn sehen wie er ist, von Angesicht zu Angesicht. Diese Anschauung gleicht aber nicht jenen unfruchtbaren Erleuchtungen, die unsere Vernunft in ihren Betrachtungen über Gott hier auf Erden nur wenig aufklären, und wobey sie auch nur wenig, so viel als nichts, empfindet. Sie wird eine fruchtbare Erkenntniß seyn, wobey wir in einer Fülle von Empfindungen vertieft, alle diese Empfindungen in ihrem ganzen Umfange genießen werden. Das Licht, welches unsern Verstand in der Anschauung der Vollkommenheiten erleuchten wird, wird in unserm Herzen die Liebe Gottes entzünden und alle damit verknüpften Süßigkeiten. Wie entzückend müssen nun die Empfindungen dieser himmlischen Liebe seyn, da Gott, die Fülle aller Vollkommenheiten, ihr Gegenstand ist, und da die Liebe dieser Vollkommenheiten selbst auch vollkommen seyn wird!

Nähere Beschreibung der himmlischen Freuden.

Man würde sich von dem himmlischen Paradiese einen ganzen falschen Begriff machen, wenn man sich einen Wohnsitz vorstellen wollte von der Art, wie die prächtigen Paläste der großen dieser Erde, mit allen ihren Annehmlichkeiten und Verzierungen, mit allen ihren Lustbarkeiten und Freuden. Alles dies ist irdisch, ist nur Schatten; die Reichthümer des Himmels sind nicht beschaffen, wie die Reich-

thümer der Erde, die nur bezaubern und nicht befriedigen, und einem mit Rosen gezierten Becher gleichen, der einen bittern Trank enthält. Die Freuden des Himmels sind von einer Art, die wir zwar nicht begreifen können, aber mit den irdischen haben sie nichts Aehnliches; nichts, was die Irdischen trüben kann, hat auf sie einen unseligen Einfluß. Ein jeder befindet sich in der Gesellschaft aller Heiligen und Gerechten, welche seit dem Anbeginne der Welt gelebt haben, und dieser Umstand, der hier nur Neid erwecken würde, dienet vielmehr den Genuß eines jeden zu erhöhen; dort weiß man nichts von Feindseligkeit, von Verfolgung, von Furcht, von Parteigeist; ein jeder ist in sich selbst glücklich, und genießt zugleich die Freude aller. Denke dich im Kreise der besten Freunde, welche du gekannt hast, und denke ihnen auch alle Schwachheiten weg, welche den Genuß der Freundschaft stören könnten, so wirst du nur einen schwachen Begriff von der Freude haben, welche man in der Gesellschaft der Seligen genießen wird, wo alle durch die innigste Freundschaft an einander werden geknüpft seyn."

Was eine ewige Glückseligkeit sey.

Wenn es wahr ist, wie der h. Augustin behauptet, und wie kein Christ daran zweifeln darf, daß, um die Glückseligkeit des Himmels nur einen einzigen Tag zu genießen, es wohl lohnte, alles, was die Erde Glück nennt, zu verachten, um wie

vielmehr sollen wir bereit seyn, allen irdischen Vergnügungen zu entsagen, wenn man dadurch eben diese Glückseligkeit ewig genießen kann? Ein einziger Tag, den man in den Hütten des Herrn zubringt, ist besser, als Tausende unserer frohesten Tage, und dieser Tag wird sich unaufhörlich erneuern. Wenn wir während einer so großen Reihe von Jahrhunderten als unser Geist zu berechnen, und unser Herz zu wünschen im Stande ist, die Himmelswonne werden genossen haben, so ist's, als fiengen wir wieder auf's Neue an, und in dieser endelosen Fortdauer ist es unmöglich, nur um einen Schritt vorwärts zu kommen. Was schon vorübergegangen ist, bleibt immer wie ein Nichts in Ansehung dessen, was noch geschehen soll, und obgleich die Ewigkeit in ihrem Umfange unermeßlich ist, und in keine Gränzen geschränkt werden kann, so ist sie den Seligen jedoch in jedem Augenblicke gleichsam gegenwärtig, weil in der Ewigkeit, wie der h. Augustin sagt, nichts vergangen und nichts zukünftig ist, denn alles ist beständig, immer fortdaurend, und keinem Wechsel unterworfen.

Alle Freuden des Himmels entstehen aus der Anschauung Gottes.

Die Anschauung Gottes ist eigentlich die Quelle aller himmlischen Freuden. Die Heiligen sehen Gott, und sehen ihn ohne jene Schatten, worunter ihn die Patriarchen gesehen haben; ohne jene Geheimnisse,

worunter ihn die Propheten sahen, und ohne jene Decke, worunter ihn uns der Glaube vorstellet. Sie sehen Gott, nicht im Dunkeln, sondern im hellsten Lichte: In deinem Lichte werden wir das Licht sehen. Psalm. 35. 10; nicht von fern, sondern in der Nähe: Alsdann werden wir ihn von Angesicht zu Angesicht sehen 1. Kor. 13. 12; nicht in einem Bilde, sondern in seinem Wesen, so wie er in sich selbst ist: weil wir ihn sehen werden, wie er ist. 1. Joh. 3. 2. Sie sehen Gott mit allem Glanze seiner Vollkommenheit, mit allem Prachte seiner Herrlichkeit, und mit allem Reize seiner Schönheit: Seine Augen werden den König in seiner Zierde sehen. Isa. 33. 17. Nun liegen die verborgensten Geheimnisse des göttlichen Wesens, vor ihren Augen aufgedecket da; das Geheimniß der Dreyeinigkeit, das Geheimniß der ewigen Zeugung des Sohnes, und jenes des ewigen Ausgangs des heiligen Geistes von dem Vater und dem Sohne; das Geheimniß der innigsten Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit; das Geheimniß der Erschaffung, jenes der Erlösung, und jenes der Regierung der Welt. Da sehen sie die Gerechten, gütigen, und heiligen Absichten, um derentwillen der Herr die Güter der Erde so ungleich austheilet, so viel Uebel und Verwirrungen in der Welt zuläßt: den Bösen so viel Glück, den Frommen hingegen so viel Kreuz zuschicket, und in dem ewigen Rathschlusse der Gnadenwahl, zwischen Menschen und Menschen, einen so großen Unterschied macht.

Die geheimen Führungen der göttlichen Vorsehung werden den Seligen offenbar werden.

Unter den verschiedenen Geheimnissen, die unsern Blicken jetzt so viele Dunkelheiten darbieten, und die unser wißgieriger Geist so sehr aufgehellet zu sehen wünscht, sind keine, deren Aufschluß uns ein so großes Vergnügen bringen wird, wie jene, die sich auf uns selbst beziehen. Alsdann werden wir die wunderbaren Wege sehen, auf welchen Gott uns zu unserm glücklichen Ziele führte, uns aus den vielfältigen Gefahren, welche uns allerseits umgaben, rettete, und gegen die Macht der Sünde schützte, wir werden es sehen, wie er uns bald durch innere Einsprechungen, bald durch die Darstellung tugendhafter Beyspiele, bald durch die Erweckung eines heilsamen Schreckens zu sich rief; wir werden es erkennen, wie gedankenlos wir uns dabey verhielten, wie leichtsinnig wir zwischen den schlüpferigen Pfaden des Lasters wandelten, und wie seine Gnaden zuletzt über unsern Widerstand siegten. Alles dies wird die Gefühle unserer innigen Dankbarkeit gegen Gott erhöhen, und sie in jene inbrünstige Liebe auflösen, welche der höchste Genuß unseres Herzens seyn wird.

Ohne Mühe kann Niemand ins Himmelreich gelangen.

Die Bilder, unter welchen der Heiland das Himmelreich darstellet, sind sehr zahlreich und in ihrer Art verschieden; bald vergleicht er es einem Schatze, der

in der Erde vergraben liegt, bald einer Siegeskrone, oder dem Lohne eines Arbeiters; hier stellt er es unter dem Bilde des versprochenen Landes, des vom Himmel herabfallenden Manna, dort unter jenem eines Thrones, eines Senfkörnchen, eines Seehafens vor. Aber so verschieden auch diese Bilder sind, so enthalten alle dieselbe Lehre. — Gleicht es einem Schatze, so muß man alles verkaufen, damit man vor allem Eigenthümer des Ackers werde, dann muß man fleißig nachgraben bis man den Schatz findet. — Ist es eine Siegeskrone, so muß man tapfer streiten, bis man seine Feinde überwunden hat. — Ist es ein verdienter Lohn, so muß man gleich dem Taglöhner arbeiten, und die Last des Tages und der Hitze tragen. — Ist es das versprochene Land, so muß man es erobern helfen, und wissen, daß der Eingang in dasselbe nicht allen vergönnt ist. — Ist es das himmlische Manna, so wissen wir gleichfalls, daß es nur dem auserwählten Volke, nur jenem, der sieget, wie Johannes schreibt, gegeben wird. — Ist es ein Thron, so kann man sich auch nur durch Kämpfe und Siege den Weg zu demselben öffnen. — Ist es ein Senfkörnchen, so bedarf es einer fleißigen Wartung damit es zu einem Gesträuche aufwachse, auf welchem die Vögel ruhen können. — Ist es ein Seehafen, so müssen die Schiffleute fleißig rudern, daß sie von keinem Ungewitter überfallen werden, und nicht an Klippen scheitern, bevor sie in denselben gelangen. Alle diese Gleichnisse beweisen uns also, daß

man nur durch vieles Arbeiten und Streben, durch viele Streite und Siege die ewige Krone erringen und in den Himmel gelangen kann, denn wie der h. Gregorius sagt, ein großer Lohn setzt auch eine große Arbeit voraus; mit Gewalt muß man streiten, und nur wer Gewalt gebrauchet, nimmt das Himmelreich weg.

Die Hoffnung der Seligkeit soll uns unter dem Drucke der Mühseligkeiten dieses Lebens aufmuntern.

Bey den Leiden, welche der Mensch erduldet, kommt es hauptsächlich darauf an, in welcher Verfassung das Gemüth dessen ist, der leidet. Sieht er bey Leiden, denen er nicht ausweichen kann, keinen Zweck und keine Vergeltung, so wird dadurch der Druck derselben sehr vergrößert, und oft bleibt ihm in seinen Quaalen nichts als die Verzweiflung übrig. Weiß er aber, daß derjenige, um dessentwillen er leidet, mächtig ist, ihm seine Leiden zu vergelten, um ihm einst einen hundertfachen Lohn dafür zu geben, so muntert ihn diese Hoffnung, welche im Schooße eines jeden Gerechten hinterlegt ist, vollkommen auf, und er spricht ganz getrost mit dem Apostel: „ ich leide, aber ich werde „ nicht zu Schande, denn ich weiß, auf wen ich „ mein Vertrauen gesetzt habe, und daß er mächtig „ ist, meine Hinterlage bis auf jenen Tag auf„ zubewahren. 2. Timoth. 1, 12. “ In welchem Verhältnisse die Leiden dieser Welt mit der zukünftigen Herrlichkeit stehen, die uns wird offenbar

werden, wußte er auch, denn alles, was der Mensch hier erdulden kann, hielt er für nichts, und hieß es etwas **Augenblickliches und Leichtes**. Wenn also der Christ einerseits überzeugt ist, daß alles, was ihm hienieden widerfahren kann, im Grunde von keiner Bedeutung ist, und andrerseits, daß diese augenblicklichen und leichten Trübsalen in uns das Gewicht einer ewigen Herrlichkeit bewirken, wie sollte ihm nicht wohl zu Muthe seyn? Wie sollte er sich nicht mit dem Apostel durch **seinen Glauben in der Hoffnung der Herrlichkeit der Kinder Gottes, und was noch mehr ist, sich der Trübsalen rühmen? Röm. 5, 2.**

Wo der Leichtsinn der Menschen in Absicht auf die ewige Glückseligkeit herrühret.

Der Trieb nach Glückseligkeit ist bey dem Menschen so thätig, daß er immer das, was er im Augenblicke selbst genießen kann, allem dem, was er billig hoffen dürfte, den Vorzug giebt; er prüfet nicht, ob er dabey nicht einen großen Verlust machet, den er nicht mehr ersetzen kann, oder ob er seine übereilte Begierde nicht theuer büßen muß. Aus dieser Ursache machet die Hoffnung einer ewigen Glückseligkeit auf sie wenig Eindruck. Der Leichtsinn des Menschenherzen gegen die überirdischen Dinge, sagt daher der h. Gregorius, rühret blos von dem Hange zu den irdischen her; so sehr sind die Menschen für das Zeitliche eingenommen, daß sie für das Ewige

kein Gefühl haben; anstatt ihre Augen gegen das himmlische Licht zu richten, und nach jenem Vaterlande zu seufzen, zu welchem sie berufen sind, verlieben sie sich gleichsam in den Verbannungsort, zu welchem sie verurtheilt worden sind, und suchen in ihrer eigenen Blindheit ein Vergnügen, welches sie nur im Himmel suchen sollten. Dies ist der traurige Zustand der Weltkinder; sie haben es bey sich fest beschlossen, sagt der Prophet, ihre Augen an die Welt zu heften. Ps. 16. Die Reize des gegenwärtigen Lebens feßeln ihre ganz irdischgesinnte Seele dermaßen, daß, nur was sie wirklich empfinden und genießen, auf sie etwas vermag, und darum halten sie die wünschenswerthe Erde für nichts. Ps. 105.

Sünde.

Unter allen Gegenständen, die auf den Kanzeln abgehandelt werden, giebt es eigentlich keiner, welcher an sich von einem so ausgebreiteten Umfange ist, wie die Sünde, weil alle Ermahnungen, Warnungen uud Belehrungen dahin zielen, den Menschen vom Bösen abzuhalten. Begnügt man sich aber die Sünde blos im allgemeinen zu betrachten ohne von irgend einer Sünde ins besondere zu reden, wie es hier unser Plan erheischt, so wird die Materie dadurch sehr eingeschränkt. Um also nicht in unter-

geordnete Materien, die ihre besondern Abhandlungen haben, einzugreifen, werden wir hier bloß von der Häßlichkeit der Sünde, von ihren Folgen und Wirkungen im Allgemeinen reden, und den Unterschied zwischen den sogenannten Todsünden und läßlichen Sünden bestimmen.

Erster Entwurf.
Ueber die Todsünde überhaupt.

Dem Menschen, der gewohnt ist, alles nach eigenen Begriffen zu schätzen, und nach irdischen Dingen abzumessen, ist es äußerst schwer begreiflich zu machen, welch ein großes Verbrechen die Todsünde ist. Hierin mag wohl auch eine der Hauptursachen liegen, warum die Menschen die Sünde überhaupt so leichtsinnig begehen, und warum sie es so wenig erkennen, wie bitter, und welch ein Uebel es sey, Gott seinen Herrn zu verlassen. Damit sie aus diesem äußerst gefährlichen Leichtsinne aufgeweckt werden mögen, wollen wir betrachten,

1 was die Sünde in Ansehung Gottes ist, und
2 was sie in Rücksicht auf denjenigen selbst ist, der sie begeht.

Nach den allgemeinsten Begriffe, welche die Menschen sich von der Sünde machen, ist sie ein gegen Gott verübtes Verbrechen. Aber um die Größe eines Verbrechens abzuschätzen muß man nicht bloß auf das Verbrechen selbst, sondern auch auf die Person sehen, welche dadurch beleidigt

wird. Nach diesem Grundsatze ist die Todsünde

a ein Verbrechen gegen die göttliche Majestät. Gott ist ein unendlichvollkommenes Wesen, und der Mensch ist nichts. Gott ist der Urheber und Schöpfer der Natur, und der Mensch ist blos ein von ihm abhängiges Geschöpf. Gott ist der höchste Gesetzgeber, und der Mensch, sein Unterthan empöret sich und will sich nicht unterwerfen.

b Die Sünde ist eine undankbare Verachtung Gottes und seiner Gutthaten. Gott hat den Menschen nicht blos Gesetze vorgeschrieben, sondern er erwies ihnen auch unzählige Gutthaten, welche sie unverdient genießen, und diese Gutthaten verachtet der Sünder.

c Sie ist die einzige Ursache des Kreuztodes Jesu. Hätte der Mensch niemals gesündiget, so wäre es nicht nothwendig gewesen, daß Gott seinen Sohn in die Welt schickte, damit er alles rettete was verloren war, und das Menschengeschlecht mit seinem Blute erkaufte.

Betrachten wir nun die Sünde in Ansehung des Menschen, der sie begeht, so werden wir ebenfalls erkennen, daß sie das größte aller Uebel ist.

a Sie beraubt seine Seele der heiligmachenden Gnade, welche ihr Leben ist, und durch diese Beraubung wird sie in den Augen Gottes ein Gegenstand des Abscheues.

b Sie tödet auch zugleich alle guten Werke, welche der Sünder etwa ausübet, und machet

sie für die ewige Seligkeit, die er sich dadurch erkaufen könnte, unfruchtbar.

s Sie verschließt ihm den Weg zu jener Glückseligkeit, zu welcher alle Menschen erschaffen sind, und für das eitle Vergnügen, welches er genoß, bringt sie ihm eine ewige Strafe.

Zweyter Entwurf.
Über die schädlichen Wirkungen der Todsünde.

Wenn die Betrachtung des Verbrechens, welches die Sünde in sich verwickelt, auf die Menschen, die sie so leichtsinnig begehen, nichts vermag, so sollte doch ein Blick auf ihre schädlichen Wirkungen sie abschrecken, und sie auf die bedenkliche Lage aufmerksam machen, in welche sie sich durch die Sünde versetzen. Giebt es wohl einen Gegenstand, der wichtiger ist, und mehr verdienet, bey ruhigen Stunden betrachtet zu werden? Laßt uns demnach

die schädlichsten Wirkungen der Sünde uns recht zu Gemüthe nehmen.

Gott, der ein unendlich vollkommenes Wesen ist, hasset alles, was seinen Vollkommenheiten zuwider ist. Wer also die Sünde begeht, der wird in den Augen Gottes

a ein Gegenstand des Abscheues und seines Hasses. Wie bedauernswerth ist aber der Mensch, der Gott hasset? Gott weichet von ihm zurück, und überläßt ihn sich selbst, seiner

eigenen Schwachheit, und sieht zu, wie er seinem Untergange entgegen eilet.

b Der Sünder wird der heiligmachenden Gnade, jenes himmlischen Geschenkes beraubt, welches das Leben seiner Seele ist, und ihm Ansprüche auf Gottes Freundschaft, auf das ewige Erbtheil giebt, welches er seinen getreuen Dienern vorbehält.

c Er wird auch der Verdienste beraubt, welche er sich durch seine vorhergehenden guten Werke erworben hatte, und diese sind so lange für ihn verloren, als das durch die Sünde verübte Verbrechen auf ihm ruhet.

d Er setzet sich der Gefahr eines ewiges Todes aus. Der Sünder ist nicht nur vom ewigen Himmelreiche ausgeschlossen, sondern es steht ihm eine ewige Strafe bevor, welcher er nicht ausweichen kann, wenn er seine Sünde vor seinem Hinscheiden nicht gut machet und sich mit Gott aussöhnet.

e Er legt sich durch die Sünde Feßeln an, und fällt unter die Knechtschaft derselben, und je länger diese Knechtschaft dauert, desto fester werden auch diese Feßeln, so daß es ihm zuletzt äußerst schwer wird, sie zu zerbrechen, und in die Freyheit der Kinder Gottes wieder zu treten.

Dritter Entwurf.
Ueber die läßlichen Sünden.

Wenn wir bedenken, daß wir, wie der Apostel Paulus sagt, durch die Taufe, welche wir empfangen haben, der Sünde abgestorben sind, und daß wir fernerhin nur für Christus leben sollen, so werden wir leicht erkennen, daß die christliche Vollkommenheit von uns nicht blos die Meidung der Todsünden fordert, sondern auch jene der läßlichen Sünden. Wer sich nur von den Todsünden enthält, sagt der h. Augustin, der hat den ersten Schritt zur christlichen Freyheit gemacht. Bey dem ersten soll aber keiner stehen bleiben, den obgleich die läßlichen Sünden der Seele den Tod nicht bringen, so setzen sie doch denjenigen, der sie leichtsinnig begeht, verschiedenen Gefahren aus. Um also in den Herzen der Christen auch von den läßlichen Sünden einen Abscheu zu erwecken, wollen wir betrachten,

1 wie man gewöhnlich in die läßlichen Sünden fällt, und

2 warum man sich gegen dieselben hüten soll.

Jene geringern Sünden, von welchen die seligste Jungfrau allein ausgenommen und kein Sterblicher vollkommen frey ist, entstehen aus verschiedenen Quellen, und werden deßwegen von Gott mit mehr oder weniger Missfallen angesehen. Unter allen sind jene Sünden die geringsten, welche man,

a a[illegible] Unwissenheit oder Ueberraschung begeht. Wer nicht unaufhörlich wachet, und

über all sein Denken und Dichten, über all sein Thun und Lassen fleißig nachdenkt, dem kann es bey einem sonst frommen Lebenswandel leicht geschehen, daß er falle. Aber er wird eben so leicht wieder aufstehen. Sieben mal fällt der Gerechte, und er wird wieder aufstehen, sagt Salomon. Spr. 24, 16. Bedeutender sind die läßlichen Sünden, welche man

b aus Hinläßigkeit begeht. Gegen die Sünden von dieser Art wäre es leicht sich zu hüten, wenn man weniger leichtsinnig wäre, und sich zur Gewohnheit machte, öfters auf sich selbst zurückzublicken. Wer Gott fürchtet, der vernachläßigt nichts. Pred. 7, 19. — Die bedeutendsten läßlichen Sünden sind jene, welche man

c aus Bosheit begeht. Zu diesen gehören vorzüglich jene Sünden, die man wohl erkennt, weil man aber weiß, daß sie der Seele den Tod nicht bringen, so enthält man sich absichtlich nicht von denselben, und mit diesem Grunde suchet man alle Aengstigungen des Gewissens wegen derselben zu beruhigen.

Damit aber der Mensch nicht verleitet werde, die läßlichen Sünden nicht zu achten, weil er sie für geringe Beleidigungen Gottes hält, und sich so in große Gefahren stürze, soll er billig betrachten, daß

a alle läßlichen Sünden, ob sie gleich den Menschen der Gnade nicht berauben, von Gott

verabscheuet werden; daß er denen, welche sie leichtsinnig begehen, seine heiligen Einsprechungen mehr oder weniger entzieht, und sie in jener Welt erschrecklich strafet.

b daß diese Sünden leicht jenen gefährlichen Zustand hervorbringen, den die h. Schrift Lauigkeit nennt.

c daß diese Sünden unvermerkt das Herz zu größern Sünden vorbereiten. Hätte Jesus uns nicht selbst versichert, daß wer die geringen Sünden verachtet, bald in größere Sünden fallen wird, so würde ein einziger Blick in die Erfahrung uns davon überzeugen, weil dies der Gang des menschlichen Herzens ist, im Bösen immer vorwärts zu gehen.

Vierter Entwurf.

Ueber die mit den läßlichen Sünden verknüpften Gefahren.

Wer unter dem Vorwande, weil die läßlichen Sünden die Seele der heiligmachenden Gnade nicht berauben, sich ein Geringes daraus machet, sie zu begehen oder nicht, handelt eben so thöricht wie derjenige, der nahe am Rande eines tiefen Abgrundes unbesorgt hin und hergehen wollte, weil der Boden unter seinen Füßen fest ist. Wie bald ist ein Mistritt gemacht! wie leicht kann ein Schwindel den Körper erschüttern, und einen Fall veranlassen! Es ist höchst wichtig die Menschen welche die läßlichen Sünden leichtsinnig begehen, auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen, und zu diesem Ende wollen wir ihnen

die Gefahren vor die Augen legen, welche die läßlichen Sünden mit sich bringen.

Wie wenig man über die Natur Gottes als des höchsten Wesens und über die Verhältnisse nachdenkt, in welchen wir Menschen mit ihm stehen, man wird finden

a daß eine jede Beleidigung Gottes, eine jede Handlung gegen seine heiligen Gesetze, so gering sie uns auch scheinen mag, an sich niemals etwas Geringes und Unbedeutendes seyn könne. Die läßlichen Sünden sind nur in Ansehung der Todsünden und nicht an sich gering, und so gütig die Barmherzigkeit Gottes auch ist, so sind doch die Strafen, welche sie ihnen vorbehält, erschrecklich.

b Wer einmal mit seinem Gewissen über die läßlichen Sünden streitet, und mit Gott gleichsam in Unterhandlung tritt, der hat auf ein wahrhaft christliches Leben schon Verzicht gethan; er will gleichsam zweyen Herrn dienen, Gott das Seinige geben und auch seiner Sinnlichkeit etwas gönnen. Daß hier eigentlich von den mit Wissen begangenen läßlichen Sünden die Rede ist, versteht sich von selbst.

c Wer alles thun will, was nicht tödlich ist, gleicht dem niederträchtigen Diener, welcher von seiner Arbeit nur so Vieles verrichtet, als zur Erhaltung des Lohns gefordert wird. Wie kann aber in einem auf solch eine Art

gestimmten Herzen Liebe Gottes seyn, und wo keine Liebe ist, wie kann dort seine Gnade seyn?

b Wer sich zum Gesetze machet, nur die läßlichen Sünden zu meiden, ist täglich im Falle zu prüfen, ob das, wozu seine Sinnlichkeit ihn reizet, von Bedeutung sey oder nicht. Wer ist ihm aber Bürge, daß er sich in solchen Prüfungen nicht irren wird? und wie leicht läßt sich der Mensch blenden, wenn er von seiner eigenen Sinnlichkeit zu einer Prüfung aufgefordert wird, auf welche ihr Interesse einen so großen Einfluß hat?

c Wer aus seinem Herzen den Hang zu den läßlichen Sünden nicht ausrotten will, der ist schon in einem für sein Seelenheil sehr zweifelhaften Zustande; ist er noch im Besitze der Gnade, so ist sie bey ihm wenigstens schon unthätig, und da sie von Natur wirksam ist, so ist der Augenblick ihrer Entweichung nicht mehr entfernt.

Fünfter Entwurf.
Ueber die nothwendigen Folgen des Leichtsinns in Absicht auf die läßlichen Sünden.

Wer die geringen Sünden nicht achtet, sagt der h. Geist, der wird bald in größere fallen. Dies ist der Gang des menschlichen Herzens. Ein Stein kann an der Oberfläche eines Hügels nicht liegen, er rollt herab; so auch das

Menschenherz neigt sich immer mehr zum Bösen, wenn dieser Neigung nicht entgegengearbeitet wird. Wer aber die läßlichen Sünden nicht fürchtet, der ist unthätig; der Fall in größere ist daher bey ihm unausbleiblich. Um diesen Erfahrungssatz in seinem ganzen Lichte darzustellen, wollen wir

die Folgen aufsuchen, welche der Leichtsinn in Absicht auf die läßlichen Sünden nothwendiger Weise nach sich zieht.

Wenn wir annehmen, daß Gott in der Austheilung seiner Gnaden, welche wir als unverdiente Geschenke von seiner freygebigen Hand empfangen, meistens auf den Eifer sieht, mit welchem man sie gebrauchet, so ergiebt sich,

a daß der Christ, der sich wenig um die geringere Sünden bekümmert, und die täglichen Gnaden Gottes zur Vermeidung derselben gebrauchet, von ihm nicht mehr so reichlich wird beschenkt werden. Sind aber diese Gnaden die einzigen Stützen, mittels welcher der Gerechte sich aufrecht hält, so muß nothwendiger Weise derjenige fallen, dem diese Stütze allmählig weggezogen wird.

b Der Eifer zum Guten steht mit jeder Neigung zur Sünde, so gering sie auch ist, im Widerspruche. Wo diese besteht, muß jener sinken; nach gleichem Verhältnisse sinkt auch die Liebe zu Gott, und so geräth man, obgleich mit verjüngten Schritten, zuletzt doch in einen Zustand, wo der Eifer zum Guten unter der

Gewalt der bösen Neigungen ganz danieder liegt.

c Der eingeborene Hang zur Sünde kommt immer mehr zu Kräften. Diesen Hang können wir uns wie einen Keim vorstellen, der im Herzen liegt; durch jede Uebertretung der göttlichen Gebothe trägt man zu dessen Entwickelung bey, und er wird um so kräftiger, als man hinläßiger ist und sich in Absicht auf seine Pflichten nicht einer gewissen Pünktlichkeit befleißt.

d Durch die Gleichgültigkeit gegen die geringen Sünden erschwert man sich die Vermeidung der größern. Ohne Mühe und Arbeit ist es unmöglich, die Sünde zu meiden; wird nicht täglich gearbeitet, so nimmt sie überhand und zuletzt reichen die gewöhnlichen Kräfte nicht hin. Daher kommt, daß dem frommen Christen die Vermeidung gewisser Sünden so leicht ist, da sie dem lauen so schwer fällt und dem Gottlosen gar unmöglich zu seyn scheint.

e Aus demselben Grunde ebnen sich unter den Füssen desjenigen, der sich um die geringen Sünden nicht bekümmert, die Wege, welche zu den größern führen. Für jeden Menschen stehen gleichsam zwey unbetretene Wege offen, der Weg zum Guten und jener zum Bösen. wandelt er beständig auf dem einen, so wird er betreten und leicht, da der andere, der auf

diese Art unbetreten bleibt, immer schwer und holpericht ist.

f Am meisten werden wir überzeugt werden, daß die läßlichen Sünden zuletzt zu den Todsünden führen, wenn wir bedenken, daß der Mensch bey den guten Vorsätzen, die er täglich machet, immer weniger erfüllt, als er sich vornimmt. Nimmt er sich also blos vor die Todsünden zu meiden, so wird er gewiß nicht lange bey diesem Vorsatze bleiben.

Stellen aus der h. Schrift.

Es giebt keinen Menschen, der nicht sündiget. 3. Kön. 8.

Du hassest alle, welche die Sünde begehen. Psalm. 5.

Siehe in den Sünden bin ich gebohren und in den Sünden hat mich meine Mutter empfangen. Ps. 50.

Auf die Sünder werden Stricke regnen, Feuer Schwefel und Stürme sind ihr Antheil. Ps. 10.

Meine Sünden sind über mein Haupt gestiegen, und sie drucken mich wie eine schwere Last. Ps. 37.

Wer kennt alle seine Sünden? reinige mich von meinen verborgenen Sünden. Ps. 18.

Den Gottlosen feßeln seine Sünden, und er wird mit den Stricken seiner Sünden gebunden. Spr. 5.

Wehe euch Gottlosen, die ihr das Gesetz des Herrn verlassen habet, statt des Friedens werdet ihr mit dem Fluche belegt werden. Syr. 41.

Fliehe vor der Sünde wie vor einer Schlange, ihre Zähne sind wie die Zähne des Löwen, welche die Seelen der Menschen tödten. Syr. 21.

Hüte dich je in eine Sünde einzuwilligen, und übertrete die Gebothe Gottes unseres Herrn nicht. Tob. 4.

Diejenigen, welche die Sünde begehen, sind Feinde ihrer Seele. Tob. 12.

Wisse und erkenne, wie bitter und welch ein Uebel es sey, Gott seinen Herrn zu verlassen. Jerem. 2.

Herr, gieb mir die Zahl meiner Sünden zu erkennen. Job. 13.

Am Tage des Gerichts werden die Menschen von jedem unnützen Worte Rechenschaft geben. Matth. 12.

Wer im Geringen ungerecht ist, wird es auch im Großen werden. Luk. 16.

Lasset die Sünde in euerm sterblichen Leibe nicht regieren, indem ihr euern Begierden folget. Röm. 6.

Da wir der Sünde abgestorben sind, warum sollten wir nach der Sünde leben? Das.

Wenn die Sünde vollbracht ist, so erzeugt sie den Tod. Jacob. 1.

Wir alle begehen viele Sünden. Das. 3.

Siehe, wie ein kleines Feuer einen großen Wald anzündet. Das.

Stellen aus den h. Vätern.

Jedermann fürchtet den Tod des Leibs und nur Wenige den Tod der Seele. Augustinus.

Du beweinest den Leib, von welchem die Seele gewichen ist, und du beweinest die Seele nicht, von welcher Gott sich entfernt hat. Ders.

Achte die geringen Sünden nicht für nichts; rühret dich ihre Häßlichkeit nicht, so erschrick vor ihrer Zahl. Ders.

Keine Sünde ist so gering, die nicht zunimmt, wenn man sie nicht achtet; nicht was man begeht, muß man betrachten, sondern wen man beleidiget. Ders.

Eine jede Sünde, sie mag schwer oder gering seyn, muß wieder gut gemacht werden, entweder von Gott, der sie strafet, oder von dem Sünder, der Buße thut. Ders.

Wer die Sünde begeht, ist ein Sclave der Sünde. Ambrosius.

Eine Seele, die Gott ergeben ist, ist für das Kleine wie für das Große beflissen; denn sie weiß, daß sie für ein unnützes Wort muß Rechenschaft geben. Hieronymus.

Die großen Hindernisse übersteige ich, und bey den Kleinen trete ich zurück. Auf den steilen Wegen gehe ich unermüdet vorwärts, und ich strauchle auf dem ebenen Pfade. Ders.

Wer eine Sünde begeht, ist ein Mörder; fragst du mich, wen er tödtet, so antworte ich dir, daß er nicht einen Fremden, nicht einen Feind, sondern sich selbst tödtet; seine eigenen Verirrungen sind seine Fallstricke, und die Beleidigung Gottes ist der Dolch. Tertullian.

Es ist unleugbar, daß die Sünde die Ursache alles Uebels sey. Chrysostomus.

Laßt uns die kleinen Sünden fliehen, denn es entstehen aus denselben große Sünden. Ders.

Werden wir durch die Gewohnheit mit den geringen Sünden gemein, so fürchten wir uns nachher nicht mehr in große Sünden zu fallen. Gregorius.

Hüte dich eine Sünde für unbedeutend zu halten, welche du mit Wissen begehest. Bernardus.

Mit den kleinen Sünden fangen sie an, und dann fallen sie in die großen. Ders.

Erkenne, o Mensch, wie groß die Wunden sind, und derentwillen es nach dem Rathschlusse Gottes nothwendig war, daß Christus verwundet wurde. Ders.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Wort Sünde versteht.

Nach dem allgemeinen Begriffe, den wir uns von der Sünde machen, ist sie eine Uebertretung

irgend eines Gesetzes, das Gott uns mittelbar oder unmittelbar vorgeschrieben hat. So oft man gegen das Gesetz Gottes handelt, wird man die Kraft dieses Gesetzes gewahr, man hört gleichsam die Stimme des Gesetzgebers, der uns heimlich an unsere Pflicht erinnert; diese Stimme ist, wie uns der h. Augustin versichert, sogar den rohesten Völkern nicht unbekannt; auch sie empfinden jenes innere Gefühl, worauf das Bewußtseyn des Unterschieds zwischen dem Guten und dem Bösen sich gründet, so dunkel und verworren ihre Begriffe in dieser Hinsicht auch seyn mögen. Daher bey jedem Menschen die Furcht und der Schrecken, wenn er der Stimme, welche ihn an seine Pflicht erinnert, kein Gehör giebt; daher die Vorwürfe des Gewissens, wenn die Sünde einmal begangen ist; daher das Bemühen seine Verbrechen sogar vor den Augen der Menschen zu verbergen, und sein Wesen immer im Dunkeln zu treiben. Der Sünder, der das Gesetz Gottes erkennt, dessen Kraft empfindet, und voraus weiß, daß Gewissensangst auf die Sünde folget, sie dennoch begeht, spricht gleichsam zu Gott, nein, ich werde nicht dienen. Die Sünde ist demnach eine Empörung gegen Gott.

Was eigentlich eine Todsünde sey.

Daß unter den verschiedenen Uebertretungen des Gesetzes Gottes die einen wichtiger als die andern sind, je nachdem sie mit mehr oder weniger Bosheit begangen werden, oder der Gegenstand

selbst von einer größern Wichtigkeit ist, läßt sich leicht begreifen. Indeß kommt hierin alles auf den Willen des höchsten Gesetzgebers an. Wenn wir mit dem h. Augustin den Fall annehmen, daß Gott zu uns wie einst zu Adam sagte: so oft ihr das geringste meiner Gebothe übertretet, mag es auch noch so unbedeutend scheinen, so entziehe ich euch meine Gnade, die das Leben euerer Seele ist, und ihr werdet aller Ansprüche auf die ewige Glückseligkeit verlustig, dürften wir uns über diese Strenge Gottes beklagen? Wollen wir mit dem trägen Diener des Evangeliums zu ihm sprechen: Du bist ein strenger Herr, so würde er auch zu uns sagen, ich verurtheile euch nach euerer eigenen Aussage; ihr wisset, daß ich von euch einen pünktlichen Gehorsam fordere, und daß ich jede Uebertretung meiner Gesetze mit aller Strenge ahnde, so verhaltet euch darnach, und hütet euch vor den geringsten Uebertretungen. Aber Gott, dessen Güte keine Gränzen hat, ist gegen uns Menschen nicht so streng; er nimmt auf unsere Schwachheit Rücksicht, und wenn wir nicht in wichtigen Stücken gegen seine Gebothe handeln, so entzieht er uns seine Freundschaft nicht; er läßt unserer Seele das Leben, so lange es seiner Barmherzigkeit möglich ist über seine Gerechtigkeit zu siegen. Also nur alsdann bringen unsere Verbrechen unserer Seele den Tod und werden deshalb Todsünden genannt, wenn sie von einer gewissen Erheblichkeit sind.

Die Sünde ist ein unendliches Uebel.

Wir würden sehr irren, wenn wir, um zu berechnen, welch ein Uebel die Sünde sey, die Sache blos an sich betrachteten, und ohne Rücksicht auf Gott sie entweder an dem daraus entstandenen Schaden oder an dem damit verknüpften Vergnügen abmessen wollten. Für Beleidigungen der Menschen gegen einander wäre dieser Maaßstab richtig. In Ansehung Gottes aber muß man zugleich betrachten, was Gott ist, der beleidigt wird, und was der Mensch ist, der beleidiget. Ist zwischen Gott und dem Menschen ein unermeßlicher Raum; ist sein Wesen über jenes des Menschen unendlich erhöht, und steht der Mensch von ihm in einer vollkommenen Abhängigkeit, so sind unstreitig die Beleidigungen, welche die Menschen ihm zufügen, auch unendlich. Wer wird es in Abrede stellen, daß die Unbilde eines Unterthans gegen seinen Regenten weit größer sey als dieselbe Unbilde, welche er seinem Nachbar zufügte? Hat dieser Unterschied einen andern Grund, als weil der Regent auf einer höhern Stufe steht als der Unterthan? Wenden wir nun diesen Grundsatz auf Gott an, so bleibt kein Zweifel mehr, daß die Sünde nicht ein unendliches Uebel sey.

Aus dem Tode Christi läßt sich auf die Häßlichkeit der Sünde schliessen.

Was vermag uns mehr von der Häßlichkeit der Sünde zu überzeugen als die Betrachtung, daß Je-

sus um seinen erzörnten Vater mit der Welt wieder auszusöhnen, und ihm für die zugefügte Beleidigung genug zu thun, den grausamsten Tod am Kreuze erduldet? Ist es für unsere Vernunft eine Art von Geheimniß, daß eine Sünde, die oft nur ein Augenblick dauert, und ein eitles Vergnügen bringt, eine ewige Strafe verdient, so ist es ein noch weit größeres Geheimniß, daß nur Gott selbst die Genugthuung leisten konnte, welche die göttliche Gerechtigkeit forderte. Wer begreift dies? Indeß können wir den Tod Jesu am Kreuze nicht leugnen, so lange wir Christen bleiben wollen, denn er ist die Grundlage des Christenthums; und wäre Jesus nicht am Kreuze gestorben, und nach drey Tagen wieder auferstanden, so wäre unser Glaube eitel. Wir müssen demnach uns auch überzeugen, daß die Sünde, welche solch eine Genugthuung erforderte, ein unendliches Uebel ist, und folglich, daß sie nur durch eine ewige Strafe abgebüßt werden kann, wenn sie durch die Verdienste des Kreuztodes Jesu nicht getilgt worden ist.

Durch die Todsünde wird die Seele aller vorher erworbener Verdienste beraubt.

Es ist eine Glaubenswahrheit, worüber kein Christ den geringsten Zweifel haben darf, daß der Sünder, so bald er ein solches Verbrechen verübt hat, welches die Seele der Gnade beraubt, sogleich auch aller bis dahin erworbener Verdienste beraubt werde. Wäre sein Wandel seit vielen Jahren noch so er-

baulich gewesen, und hätte er sich noch so eifrig beflieſſen, ſeine Sinnlichkeit nieder zu machen und hohe Tugenden auszuüben, ſo iſt alles dies für ihn verloren. Hätte ich ſolch einen lebhaften Glauben, ſagt der Apoſtel, daß ich Berge verſetzen könnte und die Liebe, das iſt, die heiligmachende Gnade nicht, ſo bin ich Nichts. Der Prophet Ezechiel erklärt uns dieſe Wahrheit mit ausdrücklichen Worten. „Wenn der Gerechte, ſagt er, von ſeiner Gerech„tigkeit, abweichet, und die Sünde begeht, ſo „wird Gott ſich der Werke der Gerechtigkeit, die „er bis dahin verrichtet hatte, nicht mehr erinnern. „18, 27.“ Man ſchließe nun hieraus, welche Verwüſtungen die Sünde in der Seele des Sünders anrichtet; wo ſie wohnet, iſt Greuel, Fluch und Tod; allen guten Werken, welche der Sünder etwa verrichtet, benimmt ſie jene ſelige Kraft, die bis über das Grab hierüber zum ewigen Leben wirket. Dieſer Fluch bleibt auf dem Sünder ſo lange ruhen, als er auf die verlaſſenen Wege nicht wieder zurückkehret und ſich mit Gott ausſöhnet; alsdann giebt ihm Gott mit dem Leben der Seele alles, was er verloren hatte, wieder zurück.

Vergebens ſuchet der Sünder ſich durch die Schwachheit ſeiner Natur zu entſchuldigen.

Daß ein geheimer und ſehr kräftiger Trieb alle Menſchen zur Sünde reize, iſt eine Wahrheit, die wir alle aus eigener Erfahrung wiſſen. Aber dienet dies dem Sünder zur Entſchuldigung? So heftig

auch dieser Hang ist, so bleibt dem Menschen immer noch die Freyheit ihm zu folgen oder zu widerstehen. Sind seine eigenen Kräfte zu schwach, so hat er die Gnade Gottes, welche ihn stärket, und ermangelt ihm diese, so steht ihm ja der Weg zum Gebethe offen, wie der h. Augustin sagt, und Gott läßt die Bitten, durch welche man ihn um Hilfe ruft, niemals unerhört. So oft also der Sünder unter der Last seiner verdorbenen Natur dahin sinkt, und sich von seiner Sinnlichkeit überwinden läßt, so ruhet die Schuld immer blos auf ihm, weil die Waffen, womit er des Sieges versichert gewesen wäre, ihm zu Befehle standen.

Der Christ soll sich sogar befleißen, alle läßlichen Sünden zu meiden.

Wenn die Menschen bey jenen gesetzwidrigen Handlungen, welche wir läßliche Sünden nennen, mehr auf die Majestät Gottes, den sie beleidigen, als auf die Handlungen selbst Rücksicht nehmen wollten, so wäre es eben nicht nothwendig ihnen zu beweisen, daß in Ansehung Gottes keine Sünde für etwas Geringes und Unbedeutendes, angesehen werden kann, und folglich daß ein jeder Christ sich aufs eifrigste befleißen soll, alle zu meiden. Die Strenge, mit welcher Gott sie im alten Bunde bestrafte, läßt uns keinen Zweifel in dieser Hinsicht übrig. Der Unglückliche, der am Sabbathe einige Stückchen Holz auf-

klaubte, die sein Bedarf vielleicht erheischte, hat doch gewiß nur eine geringe Sünde begangen, und er mußte des Todes sterben. Die Schwester des Heerführers Israels mußte ein geringes Murren mit dem Aussatze, welcher eine der erschrecklichsten Krankheiten war, büßen. Und Moses selbst, der Auserwählte Gottes, weil er in einem bedenklichen Umstande etwas Mistrauen äußerte, wurde deshalb von dem gelobten Lande, wonach alle seine Herzenswünsche sich richteten, ausgeschlossen. Wären also jene geringen Sünden, die wir läßliche Sünden nennen, nicht von großer Bedeutung, würde Gott sie so strenge gestraft haben?

Wer die läßlichen Sünden nicht meiden will, befindet sich in einem für sein Seelenheil gefährlichen Zustande.

Wenn schon die läßlichen Sünden, so zahlreich sie auch wären, die Seele der Gnade Gottes nicht berauben, und die ewigen Strafen nicht nach sich ziehen, so ist doch derjenige, der sie nicht meiden wollte blos aus dem Grunde, weil es keine Todsünden sind, in einem sehr gefährlichen Zustande. Schon die Stimmung seiner Seele ist von einer Art, daß die Gnade über kurz oder lang aus derselben weichen müßte. Denn wie läßt sich denken, daß ein Mensch in der Freundschaft Gottes bleiben könnte, der mit ihm gleichsam unterhandeln, und sich nichts daraus machen wollte ihn zu beleidigen, wenn er nur nicht so weit geht, daß er sich der Verdammung aussetzet? ihn kümmern also die Unbil-

den nicht, die er Gott zufüget, sondern nur die Strafen, welche etwa darauf folgen könnten, und wären diese nicht, so würde er mit der größten Gleichgültigkeit eben auch die schwersten Verbrechen ausüben. Man mache sich nicht irre über einen solchen Menschen, der mit Absicht und vorsetzlicher Weise die läßlichen Sünden begeht, und sie darum nicht meiden will, weil sie die ewigen Strafen nicht nach sich ziehen: ein solcher Mensch, der bey dergleichen Gesinnungen bleiben will, ist gewiß kein Freund Gottes, und zuverläßig trägt er schon das Zeichen der Verwerfung an seiner Stirne.

Auf welche Art die läßlichen Sünden unvermerkt zu Todsünden führen.

Gleichwie eine einzige Gnade, welcher man fleißig mitwirket, der erste Anfang einer hohen Vollkommenheit werden kann, eben so kann auch eine einzige läßliche Sünde, welche man nicht achtet, ein einziges Laster, welches man verhinläßiget, eine einzige Leidenschaft, welche man für unschuldig hält, zu den größten Schandthaten führen. Nicht mit großen Verbrechen haben jene Sünder, deren Wandel so ärgerlich ist, ihre Lasterbahn angefangen, denke zurück, wie waren die ersten Schritte beschaffen, welche du den Todsünden, die dich vielleicht heute noch feßeln, entgegenthatest? Ein bloßer Gedanken, bey welchem du dich unbesonnen aufhieltst; eine erste Begierde, die du nicht erstüktest, ein Blick, den du nicht abwendetest; ein zwey-

deutiges Wort, welches du nicht mit Unwillen anhörtest: dies war, wenn du so weit hinaufsteigen willst, die erste Ursache deiner nachherigen Sünden. Sie sind vielleicht sehr entfernt und schon lange aus deinem Gedächtnisse ausgelöscht, diese ersten Streite zwischen deiner Unschuld und der Versuchung, wo der Saamen der Tugenden, welchen eine sorgfältige Hand in dein Herz gelegt hatte, den verderblichen Lehren der Welt den Platz streitig machten; anfänglich zeigtest du dich tapfer, dann sank dein Muth, und so wichest du nach und nach, bis du das Schlachtfeld gänzlich verlassen hattest. So läßt man sich zu geringen Sünden, die es aber ihrer Folgen wegen nicht sind, ohne Wiederstand hinreißen, und damit hat man jene Schaam vor der Sünde, welche die schönste Blüthe der Unschuld ist, schon verloren. Nicht mehr wie vorhin betrachtet man sie mit Abscheu sondern vielmehr mit einer Art von Wohlgefallen, und allmählig verschwinden auch alle Aengstlichkeiten wegen der läßlchen Sünden. Alsdann ist man nicht mehr besorgt, wie man Gott gefalle, sondern bloß daß man ihm weniger misfalle; man ist nicht mehr bemüht durch eine genaue Erfüllung aller seiner Pflichten die Gnade Gottes zu verdienen, sondern man rechnet, wie weit man ihn beleidigen kann, ohne sich seine ewigen Strafen zuzuziehen. Indeß hat man die Liebe zu allen freywilligen Andachtsübungen und dergleichen guten Werken verloren, und man befindet sich im Zustande der Lauigkeit, dessen Gefahren man

nicht erkennt; die Gnaden empfängt man, ohne es zu wissen, nicht mehr so häufig, die Versuchungen wirken kräftiger und die Bezauberungen sind täuschender. Schon wandelt man am Rande des Abgrunds, nur noch um einen Schritt ist man davon entfernt. Wird man ihn nicht auch noch thun, da man schon so viele demselben entgegengethan hat? — Ach wer dies behaupten wollte, kennt das Menschenherz nicht.

Bey den Untersuchungen, ob etwas eine Todsünde oder bloß eine läßliche Sünde sey, geht man leicht irre.

Wer sich vornimmt, blos die Todsünden zu meiden, ist sehr oft im Falle die Sache zu prüfen, die er sich erlauben will, um sich zu überzeugen, ob er etwa nicht eine schwere Sünde begehe. Wie ist aber möglich, daß die Eigenliebe auf solche Untersuchungen, bey denen sie so Vieles zu verlieren hat, nicht einen Einfluß habe? Wer weiß nicht, wie verführend die Blendungen der Eigenliebe sind, wie sehr diese sich bemühet, den Menschen irre zu machen und wie geneigt ein jeder ist, ihre Einsprechungen für wahr zu halten? Wo ist der Mensch, der ihnen trauen darf? Wer ist im Stande es für sich selbst zu entscheiden, ob bey jenen sündhaften Gedanken, wobey unser Geist sich immer etwas verweilet, nicht eine solche Einwilligung statt hatte, welche die erste Stufe der Todsünde ist? Wer kann sich selbst versichern, ob er bey jener Sparsamkeit, die er so gern für eine kluge Wirthschaft hält,

nicht jene Gränzlinie überschreitet, wo sie Geiz und Hartherzigkeit gegen die Dürftigen ist? Wer kann es verbürgen, daß jene innerliche Abneigung, jene widrigen Gefühle, die man beym Anblicke seiner ehmaligen Feinde erblicket, blos unwillkührliche Regungen der Natur sind, die man nicht in seiner Gewalt hat, oder ob sie etwa nicht Geburten einer gekränkten Eigenliebe sind, die sich zum verzeihen nur halb entschlossen hat? Wer kann es bestimmen, wo bey dem Genusse der Speisen und Getränke die Mäßigkeit in das Laster der Unmäßigkeit übergeht? Ach, wer das Menschenherz kennt, wird sich leicht überzeugen, daß wer die läßlichen Sünden nicht meidet, bald in Todsünden fallen wird.

Die Schwachheit der Menschenvorsätze ist ein anderer Beweis, daß die läßlichen Sünden zu Todsünden verleiten.

Eine tägliche Erfahrung lehret uns, daß der Mensch bey den guten Vorsätzen, welche er machet, immer etwas zurückbleibt, und nie alles, was er sich vorgenommen hat, zu Werke bringt. Wer hat nicht schon in jenen seligen Augenblicken, wo die Gnade Gottes laut in seinem Herzen sprach, die schönsten Vorsätze gemacht? Hat er sie ausgeführt? blieb er nicht immer um etwas und oft um Vieles zurück? Du nimmst dir vor l. Chr. blos die schweren Sünden zu meiden, und du willst auf der Leiter der Vollkommenheit niemals bis auf jene Stufe herabkommen, wo Verbrechen und Tod ist. Mag

dein Vorsatz auch noch so fest und ernsthaft seyn, wirst du ihn wohl pünktlich ausführen? Ach nein! so wie bey allen deinen guten Vorsätzen wirst du auch hier zurückbleiben, auch hier wirst du weniger thun als du willens bist, und deine Vermessenheit wird dich in das ewige Verderben stürzen.

Tadelsucht, Siehe Verleumdung.

Tod.

Den Tod betrachten wir hier nicht als ein allgemeines Loos der Menschheit, als ein Naturgesetz, dem wir uns alle unterwerfen müssen, und ziehen auch nicht mit den Philosophen den Schluß daraus, daß wir ihn nicht fürchten sondern mit Großmuth erwarten sollen. Diese Ansicht des Todes bringt der Seele keinen Nutzen. Wir lehren über den Tod vielmehr das Gegentheil. Jedermann soll ihn fürchten in so fern nemlich von der Beschaffenheit des Todes, von dem Zustande des Gewissens bey dem Tode unser zukünftiges Loos für die Ewigkeit abhängt, und wir schließen daraus, daß weil der Tod gewiß und die Stunde ungewiß ist, es sehr nützlich sey an den Tod zu denken, über diesen Rathschluß Gottes Betrachtungen zu machen, und sich bey gesunden Tagen vorzubereiten.

Erster Entwurf.
Ueber den Tod überhaupt.

Der Mensch denkt nicht gern an sein Nichts, an die Gebrechlichkeit seiner Natur; was ihn an seinen Ursprung zurückführet, erinnert ihn zugleich an sein Ende; sein Stolz wird beleidigt, seine Eigenliebe gekränkt, sein Hang zum Genusse des Lebens erschüttert. Sterben, alles, was wir hier lieben, verlassen müssen, eine Leiche werden, eine Nahrung der Würmer, ein Schrecken der Natur: Dieser Gedanken empört alle unsere Sinne, verwirrt die Vernunft, betrübt die Seele und verbittert alle annehmlichkeiten des Lebens. Diese Furcht des Todes soll aber den Christen nicht niederschlagen, sondern ruhig und aufgemuntert bey dieser Ansicht dieses schreckenvollen Rathschlußes Gottes soll er sich dieselbe in Absicht auf sein Seelenheil zu Nutzen machen. Er soll immer diesen doppelten Lehrsatz vor den Augen haben:

1 Der Tod ist gewiß;

2 Die Stunde des Todes ist ungewiß.

Die Furcht vor dem Tode kann aus einem doppelten Ursprunge herstammen: weil die Natur sich gegen die Auflösung und die Trennung der Seele vom Körper empört, und weil die Folgen eines bösen Todes erschrecklich sind. Die Furcht von der ersten Art ist Kleinmuth und unter der Würde eines Christen. Die andere allein ist ihm nützlich.

a Hast du Ursache den Tod zu fürchten, so ver-

liere ihn nicht aus den Augen; denke, daß er gewiß kommen wird, daß du vergebens diesen Schrecken im Genuße des Lebens und der Vergnügungen zu vergessen suchen wirst. Der Tod hat noch keinen Menschen verschont.

b Die Furcht vor dem Tode wegen seiner Folgen in Absicht auf die Ewigkeit stammt immer von der Unordnung des Gewissens her. Es liegt also in unserer Gewalt unsere Seele von dieser Furcht zu heilen, und so wird die Gewißheit des Todes Nichts schreckhaftes mehr für sie haben.

c Der Schrecken vor dem Tode ist auch oft eine Gnade Gottes, durch welche er uns an die letzten Dinge erinnert. Nicht Jedermann giebt er diese Gnade; auf den verstockten Sünder machet die Furcht von dieser Art keinen Eindruck, wer also diese Gnade empfängt, der mache sich dieselbe zu Nutzen.

So gewiß aber der Tod überhaupt ist, so ungewiß ist für jeden ins Besondere die Stunde, in welcher er kommen wird. Ein jeder Christ soll demnach betrachten,

a daß die Menschen in jedem Alter unter der Macht des Todes stehen, von dem ersten Augenblicke ihres Daseyns bis in das höchste Alter; keine Gesundheit ist so fest, die er nicht schüttert, kein Mann so stark, den er nicht plötzlich daniederschlagen kann.

b Jederman stirbt im Augenblicke wo er am

wenigsten daran denkt. So sehr gewöhnt sich der Mensch an das Leben, daß der Tod ihm immer unerwartet ist; der abgelebte Greis sogar, wenn er sich auch nicht mehr viele Jahre versprechen darf, hofft wenigstens immer noch einige zu leben.

c Man stirbt nur einmal; alles hängt von dem Tode ab; ist er böse, so kann das Uebel nicht gut gemacht werden, Keinem ist noch vergönnt worden, darum auf die Welt wieder zurückzukehren, damit er eines andern Todes sterbe und jetzt im Herrn entschlafe.

Zweyter Entwurf.

Ueber den Nutzen des öftern Gedankens an den Tod.

Alles kommt darauf an, wie der letzte Augenblick unseres Lebens, unser Hintritt in die Ewigkeit beschaffen ist; von ihm hängt unser zukünftiges Loos ab, und dies ist die höchste Stufe aller Wissenschaften wohl zu sterben wissen.. Du wirst lernen wohl zu sterben, sagt der h. Augustin, wenn du lernest wohl zu leben. Wer also mit einem gegründeten Vertrauen einen guten Tod hoffen will, der muß vor allem seinen Lebenswandel wohl einrichten, sein Gewissen in Ordnung setzen, und aus demselben alles wegzuräumen suchen, was zu einem guten Tode ein Hinderniß seyn könnte. Der öftere Gedanken an den Tod ist in dieser Absicht das beßte Mittel:

1 Er lehret uns, wie wir leben sollen, und

3 er begründet die Hoffnung, daß wir des Todes der Gerechten sterben werden.

So lange der Mensch sich auf der Welt wie in seinem Vaterlande betrachtet, sieht er um sich nichts als Zauber und Täuschung, alles, sowohl das Gute als das Böse ist gleichsam mit einem Schleier bedeckt, der die wahre Gestalt der Dinge vor seinen Augen verbirgt. Gegen diese schädlichen Verirrungen kann ihn nur der Gedanke an den Tod schützen.

a Der Gedanke an den Tod zeigt ihm die Welt in ihrer wahren Gestalt; er beweist ihm, daß alles nur Augenblicklich und vorübergehend ist; daß die Güter und Vergnügungen dieser Welt uns in den Untergang führen, und so löset er unser Herz von allem Irdischen ab.

b Er überzeugt durch eine tägliche Erfahrung, daß kein Alter uns gegen den Tod sichert, und folglich daß ein jeder aus uns alle Augenblicke sterben kann. Dadurch erinnert er uns an die Nothwendigkeit, unser Gewissen ohne Verzug in Ordnung zu setzen, und uns bereit zu halten.

c Er erinnert uns an den Richterstuhl Gottes, vor welchem wir gleich nach unserm Hinscheiden erscheinen werden, und wo alles wird strenge gerichtet werden; er sagt uns, daß das Urtheil Gottes unwiderruflich seyn wird, und daß keinem Sünder eine Frist wird vergönnt wer-

den, in welcher er das Uebel wieder wird gut machen können.

„ Brüder, schreibt Paulus in seinem ersten
„ Briefe an die Thessalonicher, von den Sterben-
„ den sollet ihr wissen, daß ihr euch nicht wie die
„ andern nemlich die Heiden betrüben sollet, welche
„ keine Hoffnung haben. 4. " Bey ihnen begründete ihr christlicher Lebenswandel die Hoffnung eines guten Todes. Denn

a diejenigen, welche nach dem Geiste Gottes leben, sind berechtigt ein Vertrauen auf seine Güte und Barmherzigkeit zu setzen, und zu hoffen, daß er ihnen die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende, welche das Unterpfand eines guten Todes ist, geben wird.

b Der Gedanken an den Tod flößt uns unter dem Drucke der Müheseligkeiten dieses Lebens Muth ein; er muntert uns in unsern Leiden durch die Hoffnung eines bessern Lebens auf, und er stimmet unser Herz, daß wir uns freywillig in den Tod ergeben, ob er gleich eine unvermeidliche Strafe ist.

c Der Gedanken an den Tod lehret uns gleichsam zum Voraus des Todes der Gerechten zu sterben, indem er uns bewegt die Leidenschaften in uns zu ersticken, und unsere Sinnlichkeit, so oft sie uns zum Bösen reizt, abzutödten.

Dritter Entwurf.

Ueber die heilsamen Gedanken eines Christen bey dem Anblicke einer Leiche.

Nichts auf der Welt ist so auffallend, nichts so schreckbaft, woran der Mensch sich nicht gleichsam gewöhnt; wir hören täglich mit kaltem Blicke von Ungewittern erzählen, welche ganze Felder verwüsten, ganze Dörfer in Asche verwandeln, ganze Gegenden plötzlich überschwemmen; wir lesen die Geschichte der mörderschen Kriege, wo viele Tausende niedergehauen, ganze Städte verbrannt wurden und die allenthalben Krankheit, Elend und Hungersnoth um sich her breiteten, und wir verhalten uns dabey ganz gefühllos. So hören wir auch täglich die Sterbeglocke läuten, wir sehen Leichen zu Grabe tragen; oft begleiten wir sie sogar, und wir machen nicht eine einzige Betrachtung über den Tod, wir denken nicht, daß die Reihe nun bald auch an uns kommen dürfte. Sollte wohl ein Christ bey solch einem Anblicke gedankenlos verbleiben können? Wie nützlich, wie heilsam wären für ihn die Gedanken, welche der Anblick einer Leiche bey ihm erwecken sollte!

1. Er erinnert den denkenden Christen an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens.
2. Er erweckt in seinem Herzen den heilsamen Wunsch des Todes der Gerechten zu sterben.

Wer eine Leiche zu Grabe tragen sieht oder das Leichenbegängniß selbst begleitet, und dabey die Betrachtungen machet, welche der Umstand bey jedem

Christen natürlicher Weise veranlassen soll, wird erkennen

a daß der Mensch in jedem Alter unter der Macht des Todes steht; nicht blos abgelebte Greise fallen unter seiner unerbittlichen Hand dahin, sondern er stürzet auch Männer in der vollen Kraft ihrer Jahre, Jünglinge in der Blüthe ihres Alters ins Grab, und oft reißt er den kaum gebohrenen Säugling von der Brust seiner Mutter. — Er wird erkennen,

b daß alles in der Welt einem beständigen Wechsel unterworfen ist, und nur einen Augenblick dauert. Kaum haben wir angefangen des Lebens zu genießen, so müssen wir sterben; unsere Plane sind oft kaum entworfen, kaum haben wir die erste Hand an ihre Ausführung gelegt, so müssen wir schon alles verlassen. — Er wird erkennen,

c daß der Mensch nicht für diese Welt erschaffen ist, sondern für eine andere, wo sein Beruf ist ewig zu bleiben; daß er hier nur im Vorübergehen ist, und folglich daß derjenige thöricht handelt, der hier, in den eiteln Vergnügungen und Gütern der Welt seine Glückseligkeit suchet.

Wendet nun der betrachtende Christ seine Blicke von den Eitelkeiten dieser Welt auf das Heil seiner Seele hin, so wird er

a sich in die Lage des Verstorbenen hinein denken; er wird sich selbst zu Rede stellen, und zu sich sprechen: wenn die Reihe, wie es

leicht hätte geschehen können, an dich gekommen wäre, wenn nun du wirklich vor dem Richterstuhle Gottes ständest? ....

b Er blickt auf sich selbst zurück, prüfet den Zustand seines Gewissens, durchsuchet alles was nicht in Ordnung ist, und er lernet, was er vielleicht noch niemals gewußt hat, sich selbst kennen.

c Ist ihm der Zustand seines Gewissens bekannt, und weiß er, was ihn besonders ängstigen würde, wenn er plötzlich vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen müßte, so ist der erste Schritt zu seiner Bekehrung schon gethan, die Gnade Gottes wirket in seinem Herzen, und wohl ihm, wenn er diese heilsamen Regungen, welche der Anblick der Leiche bey ihm veranlaßt hat, sich wohl zu Nutzen machet.

Vierter Entwurf.

Ueber den Leichtsinn in Absicht auf den Tod.

Wenn man die meisten Menschen betrachtet, wie sie auf dieser Welt leben, wie sie sich um die Erwerbung irdischer Güter bemühen, wie sie mit Eifer darnach trachten zu allen Vergnügungen und Bequemlichkeiten zu gelangen, wie sie in alles dies ihre Freude, ihren Trost, ihre ganze Glückseligkeit setzen, so möchte man Glauben, der Tod gehe sie nichts an, und sie wissen ein Mittel ihm zu entweichen. Daß aber alle Menschen einst sterben müssen, davon überzeugt uns nicht nur der Rathschluß Got-

tes, sondern eine Erfahrung, die so alt als die Welt selbst ist, und die sich täglich unter unsern Augen erneuert. Ist dennoch die Gleichgültigkeit der Menschen in Absicht auf den Tod nicht ein unbegreiflicher Leichtsinn? — Laßt uns ihnen beweisen,

1 daß es eine große Thorheit sey, in seinem Leben nicht öfters an den Tod zu denken, und

2 daß es eine unverzeihliche Vermessenheit sey sich durch öftere Betrachtungen zu demselben nicht vorzubereiten.

In dem menschlichen Leben heißen wir denjenigen einen Thörichten, der bey seinen Handlungen niemals auf die Folgen sieht, und der die Gefahren nicht erkennt, in welchen er sich etwa befindet. Wollte also der leichtsinnige Christ, der niemals an den Tod denkt, nicht ein Thörichter genannt werden können, so müßte

a sein Leichtsinn für ihn keine böse Folgen haben können; man müßte ohne Gefahr den Tod aus seinen Augen verlieren können, oder man müßte versichert seyn, daß es im letzten Augenblicke immer in unserer Gewalt seyn wird, der Gefahr zu entgehen.

b Oder die Gefahr eines bösen Todes zu sterben müßte nicht sehr groß seyn, wie es die Gottlosen so sehr wünschen, und daß Gott, der unendlich gut ist, die Menschen, seine Geschöpfe nicht ewig strafen könne.

c oder wenn das Uebel einmal geschehen ist,

so müßte man es wieder gut machen können. Aber wer weiß nicht, daß noch keinem Todten vergönnt worden ist, aus jener Welt wieder zurückzukommen, um ein bessres Leben zu führen?

Die meisten Menschen, wenn sie auch überzeugt sind, daß ihr ewiges Loos von ihrem letzten Ende abhängt, und daß es äußerst gefährlich ist, unbereitet in jene Welt hinüber zu gehen, schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß ihnen immer so viele Zeit bleiben wird, als sie zur Vorbereitung nöthig haben werden. Welche Vermessenheit!

a Wer ist ihnen Bürge für die Barmherzigkeit Gottes? Hat er uns in der h. Schrift nicht an verschiedenen Stellen zu verstehen gegeben, daß er die Sünder, welche ihn in ihrem Leben verlassen haben, in ihrer letzten Stunde auch verlassen wird?

b Wer kann sie versichern, daß sie bey ihrem Ende die Hilfe der Priester und der h. Sacramente, die den Sterbenden so nothwendig ist, haben werden? Wie Mancher stirbt eines plötzlichen Todes, und wird derselben beraubt?

c Sey es auch, daß sie den Beystand des Priesters haben werden, wird nicht auch von ihrer Seite die gehörige Stimmung ihres Herzens erfordert? Wie schwer ist sie einem Sünder, der im Leben niemals an den Tod gedacht hat, und sich unerwartet am Rande des Grabes sieht?

Fünfter Entwurf.
Ueber den unvorhergesehnen Tod.

So gern auch der Mensch hier auf dieser Welt sich eine Hütte für die Ewigkeit bauen, und sich mit der Glückseligkeit, welche er genießt begnügen wollte, so kann er sich nicht bergen, daß alle Wünsche welche er in dieser Hinsicht machet, nur eitle Wünsche sind, und daß über kurz oder lange die Reihe auch an ihn kommen wird, diese geliebte Welt zu verlassen, und unter der Erde zu modern. Er sieht täglich, wie Junge und Alte, Gesunde und Kranke dahin sinken, beynahe ein jeder im Augenblicke, wo er nicht daran denkt, und wo er sich noch wenigstens einige Jahre zu leben verspricht. Die meisten Menschen sterben also eines unvorhergesehnen Todes. — Wer glaubt dies? Und doch wird nichts mehr durch die Erfahrung bestätiget. Laßt uns demnach

1 die Irrthümer darstellen, welche Ursache sind, daß die meisten Menschen eines unvorhergesehnen Todes sterben, und
2 unsere Aufmerksamkeit auf die Folgen eines unvorhergesehnen Todes richten.

Kann der Mensch nicht leugnen, daß er alle Augenblicke sterben kann, so glaubt er wenigstens, daß dies nicht wahrscheinlich sey, und hierin liegt

a der erste Irrthum, welcher Ursache ist, daß so viele Menschen eines unvorhergesehenen Todes sterben. Der Jüngling stüzet sich auf

seine Jugend, der gereifte Mann auf sein kraftvolles Alter, der Greis verspricht sich wenigstens noch einige Jahre. Der Tod kommt und für alle ist er gleichermaßen unerwartet.

b Man hat einen Stand angetreten, man hat sich Güter erworben man ist im Genusse ihres Ertrags; täglich entwirft man neue Plane sie zu erweitern, man macht Anschläge, man denket an die Mittel seinen Wohlstand zu verbessern. Man hat kaum angefangen die Entwürfe auszuführen, noch nichts ist vollendet, und schon kommt der Tod. Er kommt also unerwartet. — Zweyter Irrthum.

c Je länger man lebt, desto mehr liebt man das Leben und desto mehr gewöhnt man sich an dasselbe. Diese Gewohnheit wird so stark, daß man sich beynahe nicht überzeugen kann, daß das liebe Leben zuletzt doch ein Ende nehmen wird. Man wiegt sich in diesem Irrthum immerhin; der Tod kommt, und man hat noch nicht ernstlich daran gedacht.

Läßt sich aber etwas Thörichters denken, als in diesem Leichtsinne seine Tage dahin zu leben, und die Gefahr niemals zu vermuthen, in welcher wir beständig schweben, eines unerwarteten Todes zu sterben?

a An unserm letzten Augenblicke ist alles gelegen; ist unser Hintritt in die Ewigkeit nicht nach dem Sinne Gottes, so sind wir für eine ganze Ewigkeit verloren. Ein Geschäft von

Wichtigkeit erfordert Nachdenken und Vorbereitung.

b Nebst seiner Wichtigkeit ist das Geschäft unseres Hintrittes noch von der Art, daß es leicht mislingen kann. Männer, welche ihre ganze Lebenszeit auf dieses Geschäft verwendet haben, zitterten bey herannahendem Tode; wie soll es demnach denen zu Muthe seyn, für welche der Tod unerwartet kommt, und die im Leben niemals daran dachten?

c Mislingt das Geschäft, so kann es auch nicht mehr gut gemacht werden. Geht man einmal zu Grunde, sagt ein h. Vater, so geht man ewig zu Grunde. Was der unerwartete Tod am Schreckhaftesten hat, liegt in diesem Umstande, und eben dies verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.

Sechster Entwurf.
Ueber den Tod des Sünders.

Man kann sich keinen traurigern Anblick denken, als einen Sünder im Todesbette, gleich einem Kriegsheere, welches von einem zahlreichen Feinde umringt keine Rettung mehr sieht, wird auch der Sünder im Todesbette von allen Seiten geängstiget; in einem durch die Krankheit abgemarterten Leibe sind alle seine Geisteskräfte in voller Thätigkeit, durch die vielfältigen Gedanken, welche sich ihm aufdringen, und durch die verschiedenen Empfindungen, die das Herz wechselweise quälen, geräth

er in eine Verwirrung, die ihn eines solchen Nachdenkens, wie seine Lage es erforderte, unfähig machet. O daß doch alle leichtsinnige Menschen sich zuweilen den Sünder auf dem Todesbette vorstellten und sich vollkommen in seine Lage hineindächten! Sie würden sehen,

1 wie sie durch die Erinnerung an ihren vergangenen Lebenswandel gepeinigt werden, und

2 wie der Anblick der ihnen bevorstehenden Zukunft sie quälet.

In Ansehung seines vergangenen Lebenswandels wird der Sünder auf dem Todesbette gequält

a durch den Gedanken an die sündhaften Vergnügungen, welche er genossen hat, und die er jetzt so theuer büßen soll. Jetzt sieht er es ein, wie eitel sie waren, und wie thöricht derjenige handelt, welcher in denselben seine Glückseligkeit suchet. Alles dieß ist jetzt für ihn wie ein verfliegender Schatten, wie ein vorübereilender Bothe.

b Die Erinnerung an die vielen Gnaden, die er misbrauchet, an die h. Sacramente, die er entheiliget, an die christlichen Unterweisungen, die er verachtet hat, ängstigen ihn, und stürzen sein Herz in die äußerste Verzweiflung.

c Die Sünden, welche er niemals achtete, und mit einem unbegreiflichen Leichtsinne begieng, sieht er nun in ihrer ganzen Häßlichkeit; er

sieht sie vor seinen Augen gleichsam aufgehäuft, und keine Erinnerung an Bußwerke bringt ihm die Hoffnung einer Verzeihung.

Wendet er nun seine Augen von diesem gräßlichen Anblicke ab, und richtet er sie über das Grab hinüber in die Ewigkeit, die ihm ihre Pforten öffnet, so ist dieser neue Anblick für ihn noch erschrecklicher.

a Er sieht schon vor sich den Richterstuhl Gottes, wo alle seine Schandthaten, die er heimlich und öffentlich begieng ans Licht gezogen und genau abgewogen werden; er weiß, daß bey diesem Richter weder Entschuldigungen noch Abbitten etwas gelten werden.

b Jetzt erkennt er, wie erschrecklich es ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, welch ein Uebel es sey, Gott, seinen Herrn, verlassen zu haben. Und er vergeht vor Furcht und Angst in der Erwartung des Gerichts, welches über ihn kommen wird.

c Was er in seinem Leben niemals hat glauben wollen, daß nemlich der Sünder ein augenblickliches Vergnügen, in ewig dauernden Strafen wird büßen müssen, glaubt er jetzt, und diese traurige Ewigkeit sieht er jetzt vor seinen Augen mit allen ihren Schreckungen.

Siebenter Entwurf.
Ueber den Tod des Gerechten.

Der Tod blos als eine Trennung der Seele vom Leibe betrachtet, ist eine Gewalt, welche unserer

Natur gethan wird. Unter diesem Gesichtspunkte mag er für Jedermann etwas Schreckhaftes haben. Stirbt aber Jemand mit dem Trost eines guten Gewissens und mit einer gegründeten Hoffnung bald in ein bessers Leben hinüber zu gehen, so wird dadurch dem Tode sein Schrecken genommen. Für den Gerechten, sagt Salomon, ist der Tod nur ein angenehmer Schlaf: er ist das Ende einer mühsamen Reise, der Hintritt in sein Vaterland, nach welchem er sich während seiner ganzen Lebenszeit sehnte. Der letzte Augenblick, der für den Sünder so schreckhaft ist, bietet dem Gerechten aufmunternde Trostgründe dar, er mag

1 auf die Welt, welche er verläßt, zurücksehen, oder

2 in das Gebiet der Ewigkeit, die sich vor seinen Augen öffnet, hinüberblicken.

Eines Vergnügens beraubt zu werden, im Augenblicke, wo man den Reiz und eine heftige Begierde nach demselben empfindet, ist in demselben Augenblicke eine Quaal. Ist aber das Vergnügen von der Art, daß der Genuß jedesmal eine Reue nach sich läßt, und daß man ihn theuer büßen muß, so empfindet man, wenn der erste Reiz vorüber ist, einen um so größern Trost, es nicht genossen zu haben. In diesem Falle befindet sich der Gerechte im Sterbbette.

a Die Vergnügungen der Welt, die es ihn so viel kostete zu meiden, sieht er unter ihrem wahren Gesichtspunkte, er erkennt jetzt weit

deutlicher als in seinem Leben, wie eitel sie sind, und welche erschreckliche Folgen sie für die Ewigkeit nach sich ziehen, und er wünscht sich Glück, daß er sich durch ihren Zauber nicht hat verführen lassen.

b Doch da er auch ein Mensch war, wird er sich auch seiner Schwachheiten und Irrtritte erinnern. Aber sein Gewissen wird ihm das Zeugniß geben, daß er sie durch eine aufrichtige Reue und durch oft wiederholte Bußwerke wieder gut zu machen sich nach Kräften bemühet hat. Diese Erinnerung flößt ihm ein unbegränztes Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes ein.

c Auch in den Trübsalen und Mühseligkeiten des menschlichen Lebens, die seine Tage trübten; in den Verfolgungen, die er erduldete; in den Leiden, welche er ertrug findet er eine reiche Trostesquelle. Jetzt hat er alles ertragen, und er erwartet nun den Lohn, den Gott, der in seinem Versprechen getreu ist, ihm ertheilen wird.

Einen nicht weniger erquickender Trost empfindet der sterbende Gerechte, wenn er in die Ewigkeit hinüber schauet, die sich vor seinen Augen öffnet.

a Er erblickt den Richterstuhl Gottes, vor welchem er nun bald erscheinen wird. Aber er erschrickt nicht, weil er weiß, daß er die Güte Gottes in seinem Leben nicht misbraucht,

sondern die Gnadenmittel zur Tilgung seiner Sünden mit dem erforderlichen Eifer sich zu Nutzen zu machen gesucht hat.

b Er sieht jenes gelobte Vaterland, welches das Ende seiner Leiden, und das Ziel seiner Wünsche ist. Dieser Anblick stärket ihn in seiner letzten Krankheit, muntert sein Herz auf, und malet auf seine Stirne die Züge einer stillen Heiterkeit.

c Er sieht die Gesellschaft der Heiligen, in welche er nun bald aufgenommen wird; das selige Vergnügen, welches er alsdann genießen wird, kostet er schon voraus, und es eilet ihm von seinem Leibe erlöst zu werden, um zu demjenigen hinzugehen, den seine Seele liebt.

Stellen aus der h. Schrift.

Du bist Staub, und wirst wieder zu Staub werden. Gen. 3.

Meine Seele sterbe des Todes der Gerechten, und mein Ende sey dem ihrigen gleich. Num. 23.

Blos bin ich aus dem Schooße meiner Mutter hervorgekommen, und blos werde ich in denselben wieder zurückkehren. Job. 1.

Der Mensch, den das Weib gebährt, lebt nur eine kurze Zeit; er wird mit Elend überhäuft; wie eine Blume wächst er, und wird auch mit Füssen

getreten; er flieht wie ein Schatten, und bleibt niemals in demselben Zustande. Das. 14.

Die Tage des Menschen sind kurz, die Zahl seiner Monate ist nur dir bekannt, du hast ihr Ende festgesetzt, und Niemand kann über dasselbe hinausschreiten. Das. 14.

Der Tod des Sünders ist äußerst böse. Ps. 33.

Welcher Mensch wird einst leben ohne den Tod zu sehen? Ps. 88.

Der Tod der Heiligen ist angenehm in den Augen Gottes. Ps. 115.

O Tod, wie bitter ist dein Andenken für den Mann, der im Genusse seiner Güter ruhig lebt! Syr. 41.

Verrichte vor deinem Tode Werke der Gerechtigkeit, denn in der Hölle giebt es keine Nahrung mehr. Das. 14.

In allen deinen Werken denke an dein Ende, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen. Das. 7.

Dem Menschen ist sein Ende unbekannt, so wie die Fische mit Angeln und die Vögel mit Stricken gefangen werden, so werden die Menschen unerwartet am schrecklichen Tage vom Tode überrascht werden.

Unser Leben ist wie ein vorübergehender Schatten, und nach dem Tode ist keine Rückkehre mehr. Weish. 8.

Die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes, die Strafen des Todes werden sie nicht erreichen. Das. 3.

Wachet, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde. Matth. 25.

Seyd bereit, denn am Augenblicke, wo ihr nicht daran denken werdet, wird des Menschen Sohn kommen. Luk. 12.

Es ist beschlossen, daß alle Menschen einmal sterben sollen, und dann ist das Gericht. Heb. 9.

Der Tod ist das Lösungsgeld der Sünde. Röm. 6.

Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht. 1. Tessal. 5.

Wenn sie sprechen werden: nun sind wir ruhig und sehen, so wird der Tod plötzlich über sie kommen. Das.

Glückselig sind die Todten, die im Herrn entschlafen sind. Wahrhaftig, sagt der Geist, sie werden von ihren Arbeiten ausruhen, denn ihre Werke begleiten sie. Offenb. 14.

Stellen aus den h. Vätern.

Der Tod liegt eigentlich nicht in unserer Natur, sondern er ist die Strafe der Sünde. Augustinus.

Du thuest wohl daran, wenn du den Tod fürchtest; aber jenen Tod sollst du fürchten, den du dir durch deine Sünden bereitest. Ders.

Vom Augenblicke an, wo der Mensch zu leben anfängt, kann er schon sterben. Ders.

So viele Tage wir von unserm Leben zurücklegen, um so viel wird unser Lauf abgekürzt, und

alle Tage wird, was uns noch zu leben bleibt, weniger; die Zeit ist also nichts anders als ein Lauf, dessen Ende der Tod ist. Ders.

Der letzte Tag ist uns verborgen, damit wir einen jeden Tag wohl beobachten. Ders.

Wer wohl gelebt hat, wird nicht eines bösen Todes sterben und selten stirbt derjenige, der schlecht gelebt hat, eines guten Todes. Ders.

Eine Strafe der Sünde ist, daß der Sünder bey herannahendem Tode sich vergesse, so wie er im Leben Gott vergessen hat. Ders.

Gott hat uns zu unserm Nutzen den letzten Tag verborgen; denn es ist unser größter Nutzen, wenn wir immer an diesen letzten Tag denken. Ders.

Lebet wohl, damit ihr nicht schlecht sterbet. Ders.

Warum verlangen wir ein langes Leben, in welchem die Last unserer Sünden um so größer wird, als es von einer längern Dauer ist? Ambrosius.

Wir haben keine Ursache den Tod zu fürchten, wenn wir im Leben nichts begangen haben, dessen Folgen zu fürchten sind. Ders.

Kein Irrthum ist dem Menschengeschlecht so schädlich, als daß man sich darum ein langes Leben verspricht, weil die letzte Stunde Jedermann verborgen ist. Ders.

In allem was du thuest, siehe immer auf das Ende. Hieronymus.

Wer an den Tod denkt, wird leicht alles verachten. Ders.

Darum hat der Schöpfer uns unser letztes Ende verborgen, damit, weil wir den Tag des Todes nicht wissen, wir ihm immer nahe zu seyn glauben. Gregorius.

So hartherzig sind oft die Menschen, daß sie den Tod noch für entfernt halten, da sie seine Ankunft schon empfinden. Ders.

Der Tod ist eigentlich nur ein Schlaf, nur eine Reise, nur ein Uebergang vom Schlimmen zum Bessern. Chrysostomus.

Der Tod an sich ist kein Uebel, aber ein schlechter Tod ist das größte aller Uebel. Ders.

Willst du wissen, warum wir den Tod fürchten? Wir haben nicht ordentlich gelebt, und wir haben kein reines Gewissen. Wäre dies nicht, so würde der Tod nichts Schreckhaftes für uns haben. Ders.

Du lebst, als wenn du niemals sterben solltest, als wenn du dem Tode entfliehen könntest. Ders.

Bey jedem Werke sollen sie zu sich selbst sprechen: wenn du jetzt sterben müßtest, würdest du es thun? Bernardus.

Wie kannst du noch zu leben wünschen, da du nicht Muth genug hast zu sterben? Ders.

Der Mensch, der ungern stirbt, ist äußerst zu bedauern. Anselmus.

Wer in seinem Leben nicht an den Tod gedacht hat, verdient in seiner letzten Stunde keinen Trost. Cyprianus.

Ausgearbeitete Stellen.

Wie ein jeder Mensch seine Todesstunde immer noch entfernt zu seyn glaubt.

Wir sehen alle Tage Menschen von jedem Alter sterben, und die vielfältigen Zufälle, denen das menschliche Leben ausgesetzt ist, sind uns ein Beweis, daß Niemand sich nur eine Stunde Leben mit Gewißheit versprechen kann. Und nichts destoweniger hält sich ein jeder für überzeugt, wenn er nicht gefährlich krank ist, daß er ein hohes Alter erreichen wird. In diesem allgemeinen Vorurtheile mag wohl der Grund liegen, warum der Sünder seine Bekehrung von Tag zu Tag verschiebt und über die Gewißheit oder Ungewißheit derselben ganz ohne Sorgen lebt. Er machet Anschläge auf ein langes Leben, und Unternehmungen, die zu ihrer Ausführung und Nutznießung viele Jahre erfordern; in seiner Jugend sorget er schon für ein hohes Alter, und seine Vorkehrungen sind nicht bloße Maaßregeln einer Menschenklugheit, die sich mit dem Christenthume verträgt, indem sie ein langes Leben doch immer nur als eine bloße Möglichkeit betrachtet, sondern sie zwecken darauf, wie auf etwas Zuverläßiges, und dadurch widersprechen sie ganz dem Geiste des Evangeliums, welches uns versichert, daß nichts ungewisser, als der Tod sey.

Seyd zu jeder Zeit bereit, sagt der Heiland zu den Aposteln, denn zur Stunde, wo ihr nicht meynen werdet, wird des Menschen Sohn kommen. Luk. 12, 41. Die unerwarteten und manchmal ganz plötzlichen Todesfälle, die noch zu keiner Zeit sehr selten waren, erwecken unwillkürlich bey dem Sünder den Gedanken, daß auch an ihn die Reihe kommen könnte; denn kurz vor ihrem Hinfallen genossen die, welche augenblicklich verschwunden sind, eben so, wie er, einer festen und vielleicht einer noch festern Gesundheit; eben so, wie er, machten sie Rechnung auf ein langes Leben, und am Augenblicke, wo sie am wenigsten daran dachten, machte die unsichtbare Hand des Allmächtigen einen Strich über dieselbe. Schon sind die Gebeine eines Bekannten, eines Nachbars, eines Freunden, der vor wenigen Wochen noch in seiner schönsten Blüthe war, zu Staub und Moder zerfallen. Aber solche Erscheinungen betrachtet der Sünder wie sein Gesicht im Spiegel; er geht nur vorüber, und schon weiß er nicht mehr, wie er aussieht. So oft der Gedanke an den Tod sich seinem Verstande unwillkührlich aufdringt, weiset er ihn in eine entfernte Zukunft zurück, und heftet sich immer nur an das Gegenwärtige; dabey bedenkt er nicht, daß der immer fortgesetzte Genuß des Gegenwärtigen, ehe man sich's versieht, ganze Jahrhunderte, die jetzt noch zukünftig sind, verschlingt, und sie in die Vorzeit verschickt.

Wo das Vorurtheil in Absicht auf die Todesstunde herstammt.

Es ist kaum ein Vorurtheil, worüber der Mensch schwerer zurechtzuweisen ist, als über das Verhältniß der Zukunft mit der gegenwärtigen Zeit. Ein Tag folget auf den andern, und die Jahre verschwinden, wie die Wellen eines Stroms, der sich mit vielem Geräusche ins Meer stürzt. Aber weil nach jedem Tage, der sich in die Nacht verloren hat, immer wieder ein anderer anbricht; weil nach tausend verschwundenen Wellen sich wieder neue heranwälzen, so glauben wir immer dasselbe zu sehen, blos darum, weil wir etwas ähnliches sehen, und auf diese Art hörte für uns das Gegenwärtige niemals auf, gegenwärtig zu seyn; wir denken nicht, daß wir mit dem Laufe der Zeit fortgerissen werden, und daß wir, wie eine Welle, die vom Meere nicht mehr entfernt ist, auch unserm Ende mit gedoppelten Schritten entgegen eilen.— Der Sünder unterhält also in seinem Herzen diese Täuschung, weil sie ihm angenehm ist; sie schmeichelt seiner Eigenliebe, löset seinen Leidenschaften die Zügel, und betäubt die ängstigende Stimme des Gewissens. Er beruhigt sich mit dem leeren Vorhaben, bey anrückender Todesgefahr sein Gewissen in Ordnung zu setzen, und sich mit Gott zu versöhnen, den er indeß noch zu beleidigen fortfährt.

Kein Alter sichert den Menschen gegen den Tod.

Es geht kein Tag, keine Stunde vorüber, wo nicht viele Tausende dahin fallen, und meistens eines unerwarteten Todes sterben; bey der ungeheuern Anzahl der Menschen, welche auf der ganzen Welt sind, erneuert sich alle Augenblicke der Wechsel derer, die auf die Welt kommen, und derer, die sie verlassen. Wie wenig eine Stadt volkreich ist, höret man alle Tage die Sterbglocke läuten, oder man sieht einen Leichenzug vorübergehen. Erkundiget man sich nach dem Namen und dem Alter der Serbenden, so vernimmt man, daß bald ein abgematteter Greis, bald ein zarter Säugling; daß heute ein erwachsener Mann in der Kraft seiner gereiften Jahre und morgen ein Hoffuungsvoller Jüngling in der Blüthe seines Alters ein Raub des unerbittlichen Todes geworden ist. Können wir einen kräftigern Beweis verlangen, daß der Mensch zu allen Zeiten, schon im ersten Augenblicke seines Daseyns zum Tode reif ist? Man höret, daß hier einer ertrunken, dort ein anderer unter dem Schwerde eines Meuchelmörders gefallen ist; wieder ein anderer wird des Morgens in seinem Bette todt gefunden; plötzlich entstandene, Krankheiten, herrschende Seuchen raffen viele Hunderte in wenigen Stunden weg. Ist hieraus der Schluß nicht natürlich: Kein Mensch ist ein Augenblick gegen den Tod gesichert, und sollte nicht billig ein jeder Christ alle Tage, besonders des Morgens,

wenn er aufwachet, zu sich selbst sprechen: Heute ist vielleicht der letzte Tag deines Lebens, und nur Gott weiß es, ob du den Abend erleben wirst.

Der öftere Gedanken an den Tod ist sehr heilsam.

Alles auf der Welt ist wandelbar und vergänglich; Nichts von dem, was wir lieben, hat Dauer und Bestand; kaum hat unser Herz sich an etwas geheftet, so wird es gleichsam mit Gewalt davon losgerissen. Jeder Naturgenuß ist nur augenblicklich; jede Freude vergeht schnell, jedes Vergnügen verschwindet bald wieder, und der Mensch selbst fällt nach einem kurzen Leben erblaßt dahin; gleich einer Blume, die des Morgens blüht und des Abends schon wieder verwelkt, hat er kaum angefangen zu leben als er schon stirbt. Beym ersten Schritte, den er in die Welt macht, trägt er seinen Körper dem Sarge entgegen, und ehe er sich's versieht, ist er ein Raub des Todes. Die Zahl seiner Tage ist im Buche der Ewigkeit aufgezeichnet, aber ihm ist sie unbekannt. Der eine fällt frühzeitig, der andere grauet unter der Last der Jahre, aber ein jeder fällt unvermuthet, einem jeden scheint seine Lebenszeit nur ein Traum gewesen zu seyn, der wie ein Rauch verfliegt. — Man betrachte eine Leiche! Kalt und erstarrt liegt der Verstorbene im Sarge; sein feuriges Auge ist eingefallen und geschlossen, seine blühende Gesichtsfarbe ist verschwunden, seine Munterkeit ist verloschen, sein Leben ist Nichts. Bleich und entstellt liegt er vor unsern Augen, wir sehen an ihm schon Spuren der Verwe-

sung, und entsetzt über diesen widrigen Gegenstand beben wir zurück. Was vermag mehr uns die Vergänglichkeit alles Irdischen zu beweißen, als dieser Anblick? Wir sehen unsere eigene Hinfälligkeit gleichsam vergegenwärtigt; wir sehen, was auch wir und vielleicht bald seyn werden, und wie der Körper, den wir so zärtlich verpflegen, zu Staub und Moder schwinden wird. Steht nun der Chirst beym Anblicke einer Leiche etwas still und denket nach: werden diese Gedanken sich ihm nicht bald aufdringen? Wird er sich enthalten können, auf sich selbst anzuwenden, was er vor Augen hat, und sich in den Sarg an die Stelle des Verstorbenen hineinzudenken? Und wenn er diese Betrachtungen macht, werden sie nicht heilsame Wirkungen nach sich lassen? —

Wie man an den Tod denken soll.

Der Tod kann unter einem dreyfachen Gesichtspunkte betrachtet werden: entweder in Ansehung dessen, was schon geschehen ist, wenn er kömmt, oder dessen, was geschicht im Augenblicke seiner Ankunft, oder dessen, was alsdann noch geschehen soll. — Dem Menschen ermangeln die Gelegenheiten nicht, sich von dem zu überzeugen, was der Tod ist, denn es vergeht kein Tag, wo er nicht Leute von jedem Alter und Geschlecht dahin fallen sieht; so mancher seiner Freunde und Bekannten, mit dem er in nahen Verhältnissen stand, ist jetzt nicht mehr; er ist verblichen. Aber diese Begebenheiten, so nahe auch viele darum

ter uns zu Herzen gehen mögen, erwecken in unserer Seele noch keinen vollkommenen Begriff von dem, was der Tod ist. Der Freund weihet seinem hinscheidenden Freunde eine Thräne bloß deßwegen, weil er nicht mehr ist; der Sohn benetzt mit einem Thränenstrome den Sarg seines Vaters, von dem er seine Versorgung hoffte; die Tochter seufzet am Grabe einer Mutter, die sie liebte; der Gatte wirft einen traurigen Blick auf die Leiche seiner Gattin, welcher er sein Herz geschenckt hatte, und vergebens bemühet er sich, die zwischen seinen Augenliedern zitternden Thränen zurückzuhalten; die Gattin schwindet in Wehklagen am Grabe ihres Mannes, der ihre Unterstützung war, und heiße Thränen fließen von ihren Wangen herab. Indeß heilet die Zeit die Wunden wieder, welche die durch den Tod bewirkte Trennung dem Herzen der Trauernden schlug; alle hatten zwar bitterlich über die Verwüstungen geklagt, die er in Familien veranlaßt, aber keiner hatte ihn in seiner wahren Gestalt vor den Augen; keiner hat ihn gesehen, wie er eigentlich ist. Es ist daher nicht genug, daß man die Verwüstungen des Todes sehe, daß man selbst dadurch getroffen werde, und sie beweine, um sich einen vollkommenen Begriff vom Tode machen zu können, sondern man muß sich in die Lage des Sterbenden hineindenken; man muß sich lebhaft vorstellen, als läge man selbst am Rande des Grabes, und als sähe man den Augenblick schon, wo man von demselben wird auf immer verschlungen werden.

Der Gedanke an den Tod überzeugt uns von der Eitelkeit der Welt.

Was ist jetzt dieser Reiche, der in einem so großen Ansehen stand, der mit Pracht und Ehren umgeben war, und seinen Sinnen kein Vergnügen versagte? So fragt sich der denkende Christ, wenn der Leichenzug eines Mächtigen vorüber geht. Sein Leib zerfällt wie jener des Armen in Staub und Moder; er ist eben so ein Gegenstand des Abscheues und Entsetzens; nur in der äußern Hülle, in welcher beyde liegen, ist noch ein Unterschied. Der Sarg des einen ist kahl und dürftig; jener des andern ist mit Wappen geziert und mit Kunst gearbeitet; der Zug des erstern ist äußerst einfach, jener des Reichen ist prächtig. Aber nur noch ein Augenblick und auch die Pracht wird nicht mehr seyn; beyde werden nebeneinander unter die Erde gelegt; ihre Hülle verfault, ihre Gebeine schwinden, und bald ist von Keinem kein Ueberbleibsel mehr vorhanden. Das prächtige Grabmal, welches an der Stelle steht, wo der Sarg des Reichen hinabgelassen wurde, schützt ihn nicht gegen die Würmer. Sein Name wird zwar in Marmor gegraben, aber seine Person ist von der Oberfläche der Erde verschwunden; man liest die Inschrift, man geht vorüber, und schon hat man alles wieder vergessen. Ein trauriger Trost für einen Todten, wenn er auf der Erde nichts als seinen Namen in Marmor gegraben zurücklassen kann! — Man blicke nun über das Grab des Reichen auf seine unübersehbaren Besitzungen hinüber! Was

sind sie geworden? Ein Raub gieriger Erben, welche ihn im ersten Augenblicke vergessen, wo sie die Verlassenschaft unter sich zu theilen anfangen. Nicht eine Thräne der Dankbarkeit weihen sie ihm; nicht ein Gebeth verrichten sie für den abgestorbenen Gutthäter, und kaum legen sie ein unbedeutendes Opfer auf den Todtenaltar, um seine Seele zu erlösen. Handelt der Geizige nicht thöricht, wird der denkende Christ alsdann zu sich sprechen, wenn er in seinem Leben Schätze sammelt, und sich oft das Nothwendige versagt, um lachende Erben zu machen? Lohnet es der Mühe, sein Herz an Güter zu heften, die man im Tode verlassen muß? Wie sauer muß dem Reichen die Tennung von der Welt werden, wenn er an seine Besitzungen denkt, die bald in fremden Händen seyn werden? Wer diese Betrachtungen während des Lebens macht, wird gleich sein Herz von seinen Gütern ablösen, damit die Trennung in der letzten Stunde ihm nicht so viel Mühe koste; Er wird jetzt schon die Eitelkeit alles Irdischen einsehen, um sich nicht erst im Todesbette durch eine traurige Erfahrung davon überzeugen zu müssen.

Der Tod zeigt uns die Welt in ihrer wahren Gestalt. Die Erinnerung an die kurze Dauer des menschlichen Lebens, an die Eitelkeit alles Irdischen, an das vergebliche Streben nach einer wahren Glückseligkeit ist nicht hinreichend, in den Menschenherzen den Hang nach den Vergnügungen und Gütern dieser Welt auf eine wirksame Art zu schwächen, wenn

solche Betrachtungen nicht mit Rückblicken auf den Tod gemacht werden, der, wie der h. Chrysostom sagt, allen Dingen ihre wahre und natürliche Farbe giebt. Wer ist nicht geneigt die Güter der Erde für wahre und dauerhafte Güter zu halten? Würde man sonst mit so vielem Eifer darnach streben? Würde man sich ihres Besitzes so sehr erfreuen, sich über den Verlust derselben so sehr betrüben, und mit so inniger Theilnahme den Freund bedauern, dem sie entrissen worden sind? Man betrachte sie so lange man will, mit philosophischen Augen, man nehme sich noch so fest vor, dem Wechsel des Schicksals zu trotzen, und befleiße sich noch so sehr, sein Herz auf solch eine Stimmung zu bringen, daß es weder von eiteln Wünschen nach denselben sich brüste, noch über ihren Verlust traure. Wird man mit diesen Gedanken etwas ausrichten, wenn man nicht zugleich bedenkt: die Zeit des Genusses ist doch nur von kurzer Dauer, und mit dem Tode höret alles auf; von allem, was man mit großer Mühe wird gesammelt haben, wird man nichts mit sich ins Grab nehmen können; der Augenblick wird kommen, und er ist vielleicht nicht mehr entfernt, wo man uns von allem entblößt in eine Grube hinablassen, und wo man uns nur noch ein wenig Erde vergönnen wird, unsere Gebeine zu decken. Unsere Güter werden die Beute gieriger Erben werden, und für sie werden sie eben auch der Gegenstand einer ewigen Reue werden, wenn sie ihr Herz daran heften.

Was die Betrachtungen über den Tod in Absicht auf die Ewigkeit wirken.

Wenn der Christ, der gewohnt ist über die Angelegenheiten seines Seelenheils oft nachzudenken, die Bothschaft des Todes eines seiner Bekannten vernimmt, wenn er die Sterbeglocke läuten höret, oder einen Leichenzug vorübergehen sieht, so stellt er sogleich die Frage an sich selbst: wo ist nun in diesem Augenblicke die Seele des Verblichenen? Vertieft in Betrachtungen, welche diese Frage ganz natürlich veranlaßt, denkt er sich vor den Richterstuhl Gottes; er stellt sich vor, als wäre er gegenwärtig im Augenblicke selbst, wo die Seele des Verstorbenen zur Rechenschaft aufgefordert wird; wo ihre Verbrechen ans Licht gezogen, auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit abgewogen werden, und wo alsdann der Urtheilsspruch gesprochen wird, der ihr Schicksal für eine ganze Ewigkeit entscheidet. Ach! wie ist es ausgefallen, dieses erschreckliche Gericht, wo keine Nachsicht, keine Barmherzigkeit, keine Vergebung mehr zu hoffen ist? Wie ist jetzt der Zustand des Menschen, dessen Ueberbleibsel man jetzt zu Grabe trägt? Viele von denjenigen, die aus der Zahl der Lebendigen plötzlich ausgestrichen worden sind, und deren Leichenzug man oft selbst mit dem Gewande des Todes bedeckt bis zum Grabe begleitet hat, sind uns bekannt gewesen. Wir wissen, wie sie gesinnt waren, in welchem Grade der Verehrung die Religion und die Pflichten, die sie mit sich bringt, bey ihnen standen,

und in wie weit sie den Bezauberungen der Verführung mochten Widerstand geleistet haben, oder von ihnen getäuscht worden sind. Wir sind daher so ziemlich im Stande überhaupt zu urtheilen, wie ein jeder, der vor unsern Augen dahin fällt, vor dem Richterstuhl Gottes bestehen mag. Giebt es wohl viele darunter, von denen wir aufrichtig in unsern Herzen sprechen können, ich wünsche dereinst des Todes zu sterben, dessen du gestorben bist. — Wie natürlich dringt sich alsdann dem betrachtenden Christen auch noch jene Frage auf: aber wenn jetzt du an der Stelle des Verblichenen dahin gefallen wärest? denn eben so wie ihn hätte der Tod auch dich vom Gebiete der Lebendigen verstoßen können; Niemand ist gegen seine Verwüstungen gesichert, und es giebt kein Alter, wo man nicht zum Tode reif ist. Nun wärest du schon vor dem Richterstuhle Gottes gewesen, dein Urtheil wäre schon ausgesprochen, dein Loos für eine ganze Ewigkeit wäre schon entschieden! — Wer wird bey solch einer Rede mit sich selbst nicht vor Schrecken zittern? Und dieser Schrecken ist er nicht heilsam? Erweckt er nicht ganz natürlich den Wunsch des Todes der Gerechten zu sterben? Wird dieser Wunsch leer und fruchtlos bleiben, wenn man zugleich Gott um seine Gnade flehet, daß er doch wirksam werden möchte? Wird man den Eindruck, der veranlaßt wird, nicht festhalten, und ihm gemäß handeln?

Wie thöricht derjenige handelt, der seine Bekehrung auf das Todesbett hinausschiebt.

Der Gedanke, auf dem Todesbette Buße zu thun, geht dem Sünder darum so sehr ein, weil er sich einbildet, der Mensch müße ganz natürlich zur Buße gestimmt werden, wenn er sein Ende vor Augen hat, und wenn er die Welt, die jetzt für ihn alle ihre Reize verliert, verlassen muß.— Freylich, wenn zur Bekehrung weiter nichts erforderlich wäre, als nicht mehr zu sündigen, wenn man nicht mehr sündigen kann, als das, was geschehen ist, blos darum zu bereuen, weil man es bereuen soll, als die Welt auch zu verlassen, wenn sie uns verläßt, so wäre ohne Zweifel die Todesstunde unter allen Stunden des Lebens die bequemste zur Bekehrung, und derjenige würde am klügsten handeln, der seine Buße am weitesten hinausschöbe. Aber wie falsch eine solche Buße ist, wie wenig sie zum ewigen Leben helfen kann, fällt einem jeden in die Augen, der nur die geringsten Begriffe von einer wahren Bekehrung hat.— Der Mensch kann in dieser Hinsicht nichts thun, ohne die Gnade Gottes. Wie läßt sich aber denken, daß Gott einem Menschen mit seiner Gnade beystehen wird, der sie während seiner Gesundheit immer verachtet hat, und der sich jetzt nur deswegen zu ihm wendet, weil die Welt ihn verläßt? Wird er ihm Barmherzigkeit erzeigen, wenn seine Reue blos natürlich ist, und weder einen wahren Schmerzen wegen der begangenen Sünden, noch einen aufrichtigen Vorsatz, sie nicht mehr zu bege-

hen, im Falle er wieder genesen sollte, zum Grunde hat? Wie kann ein Herz mit solchen übernatürlichen Gefühlen, die selbst nur Wirkungen einer unsichtbaren Gnade sind, auf einmal gerührt werden, wenn er unaufhörlich am Zeitlichen haftete, und durch den Genuß so vieler irdischen Vergnügungen ganz abgestumpft und gleichsam abgehärtet ist? —

Wie es dem Sünder auf dem Todesbette gewöhnlich zu Muthe ist.

Dem Sterbenden schweben verschiedene Gedanken vor, die ihm die Welt unter einem ganz andern Gesichtspunkte zeigen, als er sie gesehen hatte. Er wirft einen ängstlichen Blick auf die Jahre zurück, die er durchlebt hat, und die jetzt nicht mehr sind. Mit Verwunderung sieht er, daß eben dasjenige, wonach er so eifrig strebte, ihm jetzt ganz zuwider ist, und ihn mit Schrecken erschüttert. Der Geizige verabscheut die Geldkasten, die er vorhin mit so vielem Wohlgefallen betrachtete, und die Erinnerung an die vielen angenehmen Stunden, die er mit Zählen zubrachte, schwebt ihm wie ein düsteres Schreckenbild vor den Augen. Der Ruhmsüchtige verflucht die Ehren, wozu er sich durch seine niederträchtigen Ränke erschwungen hatte. Der Verleumder bereuet jetzt die lieblosen Reden und Urtheile, woran sein menschenfeindliches Herz ein so großes Vergnügen empfand. Der Wollüstling zittert jetzt, wenn er an die Schandthaten denkt, die sein verdorbenes Herz ohne Schaam begieng. Die angenehmen Träume, die seine Ein-

bildungskraft so oft bezauberten; die reizenden Blendungen, die ihn mit so vieler Kraft anlockten; die glänzenden Täuschungen, unter welchen das Laster ihm so oft erschien, sind jetzt geflohen, und das ganze Welttheater, dessen Verzierungen so einehmend, so bezaubernd, so täuschend waren, zeigt ihm jetzt nur noch seine häßliche Rückseite. Ein jeder Sterbende jammert über die Tage, die wie ein Strom vorübergeeilt sind, und die ihm nur traurige Erinnerungen zurückgelassen haben. Ganz betrübt fragt er sich jetzt: ob dann din Welt nur ein Blendbild und das menschliche Leben nur ein Traum ist; Nun sind sie nicht mehr diese Tage; wie ein Schatten sind sie verflogen, und aus der Vergangenheit können sie nicht mehr zurückgerufen werden.

Wie erschrecklich der Tod des Sünders ist.

Wenn der sterbende Sünder auf das Grab hinsieht, welches sich zu öffnen anfängt, so entsetzt sich seine Seele vor dem gräßlichen Anblicke. Jetzt sieht er in seinem ganzen Umfange, was er niemals recht gesehen hatte, den häßlichen Zustand seines Gewissens. Die zahlreichen Sünden, worüber ihm von Zeit zu Zeit Gedanken aufstiegen, die er aber niemals vollkommen erkennen wollte um dadurch sein Herz der bangen Besorgniß zu entledigen, welche sie in demselben erweckten, stehen jetzt gleichsam vor seinen Augen; er sieht große Verbrechen, die er niemals geachtet hatte, er erkennt die bösen Gewohnheiten, denen er niemals nachspüren wollte, die Lieblingsnei-

gungen, die ihn so mächtig beherrschten, die heimlichen Begierden, denen er nichts versagte. Aber alles sieht er ohne Ordnung; alles erscheint ihm in der größten Verwirrung. Durch das ununterbrochene Zusprechen seiner Freunde und Verwandte, durch die dringenden Ermahnungen des Priesters, der noch den letzten Augenblick zu seiner Bekehrung benutzen wollte, und durch das Bild des nahen Todes, wird er von allen Seiten geängstigt und in die Enge getrieben. Schon fangen die Greuel, der Verwüstung an, sein Körper löst sich auf, es bleibt ihm nur noch ein Athemzug, und er ergiebt sich nicht. Der Anblick seines Endes, das ihm unwillkührlich vorschwebt, erweckt zwar in seinem Herzen Gefühle einer Reue, er will sein Gewissen in Ordnung bringen und sich ergeben, aber die Verwirrung ist zu groß, seine Reue ist nur natürlich und sein Wille verlischt wieder. — Sieht er über das Grab hinüber, so erblickt er den Richterstuhl, wo alle seine Verbrechen genau werden abgewogen werden; schon öffnet sich vor seinen Augen die Ewigkeit; sie entfaltet sich in einen unermeßlichen Raum aus, und die vielen Jahre, welche er durchlebt hat, kommen ihm jetzt nur noch wie ein Punkt vor, der an die Ewigkeit gränzt, und den der Tod gänzlich wegwischt. Ueber sich sieht er den glänzenden Hügel, den Wohnsitz der Seligen, und unter sich den düstern Abgrund, der sich öffnet, um ihn zu verschlingen. Dieser Anblick vergrößert seine Angst noch mehr, seine Verwirrung nimmt zu, er ist sich nicht mehr bewußt, er schließt die Augen, und — stirbt.

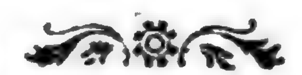
Wie tröstlich der Tod des Gerechten sey.

Der Tod hat an sich auch für den gerechtesten Menschen etwas Schreckhaftes; das Gericht Gottes, dessen Geheimnisse kein Sterblicher ergründen kann; die Finsternisse des Gewissens, in welchem vielleicht verborgene Sünden sind, die nur Gott kennt; die aus einem lebhaften Glauben entstehende Aengstlichkeit, wodurch man so manche unbedeutende Sünden für große Verbrechen hält, die Auflösung des Körpers und ein natürlicher Abscheu vom Grabe: alles dieses erschüttert auch den Gerechtesten in seiner letzten Stunde. Er faßt sich aber über diese ersten Eindrücke, sein niedergeschlagenes Gemüth richtet sich auf; er blickt in sein vergangenes Leben zurück, er sieht mit gleichem Auge die Welt, wie er sie immer gesehen hat, und weil er in derselben immerhin nur Eitelkeit sah, so kostet es ihn Nichts sie zu verlassen; den Priester, der ihm ankündiget, daß sein Ende nahe ist, betrachtet er als einen Engel des Himmels; er darf sich zum Hintritte in die Ewigkeit nicht vorbereiten, denn das war sein einziges Geschäft während ihres ganzen Lebens gewesen; alles ist schon in Ordnung, alles ist in Richtigkeit. Die h. Sterbesacramente empfängt er als eine Wegzehrung mit einer heißen Begierde; wie der Greis Simeon richtet er seine halbverloschenen Augen gegen Himmel: „ zernichte, o Herr, spricht er heimlich zu sich selbst, „ wenn es dir gefällig ist, die schwachen Bande, die

„ mich noch an die Erde feßeln; erlöse mich aus „ meiner sterblichen Hülle; mein einziges Verlan„ gen ist immer gewesen mit dir zu seyn, und jetzt „ da ich am Rande des Grabes, an dem Pforten „ der Ewigkeit liege, so erwarte ich getrost die Er„ füllung deiner Verheißungen." Gestärkt durch die Gnade Gottes, gereinigt durch die Heilsmittel der Kirche und einen christlichen Lebenswandel, aufgemuntert durch den Anblick der Krone, die seiner wartet, schließt der Gerechte seine Augen, er entschläft ruhig im Herrn, und kehrt in den Schooß zurück, aus welchem er gekommen war.

Exordien.

Auf jene Sonn- und Feyertage, an welchen die im achten Bande enthaltenen Materien abgehandelt werden können.



Reichthum.

Auf den zweyten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Gefahren der Reichthümer.

Der erste sagte: ich habe einen Acker gekauft, und muß hinausgehen, ihn zu besehen: ich bitte also mich zu entschuldigen. Luk. 14, 18.

Unter den Menschen ist kein Vorurtheil so allgemein wie jenes, welches die Glückseligkeit, wozu Jedermann einen unwiderstehlichen Trieb in sich empfindet, zum Gegenstande hat. Anstatt nur die Vernunft und die Religion zu Rathe zu ziehen, fragt man gewöhnlich nur seine Sinnlichkeit; was dieser angenehm ist und schmeichelt, das hält man für gut und wünschenswerth, als einen Theil von jener gränzenlosen Glückseligkeit, nach welcher man eigentlich strebet, und man untersuchet

nicht, wie man es doch billig thun sollte, ob eben das, was man so sehr wünscht und ohne Sorgen genießt, uns von der wahren Glückseligkeit nicht eher entfernet, als zu derselben hinführet. So halten die Menschen allgemein die Reichthümer als ein Mittel zur Glückseligkeit zu gelangen, und wie Manchen haben sie auf ewig von derselben beraubt, weil sie ihn von den Wegen, welche zu derselben führen, abgeführt haben. Dies lehret uns Jesus in dem Gleichnisse des heutigen Evangeliums.

„ Ein Mann, sagt er, hatte ein großes Gast„ mahl bereitet, und viele dazu eingeladen, aber „ alle Eingeladenen entschuldigten sich, und gaben „ verschiedene Vorwände vor um nicht zu erschei„ nen.„ Nach der Auslegung der h. Väter verstand Jesus im eigentlichen Sinne unter dem Gastmahle die Religion des neuen Bundes, das Christenthum, und die damit verknüpfte Glückseligkeit. Diejenigen, welche er zuerst einladen ließ, sind die Juden, und besonders die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche verschiedene Entschuldigungen vorwendeten, um ihre Abneigung von der Lehre Jesu gleichsam zu rechtfertigen. Der erstere, welcher vorgab, er habe einen Acker gekauft, den er besehen müsse, ist ein treffendes Bild jener Menschen, welche ihre Glückseligkeit in den Gütern der Erde suchen, und daben ihre Religion aufopfern, die allein sie zu jener Seligkeit führet, welche sie eigentlich suchen. An ihnen wird das

Strafgericht Gottes vollzogen werden; keiner wird mein Abendmahl genießen.

Worin liegt aber der Irrthum dieser Menschen? — Weil die Reichthümer und Güter dieser Erde ihrer Sinnlichkeit schmeicheln, und ihnen die Mittel darbieten, alle ihre Gelüste und Begierden zu befriedigen, so streben sie mit Eifer nach denselben, und glauben die Glückseligkeit zu finden, welche sie suchen. Aber nicht zu solch einer niedrigen Glückseligkeit, welche das Menschenherz nicht zu ersättigen vermag, und welche meistens sündhaft ist, hat Gott die Menschen berufen; er bestimmte sie zu einem reinen Genuß, den sie erst in jener Welt erreichen werden, und der mit ihrer Sinnlichkeit nichts Gemeines hat, so zwar, daß er mit der vermeinten Glückseligkeit dieser Welt ganz im Widerspruche ist. Beyde können nicht miteinander bestehen, und Jesus hat die ewige Glückseligkeit denen zugesichert, welche auf dieser Welt sich mit den Weltkindern nicht erfreuen.

Da die Reichthümer und Güter der Erde den Menschen leicht blenden und ihn verleiten hier eine Glückseligkeit zu suchen, die er jenseits des Grabs suchen soll, so wollen wir. u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 3, den zweyten, Seite 6.

Auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den Gebrauch und Misbrauch der Reichthümer.

Ihr könnet nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Matth. 6, 24.

Als Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde schuff, hatte er nicht blos zur Absicht, sie ewig glücklich zu machen, sondern er wollte auch durch diese Offenbarung seiner Allmacht seinen Namen verherrlichen, und da der Mensch ein vernünftiges Geschöpf ist, so ist natürlich daß er zu dieser Verherrlichung des göttlichen Namens auch etwas beytrüge. Dieser Beytrag konnte in nichts andersbestehen, als daß der Mensch seinen Schöpfer erkannte, sich vor ihm als ein schwaches und abhängiges Geschöpf demüthigte, und die ihm vorgeschriebenen Befehle genau erfüllete. In diesen demüthigen und dankbaren Gesinnungen des Menschen gegen Gott den Urheber seiner zukünftigen Glückseligkeit, und in der bereitwilligkeit alle seine Befehle genau zu vollziehen besteht der Dienst, den er ihm als dem höchsten Wesen zu leisten schuldig ist.

Aber Gott schuff den Menschen mit Bedürfnissen, wovon die vorzüglichsten die Erhaltung seines Lebens zum gegenstande haben, und damit er sie befriedigen konnte, gab er ihm die Güter der Erde,

deren er sich als der dazu erforderlichen Mittel bedienen sollte. Indeß können eben diese Güter der Erde und die aus ihrem Ertrage entstehenden Reichthümer auch zur Befriedigung der lasterhaften Begierden seiner Sinnlichkeit dienen, und unser durch die Sünde verdorbener Sinn findet darin eine Glückseligkeit, die wir eigentlich nur in Gott suchen sollten. Wer also nach den Gütern und Reichthümern der Erde strebet blos aus der Absicht, um sich damit Gutes zu thun und darin seine Glückseligkeit zu finden, der machet sich dieselben zu einer Art von Gottheit, welche die h. Schrift Mammon nennet, und er leistet ihnen einen Dienst, der nur Gott allein gebührt.

Zweyen Herrn, die einander entgegengesetzt sind, zugleich dienen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit, wie Jesus uns in dem heutigen Evangelium versichert. Und was ist Gott und seiner Lehre mehr zuwieder, als wenn der Mensch sein Herz, das ihm allein gehört, an zergängliche Güter heftet, als wenn er die Glückseligkeit, zu welcher er berufen ist, und die nothwendiger Weise überirdisch ist, in irdischen Dingen suchen will? Er strebt nach den Reichthümern, nicht um sich derselben als Mittel zu bedienen, die ewige Glückseligkeit zu erlangen, sondern um sie zu genießen, und in ihnen selbst die Glückseligkeit zu finden; er errichtet ihnen also gleichsam einen Thron in seinem Herzen, er machet sie zu seinem Abgott, und weil er diesen Gott seines Herzens sehr liebet, so haßt er den Gott Himmels und der Erde.

Um den Menschen zu beweisen, wie widersinnig sie handeln, indem sie so eifrig nach den Reichthümern streben, stellt ihnen Jesus die Vögel und Feldblumen vor, welche ernährt und bekleidet werden, ohne daß sie sich darum bekümmern dürfen. Um wie viel mehr soll also der Mensch, das erste Geschöpf der Natur um Reichthümer nicht bekümmert seyn, weil sein Vater im Himmel, der die Vögel ernährt, und die Blumen mit den schönsten Farben auszieret, auch für ihn sorgen wird. Laßt uns demnach aus dem Inhalt des heutiges Evangeliums lernen, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 9, den vierten, Seite 11.

Religion.

Auf den Sonntag nach Weihnachten.

Ueber die Nothwendigkeit und die verschiedenen Wirkungen der Religion auf die Menschen.

Dieser ist zum Falle und zum Auferstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen des Widerspruchs gesetzt. Luk. 2, 34.

Der Weltheiland sagt in mehreren Stellen des Evangeliums, er wäre in die Welt gekommen, um alle Menschen vom ewigen Untergange zu retten, und er wolle Niemanden richten, sondern alle selig

machen. Aus dieser Absicht verkündigte er ihnen seine Lehre, damit ein jeder, der an ihn glaubt, und seine Worte erfüllt, das ewige Leben habe. Wie läßt sich nun mit dieser Erklärung des Erlösers die Weissagung des Greises Simeon zusammenreimen, der von einem prophetischen Geiste geleitet zu Maria sagte: Dieser ist zum Falle und zum Auferstehen Vieler in Israel und zu einem Zeichen des Widerspruchs gesetzt? Sollte dann Jesus gesetzt seyn, viele Kinder Israels in den Untergang zu stürzen? Ist er dann nicht gekommen, allen das Leben und die Auferstehung zu bringen?

Derselbe Geist Gottes, der dem frommen Greise geoffenbaret hatte, daß das Kind, welches er in seinen Armen hielt, der erwartete Messias, das Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Ehre des israelitischen Volkes war, hatte ihm auch zugleich geoffenbaret, daß Viele in Israel den zur Welt gebornen Erlöser für den Messias, für das Licht der Welt, nicht erkennen werden. Simeon hatte also vorausgesehen, daß die Lehre Jesu für Viele ein Aergerniß seyn wird, und daß Andere sie für eine Thorheit halten werden, denn er wußte wohl, daß sie mit den damaligen sinnlichen Hoffnungen der Menschen und mit den allgemein herrschenden Vorurtheilen zu sehr im Widerspruche war, und folglich, daß viele sich daran stoßen werden; er sah voraus, daß, sobald Jesus zu den Juden von der Liebe zur Demuth, von der Verachtung aller Pracht und Hoheit, von der Gemüthsstille bey Verfolgungen und Trübsalen, von

der Abtödtung seiner Sinnlichkeit, von der Selbstverläugnung reden wird, sie seine Reden hart finden und mit Unwillen sich von ihm entfernen werden. Die Herrschsucht der Priester und Pharisäer war ihm bekannt, und er wußte, wie wenig sie sich zur Annahme einer Lehre bequemen werden, welche ihren Anhängern nur Unterwürfigkeit und Erniedrigung predigt. Jesus konnte also für alle Kinder Israels, welche auf ihren irdischen Hoffnungen fest verharrten, und ihr stolzes Haupt unter das süsse Joch des Evangeliums nicht beugen wollten, nicht zum Auferstehen, sondern nur zum Falle seyn. Für solche Menschen war also die Lehr des neuen Bundes nicht ein Stein des Heils, sondern ein Stein des Anstoßes, sie war für sie ein Zeichen, gegen welches sie ihre Angriffe richten werden.

Aber wenn schon der hohe Priester Simeon blos von den Kindern Israels redet, so bezieht sich doch seine Weissagung auf alle Menschen, welche nach ihm gelebt haben, und nochleben werden. Es hat seit der Entstehung des Christenthums immer Menschen gegeben, für welche die Lehre Jesu ein Stein des Anstoßes war, und es hat vielleicht niemals so viele gegeben, denen sie ein Aergerniß und eine Thorheit war, als in unsern Tagen. Die Weissagung des hohen Priesters Simeon fährt also immer fort, in Erfüllung zu gehen; Jesus ist heute noch gesetzt zum Falle Vieler und zum Zeichen, dem widersprochen wird. Aber ohnerachtet des Unglaubens und der Sittenlosigkeit unserer Tage ist seine Lehre doch auch

noch zum Auferstehen Vieler.— Laßt uns heute diese Wahrheit auseinandersetzen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 33, den zweyten Seite 36, den vierten Entwurf, Seite 42, den fünften, Seite 44.

Auf den ersten Sonntag nach Ostern.

Ueber die wahre Religion und den Gehorsam, den jeder Christ der Kirche schuldig ist.

Und als er dies gesagt hatte, hauchte er sie an uud sprach zu ihnen: nehmet hin den heiligen Geist. Joh. 20, 22.

Unter den verschiedenen Kennzeichen, welche die Wahrheit der christlichen Religion und ihre Göttlichkeit beweisen, scheint keines in seiner Art auffallender, als das Verhältniß, in welchem Jesus mit seinen Aposteln stand, so wohl während er selbst noch lehrte, als da er ihnen die Sendung schon gegeben hatte. Daß er von den Propheten vorhergekündigt war, und daß seine Ankunft auf die bestimmte Zeit pünktlich eintrågt; daß Jesus verschiedene Wunder verrichtete, um die Wahrheit seiner Lehre, die mit den Begriffen der Juden so wenig Abhängigkeit hatte, zu beweisen, sind solche Erscheinungen, die mit der Stiftung einer neuen Religion ganz natürlich verknüpft sind.

Aber daß er zu Gehilfen seines Lehramts Männer

wählte, welche nicht die geringste Eigenschaft zu diesem hohen Amte hatten, daß während der ganzen Zeit seines Lehramts sie immer dieselben rohen und unwissenden Männer blieben, die von ihrem Berufe nicht den geringsten Begriff hatten, und daß diese Männer nachdem Jesus ihnen die Gewalt gegeben hatte das Lehramt an seiner Stelle fortzusetzen, sie mit dem h. Geiste eine unumschränkte Wunderkraft und alle zu ihrem Amte erforderlichen Eigenschaften erhielten: Dies ist eine Erscheinung, welche uns die Religion Jesu in solch einem Lichte zeigt, daß keinem vernünftigen Menschen ein Zweifel an ihrer Wahrheit übrig bleiben kann.

In dieser Erscheinung liegt auch der Grund jener hohen Gewalt, welche Jesus den Aposteln ertheilte als er ihnen den Auftrag gab, das Lehramt in seinem Namen fortzusetzen. „ So wie mein Vater mich
„ gesandt hat, sende auch ich euch, sprach er zu ihnen;
„ nehmet hin den h. Geist: welchen ihr die Sünden
„ nachlassen werdet, denen sollen sie nachgelassen
„ seyn, und welchen ihr sie behalten werdet, denen
„ sollen sie behalten seyn. “ Sie empfiengen also von ihm die Vollmacht, in Absicht auf das Heil der Seelen alles das zu thun, was er gethan hat, und Petrus, der erste unter den Aposteln tratt vollkommen an seine Stelle um als sichtbares Oberhaupt in seiner Person und in jener seiner rechtmäßigen Nachfolger die Kirche Christi zu regieren.

Die wahre Religion kann also nur diejenige seyn, welche auf den Grundpfeilern ruhet, welche Jesus

Christus selbst festgesetzt hat; nur jene steht gegen alle Angriffe des Irrthums und des Unglaubens in Sicherheit, welche von dem Geiste Jesu beseelt die von ihm bestellten Vorgesetzten verehret, und ihnen den Gehorsam leistet, welche ihr Amt mit sich bringt. — Laßt uns diese Lehrsätze näher entwickeln, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 47, den siebenten, Seite 50.

Auf den zwey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Verhältniß der Religion zum Staate.

Dann sprach er zu ihnen: gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Matth. 22, 21.

Obgleich die Reiche von dieser Welt sowohl in ihrer Natur als in ihrem Zwecke von dem Himmelreiche ganz unterschieden sind, so stimmen doch die Pflichten, welche der Mensch als Staatsbürger zu erfüllen hat, mit jenen, die ihm als Christ obliegen, ganz überein, so daß die Erfüllung der einen auch die Erfüllung der andern nothwendiger Weise mit sich bringt. Die Vorsehung hat die Staaten auf dieser Welt eingeführt, damit den Ausschweifungen des Lasters Schranken gesetzt, und damit die Bande, womit schon die Natur die Menschen mit einander verbindet, durch Abtheilungen in einzelne Gesell-

schaften noch enger geschlossen werden. Wenn also schon die Staaten ursprünglich durch willkührliche Verträge gebildet worden sind, so können sie doch im Allgemeinen als Verordnungen Gottes angesehen werden, weil die gegenwärtige Einrichtung der Welt, die von Gott gemacht worden ist, sie nothwendiger Weise erfordert. Eine jede Gewalt kömmt daher von Gott, wie der Apostel sagt, und wenn sie von Gott kömmt, so ist es auch Pflicht, sich derselben zu unterwerfen und ihre Befehle zu vollziehen.

Als Jesus auf der Welt erschiene und zu den Menschen sagte, er wäre gekommen ein neues Reich zu stiften, wovon er der König war, so wollten die Pharisäer diese Gelegenheit benutzen, ihn als einen Aufrührer zu verklagen. Aber Jesus hatte noch nichts gesagt, das dem Staate hätte anstößig seyn können; seine Worte athmeten im Gegentheil nur Ruhe und Friedfertigkeit. Um also einen Klagpunkt gegen ihn aufzutreiben, wodurch er den Vorgesetzten des Staats verdächtig gemacht würde, beredeten sich die Pharisäer mit einander, und beschlossen, verfängliche Fragen an Jesum zu stellen, in der Absicht aus seinen eigenen Reden einen Stoff zur Anklage zu finden. Da er also von dem neuen Reiche schon vieles gesprochen und manche Pflichten, die es mit sich bringt, in ihrer Gegenwart entwickelt hatte, so hofften sie, er würde Jedermann von der Erfüllung der Staatspflichten frey halten. Was hältst du davon? sagten sie zu ihm, ist es wohl erlaubt, dem Kaiser den Zinß zu bezahlen? — Jesus

durchsah bald die Absicht, welche unter dieser schalkhaften Frage verborgen lag. Um also die Heuchler auf eine ganz augenscheinliche Art zu Schande zu machen, sagte er zu ihnen: „ So zeiget mir eine
„ Zinßmünze: sogleich zeigten sie ihmeinen Zehner.
„ Wen bezeichnet diesesBild und dieseUeberschrift?
„ Fragte er weiter; den Kaiser, antworteten sie.
„ So gebet dann dem Kaiser was des
„ Kaisers ist, und Gott was Gottes ist,
„ sagte alsdann Jesus. " —

Die Zinßmünzen waren unter den römischenKaisern besonders dazu geeignet, die Steuern damit abzutragen. In dem Daseyn allein dieser Münzen lag also schon die Pflicht, die Steuern zu bezahlen, deßwegen ließ Jesus statt alles Beweises sich von den Pharisäern nur eine Zinsmünze zeigen. Durch diese Antwort gab also Jesus allen Menschen deutlich zu verstehen, daß seine Religion ihre Anhänger von der Erfüllung der Staatspflichten nicht nur nicht entledige, sondern sie vielmehr befehle, und den Regenten hat er die erforderliche Macht gegeben, die Widerspänstigen zur Erfüllung derStaatspflichten mit Gewalt zu nöthigen. Religion und Staat sind daher in einer engen Verbindung mit einander; sie bieten sich gleichsam wechselweise die Hand, u.s.w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 38.

Rückfall.

Auf den ersten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die aus dem Rückfalle entstehenden Gewohnheiten, und die Mittel gegen dieselben.

Und Jesus nahm zu an Jahre, an Weisheit und an Gnade bey Gott und den Menschen. Luk. 2, 52.

Nirgends finden wir unsern Beruf, immer nach einer höhern Vollkommenheit zu streben, deutlicher als in dem Lebenswandel Jesu, der auf die Welt gekommen ist, uns nicht blos mit Worten, sondern auch mit Werken zu lehren. Ob er gleich als Gott keiner Vervollkommnung fähig war, so wollte er doch als Mensch sich in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens setzen, woraus für uns eine nützliche Lehre entstehen konnte. Als Kind war er gegen seine Aeltern unterwürfig, und gab dadurch der Jugend ein erbauliches Beyspiel, und weil der Mensch schon in der Jugend anfangen soll sich zu dem zu bilden, was er einst seinem Berufe gemäß werden will, so nahm er mit den Jahren auch an Weisheit und an Gnade bey Gott und den Menschen zu.

Kann wohl für den ganzen Lebenslauf des Men-

schen etwas wichtiger seyn, als das Lehrstück, welches Jesus in seiner Jugend uns allen ertheilte? Bleibt der Mensch auch im höchsten Alter noch auf dem Wege, auf welchem er in seiner Jugend wandelte, wie Salomon versichert, so ist die Jugend unstreitig der wichtigste Zeitpunkt des Lebens. Wer zweifelt wohl daran, wenn er das menschliche Herz, seine Neigungen und alle daraus entstehenden Folgen beobachtet? Die Erfahrung lehret, daß wir mehr nach unvermerkt angenommenen Gewohnheiten als nach Ueberlegung handeln; die Gewohnheiten, wozu man in der Jugend den ersten Grund legt, faßen Wurzeln und befestigen sich im Herzen; sie bestimmen sogar die Denkungsart des Menschen, und beherrschen ihn ganz nach ihrer Beschaffenheit; die Macht, welche sie zuletzt über ihn erringen, ist so groß, daß man die Gewohnheiten allgemein einer zweyten Natur vergleicht.

Die Gewohnheiten sind für das Gute wie für das Böse, für Beyde sind sie die Folge öfterer Uebungen. Wird das Kind von den ersten Jahren an im Guten geübt, so nimmt es auch gute Gewohnheiten an. Läßt man aber seinem angeborenen Hang zum Bösen einen freyen Lauf, so gewöhnet es sich zum Bösen. Zum Bösen gewöhnet sich also der Mensch von selbst, zum Guten aber nur aus Zwang, er mag ihn sich selbst anthun, oder diejenigen, unter deren Leitung und Aufsicht er steht. Und eben wegen des unseligen Hanges zum Bösen giebt es kein Alter, wo dem Menschen das Laster nicht

zur Gewohnheit wird, wenn er öfters in dieselben Sünden zurückfällt, und sich in der Sünde gleichsam übet. Die wiederholten Rückfälle in die Sünde, sind daher der Ursprung der bösen Gewohnheiten, und haben diese einmal Wurzeln gefaßt, so sind die Rückfälle die Folgen der bösen Gewohnheiten.— Laßt uns, u. s. w. Siehe den fünften Entwurf, Seite 91, den sechsten, Seite 94.

Auf den dritten Sonntag in der Fasten.

Ueber den Rückfall in die Sünde, dessen Gefahren Folgen und Mittel.

Und dann steht es mit dem Menschen schlimmer als vorhin. Luk. 11, 26.

Wenn der Mensch von dem Geiste des Christenthums beseelt ist, und einen tugendhaften Lebenswandel führet, so ist er von solch einer hohen Würde, daß er als ein wahrer Abstämmling Gottes angesehen werden kann, in welchem sein Geist selbst wohnet. Von solch einem Menschen sagt der h. Johannes in seinem ersten Briefe: wer aus Gott geboren ist, der begeht keine Sünde, weil sein Saame (die Gnade Gottes) in ihm wohnet.

Der Wohnsitz dieser Gnade ist aber in dem Herzen des tugendhaften Menschen nicht so fest gegrün-

det, daß sie aus demselben nicht mehr wieder vertrieben werden kann; wer nicht beständig bemühet ist, sie wohl zu verwahren und durch einen frommen Lebenswandel ihren Aufenthalt zu sichern, ist in der Gefahr, daß sie von der Sünde verdrängt werde, welche an ihre Stelle tritt. Der Mensch, der die Gnade verliert, höret alsdann auf aus Gott zu seyn, weil der Saame Gottes nicht mehr in ihm wohnet, **weil er die Sünde begeht, ist er vom Teufel**, wie derselbe Johannes schreibt.

Nach diesem Sinne ist das Gleichniß des heutigen Evangeliums ein treffendes Bild eines Menschen, der nachdem er durch die Gnade der h. Sacramente mit Gott ausgesöhnt und in den Besitz der Gnade wieder eingesetzt worden ist, in seine vorigen Sünden wieder zurückfällt. — Der unreine Geist, der von dem Menschen ausfährt, wasserlose Oerter durchwandert und Ruhe suchet, ist die Sünde, welche durch die Gnade Gottes aus dem Herzen verdrängt wird. Weil aber der mit Gott wieder ausgesöhnte Sünder oft keine Ruhe findet, weil der Feind seiner Seele, so wie die in ihm wohnenden Neigungen ihn quälen, und ihn reizen die vorigen Sünden wieder zu begehen, so läßt er sich verführen. Der Geist der Sünde kommt dann mit einer weit größern Gewalt als vorher auf ihn losgestürmt, und weil der bekehrte Sünder nicht wachet und sich auf den Angriff gefaßt gemacht hat, so dringt der Geist der Sünde ins Herz wieder ein, der Sünder fällt in seine vorigen Sünden wieder zurück, und **dann steht es** mit

ihm schlimmer als vorhin.

Wer nach einer körperlichen Krankheit hergestellt worden ist, und gleich darauf in die vorige Krankheit wieder zurückfällt, der ist in einer weit größern Lebensgefahr, als zum ersten male, weil die Arzneymittel in dem durch die erste Krankheit geschwächten Körper nicht mehr so wirksam sind. Auf eine ähnliche Art ist die Lage des zurückgefallenen Sünders weit bedenklicher. Außerdem daß durch den Rückfall sein Wille sehr geschwächt worden ist, steht auch Gott mit seiner Hilfe einem zurückgefallenen Sünder, der seine Vorsätze so bald wieder vergessen hat, nicht so gütig bey. — Laßt uns. u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 81, den zweyten, Seite 84, den dritten, Seite 86, den vierten, Seite 89.

Schutzengel.

Auf den Schutzengel-Sonntag.

Seinen Engeln hat er in Absicht auf dich befohlen, dich auf allen deinen Wegen zu hüten. Ps. 90.

Vergebens würden wir Menschen auf den gefahrvollen Wegen unseres irdischen Wandels uns hüten wollen, daß wir niemals einen Irrtritt thun, niemals auf Abwege ausgleiten, und niemals in einen Abgrund stürzen, wenn der gute Gott,

der für das Heil unserer Seele so väterlich besorgt ist, einem jeden aus uns nicht einen unsichtbaren Schutzgeist zur Seite gestellt hätte, dem er den ausdrücklichen Befehl gab, auf allen unsern Wegen uns gegen jede Gefahr zu warnen, und uns in der Bekämpfung der Feinde unserer Seele kräftig beyzustehen. Wird wohl unser Glaube den geringsten Zweifel über die seligen Wirkungen dieser Schutzgeister hegen, wenn wir auf unsere grosse Schwachheit, auf unsern verderblichen Hang zur Sünde, auf die zahlreichen Feinde unserer Seele hinblicken, und bedenken, daß wir deßungeachtet oft Siege davon tragen, worüber wir uns selbst verwundern? Treten nicht bey jedem aus uns oft Fälle ein, wo wir diesen unsichtbaren Schutz nicht miskennen, und unwillkührlich ausrufen: ach wie wäre es mir gegangen, wenn mein Schutzengel mir nicht zur Seite gestanden wäre! Wie hätte jenes schwache und unbehutsame Kind dieser augenscheinlichen Gefahr entgehen können, wenn sein Schutzengel es nicht gerettet hätte!

Es ist von jeher der fromme Glaube in der Kirche gewesen, daß Gott einem jeden Menschen vom ersten Augenblick seiner Geburt an einen Engel giebt, mit dem Auftrage, auf ihn besonders zu wachen und ihn zu beschützen; dieser Glaube hat einen festen Grund in der Geschichte des alten Bundes, wo mehrere Beyspiele uns auf eine sichtbare Art beweisen, wie die Engel des Herrn sich der Menschen annehmen, und sie auf den gefährlichen Wegen dieses Lebens leiten. Wem ist die Geschichte des jungen Tobias

nicht bekannt, der vom Erzengel Raphael begleitet wurde? Hat nicht dieser Schutzengel den Teufel der die sieben ersten Männer der Sara ermordet hatte, gebunden, daß er ihm nicht schaden konnte? Und hatte Loth nicht seinem Schutzengel die Errettung von der grossen Gefahr zu verdanken, in welcher er und die Seinigen sich befanden? Schon rückte der Augenblick heran, wo Gott über dessen Vaterstadt Sodoma seine Rache ausüben wollte; noch eine kurze Zeit, und alle Einwohner sollten für ihre Verbrechen und Schandthaten von einem feuerigen Regen verzehrt werden, als der Engel erscheint, den Loth mit den Seinigen eilends aus der Stadt schleppt, und ihn zugleich von seinen lasterhaften Mitbürgern und von einer schreckenvollen Todesgefahr errettete.

Daß die Dienste, welche die Engel dem Tobias, dem Loth und noch vielen andern leisteten, sehr groß waren, läßt sich nicht leugnen, denn sie sind sichtbar. Wie kömmt es aber, möchte man nun fragen, daß die Engel uns heute keine solche sichtbare Beweise ihres Schutzes geben? — Die Ursache I. Zu. ist diese: die Juden waren ein sinnliches Volk, welches meistens durch sinnliche also sichtbare Dinge zum Glauben geführt werden mußte. Wir Christen aber sind nun ein mehr übersinnliches Volk; Die Religion des neuen Bundes ist darin vollkommener als jene des alten, weil sie von den Menschen einen lebhaftern Glauben an Gott erfordert; daher sagt Jesus glückselig sind diejenigen, welche glauben und nicht gesehen haben. Wir sollen also glauben,

daß einen jeden aus uns sein Engel schützet, wenn er schon nicht auf eine sichtbare Art neben ihm wandelt, wie Raphael beym Tobias. Was kann also tröstlicher seyn als der Gedanke: Wir haben ein jeder seinen Schutzengel? Was soll dieser Gedanke bey uns bewirken? u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 114, den zweyten, Seite 117.

Seele.

Auf den Ostersonntag.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele überhaupt und die Beweisgründe, worauf sie ruhet.

Er ist auferstanden und ist nicht da. Sehet, hier ist der Ort, wo man ihn hin gelegt hatte. Mark. 16, 6.

Wer die Geschichte der irdischen Laufbahn unseres göttlichen Erlösers mit nachdenkendem Geiste und aufrichtigem Herzen durchlieset, wird leicht erkennen, daß sein Tod, und die darauf erfolgte Auferstehung eben so wie seine Ankunft auf die Welt zum Zwecke seiner Sendung gehörten. Der Mann, wird er zu sich selbst sprechen, dessen Handlungen eine beynahe ununterbrochene Kette ganz auffallender Wunder waren, dessen Lehren, alles was man bis dahin gekannt hatte, an Erhabenheit und Würde unendlich übertroffen; ein Mann, bey dessen Erscheinung die Erwartungen des ganzen

Judenvolks am meisten gespannt waren, und der durch den Zeitpunkt, den Ort und die Umstände seiner Geburt bewies, daß die Weissagungen vom Messias an ihm sich zu erfüllen anfiengen; ein solcher Mann kann nicht irren, wenn er von sich weissaget, daß er dem Volke überliefert, behöhnt, gegeißelt, verspeit werden wird, daß es ihn nach der Geißlung umbringen er aber am dritten Tage wieder auferstehen wird. Luk. 18, 32. 33. Der Glaube an die Auferstehung Jesu beruhete also schon auf den festesten Gründen, ehe sie wirklich Statt hatte.

Die Apostel waren zwar Augenzeugen alles dessen gewesen, und doch konnten sie diese Worte ihres Meisters nicht verstehen; ihr Glauben an die Erfüllung derselben blieb so lange schwankend, bis sie ihn wieder gesehen, und ihn an den Merkmalen der Kreuzigung erkannt hatten. Aber wer wird ihnen diese Blindheit nicht zu gut halten, wenn er sich in ihre Lage hineindenkt, und sich erinnert, daß sie damals mit ihren Vorurtheilen noch behaftet und durch die Gnade des h. Geistes noch nicht beleuchtet waren. Oder mag diese Blindheit nicht selbst in den Absichten Gottes gelegen haben? Sollte vielleicht nicht darum ein heiliger Dunkel die Laufbahn Jesu bis zu seinem Tode überschatten, damit seine Auferstehung desto herrlicher würde? — Nun wissen wir zuverläßig, daß das Zeichen des Propheten Jonas erfüllet ist; daß der Welterlöser am bestimmten Tage über den Tod

gesiegt hat und aus seinem Grabe glorreich empor gestiegen ist.

Aber diese Grundwahrheit unserer Religion würde für uns ein leeres und blos anschauliches Erkenntniß bleiben, wenn wir den Absichten der Kirche nicht mitwirkten, und die Betrachtungen machten, welche das feyerliche Andenken an die Auferstehung Jesu bezweckt. Ist Christus auferstanden, so werden auch wir auferstehen; durch seinen Tod hat er über die Sünde gesiegt, und uns den Weg zu einem ewigen Leben geöffnet. Die Auferstehung Jesu ist daher ein Unterpfand unserer eigenen Auferstehung; sie ist der wichtigste Gegenstand unseres Glaubens, weil die ganze Religion auf derselben, als auf ihrem Hauptpfeiler ruhet. Sollte es wohl in unsern Tagen noch Saducäer geben, welche diese Wahrheit in Zweifel ziehen? Gewiß Niemand zweifelt in seinem Herzen daran, auch nur mit einem bloßen Scheine von Ueberzeugung; unzählige giebt es aber, die nicht zweifeln, aber handeln als zweifelten sie, oder als wären sie des Gegentheils überzeugt. Nothwendig ist es also, daß man diesen Menschen die Ungereimtheit ihres Betragens durch Beweise unserer zukünftigen Auferstehung vor die Augen stelle: doch nicht als Beweise einer Wahrheit, woran im Grunde sie nicht zweifeln, sondern als Erinnerung an eine Wahrheit, mit welcher ihr Lebenswandel nicht übereinstimmt. Laßt uns also u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 133, den zweyten, Seite 135, den fünften, Seite 143.

Auf den Ostermontag.

Ueber die Wirkungen und Folgen des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele.

Sie sagten, daß der Herr wahrhaft auferstanden, und dem Simon erschienen ist. Luk. 24, 34.

In der ganzen Geschichte des Evangeliums trifft man nicht leicht eine Stelle an, welche in ihren Umständen so rührend, und für den Christen so tröstlich ist, als jene, welche uns die Zusammenkunft des wiederauferstandenen Heilandes mit den zwey Jüngern, die nach Emmaus giengen, erzählt. Wer glaubt nicht in den Gegenden von Jerusalem gegenwärtig zu seyn, wenn er das heutige Evangelium in stiller Andacht betrachtet. Wer sieht nicht in Gedanken die zwey Jünger, wie sie auf dem Wege mit einander vertraulich von allem redeten, was geschehen war; wie sie sich gegenseitig fragten, sich ihre Bedenklichkeiten und Zweifel eröffneten, und sowohl über den ganzen Hergang der Kreuzigung als über die schon ausgebreiteten Sagen von der Wiederauferstehung des Gekreuzigten ihre Verwunderung äußerten? Und wenn er sich alsdann den Heiland selbst denkt, der auf demselben Wege geht, sich zu den Wanderern nahet, und sie liebevoll fragt: was redet ihr miteinander, und warum seyd ihr so traurig? Wird sein Herz nicht

eben so wie jenes der zwey Jünger gestimmt werden? Wird er durch die Reden, die Jesus mit ihnen führte, nicht eben so wie sie gerührt werden? Wird er nicht auch wie sie vor Liebe zu ihm entflammt in seinem Herzen seufzen: Ach! wie glücklich waren die zwey Jünger! Sie konnten alle Anliegen ihres Herzens ihrem Heilande eröffnen; sie genossen den Trost, den derjenige, der die Worte des ewigen Lebens hat, in die Menschenherzen bringt.

Obgleich der stete Umgang mit Jesu und die Erinnerung an die zahllosen Wunder, die er verrichtet hatte, den Aposteln und Jüngern allen Zweifel über die Auferstehung ihres Meisters hätte benehmen sollen, so waren sie doch nach seinem Tode in ihrem Glauben noch immer schwankend gewesen. Sie hofften zwar, ihn wieder zu sehen, aber ihre Hoffnung war äußerst schwach; sie glich einem in der Luft schwebenden Irrwische, der bald verschwindet und bald wieder erscheint. Wenn auch einige unter ihnen, als sie von den frommen Weibern vernommen hatten, daß der Stein vom Grabe weggewälzt war, und daß nur Leichtücher noch darin lagen, mit Eifer hinliefen, so war weit mehr Neugierde als Glaube ihr Trieb; sie wollten sich mit ihren Augen überzeugen, ob die Weiber die Wahrheit geredet hätten, und erst alsdann fiengen sie an, fest an seine Wiederbelebung zu glauben, als sie ihn wieder sahen, mit ihm redeten, und mit ihm aßen. Eben so flößte ihnen ihre Hoffnnng, dereinst wie ihr Meister glorreich zu einem ewigen Leben wieder aufzuste-

hen. Muth und Entschlossenheit ein, als am Pfingsttage der h. Geist über sie gekommen war. Das Andenken an die Auferstehung Jesu war für sie ein kräftiges Mittel, ihre sinnlichen Begierden und Neigungen zu unterdrücken; sie fürchteten weder Verfolgungen noch Leiden, weil die Hoffnung eines bessern Lebens ihnen in allen Prüfungen dieses Lebens entgegen stralte. — Eben diese seligen Wirkungen verursachet bey jedem aufrichtigen Christen das Andenken an die Auferstehung seines Heilands, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 137, den vierten, Seite 140.

Seligkeit.

Auf den dritten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Seligkeit überhaupt.

Ich sage euch aber auch, daß Viele von Morgen und Abend kommen, und im himmlischen Reiche neben Abraham, Isaak und Jacob Platz nehmen werden. Matth. 8, 11.

Nichts ist bey den Menschen allgemeiner, als der innere Trieb nach einer vollkommenen Glückseligkeit; nichts wird aber von ihnen überhaupt wen-

ger verstanden. Anstatt die Regungen ihres Herzens zu prüfen, und genau zu untersuchen, was eigentlich dasjenige sey, wonach es sich so heftig sehnet, greifen sie gewöhnlich ohne Prüfung nach allem, was ihnen Reize darbietet und ihre Sinnlichkeit bezaubert. So suchen die Meisten ihre Glückseligkeit im Genuße der Gesundheit, des Lebens, der sinnlichen Vergnügungen, der Ruhe, der Ehre, des Reichthums, der Freyheit, der Wissenschaften, und anderer dergleichen Dinge. Wie ist aber möglich, daß die Glückseligkeit sich im Genuße so vieler und unter mancher Rücksicht sich widersprechender Dinge befindet? Da wir nur ein Herz haben, so ist natürlich, daß wir unsere Glückseligkeit auch nur in einem einzigen Gegenstande suchen. Darüber giebt uns der Apostel Paulus die Aufklärung durch die Worte, welche er in seinem ersten Briefe an die Korinther schreibt, daß Gott alles in allem sey. 15, 28. Er ist also jener einzige Gegenstand, in welchem die Fülle aller Glückseligkeit ist, die Anschauung seiner unendlichen Vollkommenheiten ist jener hohe Genuß, nach welchem das Herz sich eigentlich sehnet, ohne ihn zu kennen, und nicht hier auf Erden, in diesem Thale der Trübsalen kann die Seligkeit gefunden werden, zu welcher er alle Menschen berufen hat.

Die Juden, weil sie das Lieblingsvolk Gottes waren, glaubten, sie allein hätten Ansprüche auf eine unumschränkte Glückseligkeit, worüber ihre Begriffe beynahe eben so dunkel waren wie jene der Hei-

den. Aber Gott, der der allgemeine Vater aller Menschen ist, will auch alle glücklich machen; vor ihm ist kein Ansehen der Person; er nimmt weder auf Geschlecht noch auf Geburt Rücksicht, sondern er sieht blos auf die Gesinnungen des Herzen, auf jene Tugendwerke, welche allein ein wahres Verdienst mit sich bringen.— Der Hauptmann von Kaparnaum obgleich ein Heide wurde von Jesu liebreich aufgenommen, und er verrichtete das verlangte Wunder weil dieser Heide ein solches Zutrauen auf die Wunderkraft Jesu hatte, dergleichen in ganz Israel keines zu finden war. Also nicht blos die Abstämmlinge Israels haben Ansprüche auf eine ewige Seligkeit, sondern viele werden von Morgen und Abend kommen, und im himmlischen Reiche neben Abraham, Isaak und Jakob Platz nehmen.

Weil aber diese ewige Glückseligkeit, wie sich von der Weisheit des Schöpfers nicht wohl anders denken läßt, nur dem Verdienste gegeben wird, und der Mensch, damit er sich um die Erlangung dieser erforderlichen Verdienste mit der gehörigen Thätigkeit beeifere, vor allem wissen muß, was diese ewige Glückseligkeit eigentlich sey, so wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 163, den zweyten Seite 165.

Auf den zweyten Sonntag in der Fasten.

Ueber die Betrachtung der Seligkeit und den Leichtsinn der Menschen in dieser Hinsicht.

Da rief Petrus aus und sagte: Herr! hier ist gut seyn: wenn du willst, so bauen wir drey Hütten: für dich eine, für den Moses eine, und eine für den Elias. Matth. 17, 4.

Alles in dem menschlichen Leben ist veränderlich und gewissen Abwechslungen unterworfen, welche entweder in den Planen der ewigen Weisheit liegen, oder von Begebenheiten herrühren, welche in unserer Macht sind. Nirgends sehen wir Dauer und Beständigkeit. Ein jedes Ding eilet zu seinem Ende, und kaum ist es durch ein anderes ersetzt, so eilet ihm dieses schon wieder mit gleicher Schnelligkeit nach. Auf den heutigen Tag wird morgen wieder ein anderer folgen, und diese Aufeinanderfolge wird nicht eher aufhören, bis das Weltall selbst nicht mehr seyn wird. Auch in ihrer Beschaffenheit sind sie abwechselnd: der eine ist trüb der andere hell; heute scheint die Sonne, und morgen ist vielleicht der ganze Himmel mit Regenwolken überzogen; jetzt blitzt es, und die ganze Natur wird durch den Knall des Donners erschüttert, und ein Augenblick darauf ist alles wieder ruhig und still.— So ist der Weltlauf.

Jesus wird auf dem Berge Thabor verklärt, sein

Gesicht glänzt wie die Sonne, und seine Kleider werden weiß wie der Schnee. Petrus vor Freude entzückt ruft aus: Herr, hier ist gut seyn, wenn du willst, so bauen wir drey Hütten; für dich eine, für Moses eine, und eine für den Elias. Er redet noch, und siehe eine Wolke umschattet die, welche er gesehen hatte, und die Erscheinung verschwindet. —

Es läßt sich leicht denken, daß Petrus von Gefühlen der Glückseligkeit ganz berauscht war, als er Jesum verklärt sah, da er eine beständige Wohnstätte auf dem Berge zu errichten dachte. Aber diese Glückseligkeit dauerte nur einen Augenblick; die Zeit wo dieser Wunsch seines Herzens befriedigt werden sollte, war noch nicht gekommen, es standen ihm noch Leiden und Trübsalen bevor, welche ihm den Weg zu jener Glückseligkeit, wonach sein Herz sich sehnte, öffnen sollten.

Gleichen in dieser Hinsicht nicht die meisten Menschen dem Petrus, da sie in diesem Leben, wo alles dem Wechsel unterworfen ist, jeden Genuß von Glückseligkeit bey sich festhalten, und schon auf dieser Welt besitzen wollen, was Gott uns erst in jener geben wird? Genießt unser Herz jenen innern Trost, welcher der erste Lohn der Tugend ist, und welcher wie die Glückseligkeit Petri auf dem Berge eine Art von Vorgeschmack der ewigen ist, so sollen wir wissen, daß Trostlosigkeit und Trockene unfehlbar darauf folgen werden, weil hier die Zeit der Prüfungen und nicht jene des Genußes ist. Wie sehr irren demnach jene leichtsinnigen Menschen, welche

ihre Blicke immerhin an die Erde heften, und den Himmel gleichsam auf der Erde suchen wollen. O daß sie sich doch mit dem Apostel recht überzeugen möchten, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, und daß die Glückseligkeit, welche unser Herz so sehr wünscht, jenseits des Grabes liegt. u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 268, den vierten, Seite 270.

Sünde.

Auf den sechsten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die läßlichen Sünden und die damit verknüpften Gefahren.

Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den eine Frau unter drey Scheffel Mehl mengte, bis alles davon durchsäuert worden war. Matth. 13, 33.

Sehr oft hat der göttliche Heiland während seines Lehramts von dem Himmelreiche geredet; diesem Worte gab er verschiedene Bedeutungen nach Verschiedenheit der Umstände und der Lehren, welche er seinen Jüngern und dem Volke geben wollte. Bald verstand Jesus darunter das Reich der siegenden Kirche im Himmel, bald meinte er die streitende

Kirche, welche das Reich Gottes auf Erden ist. Ein anders mal bedeutet das Himmelreich das Gesetz des neuen Bundes, das Reich, welches er zu begründen gekommen war; nach diesem Sinne bedeutet das erste Gleichniß des heutigen Evangeliums das Reich Gottes in seiner Kirche, welche aus der Versammlung der Christgläubigen besteht, und sich mit einer außerordentlichen Schnelligkeit ausgebreitet hat, und das andere bedeutet das Reich Gottes in der Seele des frommen Christen durch seine Gnade.

Im natürlichen Verstande ist also der Sauerteig, welcher, in eine große Teigesmasse vermengt, sie in kurzer Zeit ganz durchsäuert ein Bild der Gnade Jesu im Menschenherzen; so wenig sie sich im Anfange merken läßt, so bedeutend und wunderbar sind oft ihre Wirkungen in einer kurzen Zeit. Bedarf es oft mehr als eines einzigen guten Gedankens, einer heiligen Einsprechung, einer nützlichen Lesung, eines erbaulichen Beyspiels, eines wohl aufgenommenen Unterrichts, einer überwundenen Versuchung, einer vermiedenen Gelegenheit, eines gegebenen Almosens, eines Unglückfalls, eines Verlusts, einer Krankheit um die schönsten Bekehrungen zu bewirken? Der Anfang ist zwar klein aber die Fortschritte sind schnell. Zeigt sich das Herz bereitwillig, so dehnet sich die Gnade in demselben aus, und umfaßt zuletzt das ganze Herz, in welchem sie ihre wohlthätige Säure ausbreitet.

Aber gleichwie es einen heilsamen Sauerteig giebt, der die Seele in eine Gährung zum Guten bringt,

eben so giebt es im verkehrten Verstande einen schädlichen Sauerteig, der die Seele zum Bösen durchsäuert, und sie in kurzer Zeit ganz ansteckt. Dies ist jener Sauerteig der Pharisäer, vor welchem der Heiland sagte, daß man sich hüten soll. Und von diesem Sauerteig, sagt der Apostel wird nur wenig erfordert, eine ganze Masse zu verderben. Wer erkennt hieran nicht ein Bild der läßlichen Sünde, welche so gering und unbedeutend sie oft in ihrem Anfange ist, einen Menschen in kurzer Zeit ganz verderbt und lasterhaft machet? Ueber die läßlichen Sünden sind die Menschen überhaupt in einem sehr schädlichen Irrthume; sie glauben, daß weil sie in einem gewissen Verstande gering und unbedeutend sind, ihre Wirkungen und Folgen eben auch nicht anders als gering und unbedeutend seyn können; als wenn es mehr als eines einzigen Funkens bedürfte ganze Städte und Wälder in Brand zu stecken, und in kurzer Zeit einzuäschern. O daß doch die Menschen die läßlichen Sünden sich zu einem öftern Gegenstande ihrer Betrachtungen machten! u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 194, den vierten, Seite 196, den fünften, Seite 198.

Auf den dreyzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Todsünde.

Er sah sie an, und sagte zu ihnen: gehet hin, und zeiget euch den Priestern. Luk. 17, 14.

Man hat von jeher den Aussatz als ein Sinnbild der Sünde angesehen, weil diese Krankheit, so wohl in ihrer Art als in den Umständen, welche sie begleiteten uns an dem Körper deutlich vorstellte, was wegen der Sünde mit der Seele vorgieng. Der Aussatz ist eine bey uns zwar nicht mehr bekannte Krankheit, aber in den Ländern, welche Jesus durchreisete, war er sehr häufig. Man hielt sie für ansteckend und unheilbar, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hatte, daher alle diejenigen, welche damit angesteckt waren, von allem Menschenumgange ausgeschlossen wurden. Wurde bey den Juden ein Aussätziger gereinigt, so mußte er sich dem Priester zeigen, zwey Sprerlinge opfern, und dann erhielt er ein Zeugniß, daß er vom Aussatze rein war.

Auf eine vollkommen ähnliche Art ist die Sünde eine Art von Krankheit der Seele, welche tödlich ist, und nur durch ein Wunder der Gnade, durch die Kraft der h. Sacramente geheilt werden kann, so wie die zehn Aussätzigen, wovon im heuti-

gen Evangelium die Rede ist, durch ein Wunder Jesu gereinigt worden sind. Der Sünder darf sich nur mit einem reumüthigen Herzen dem Priester zeigen, ihm seine Krankheit offenbaren, und seine Schande bekennen, so erhält er gleichfalls das Zeugniß, daß er vom Aussatze rein ist.

Um zu beurtheilen, welch eine gefährliche Seelenkrankheit, welche ein Uebel die Sünde sey, müßen wir nicht auf die Leichtigkeit sehen, mit welcher der Sünder von seiner Krankheit geheilt werden kann, denn dies haben wir einem Wunder der Güte und Barmherzigkeit Gottes zu danken, der nicht will daß Jemand zu Grunde gehe, sondern daß alle gerettet werden und zum ewigen Leben gelangen. Was sie an sich, was sie in Ansehung Gottes sey: dies müssen wir betrachten, und mit dem Propheten erkennen, *welch ein Uebel und wie bitter es sey, Gott seinen Herrn verlassen zu haben.* Aber eben hierin besteht der größte Leichtsinn der Menschen. Sie bedenken nicht, daß Gott, der ein unendlich vollkommenes Wesen ist, nothwendiger Weise die Sünde haßt, welche ihm zuwider ist; sie erkennen nicht daß der Mensch durch jede Sünde, welche er begeht, die göttliche Majestät beleidiget, und gleichsam trotzend zu ihr spricht: *nein, ich werde nicht dienen*; sie betrachten nicht, daß weil der Mensch ein von Gott vollkommen abhängiges Wesen, ein Stäubchen, ein Nichts in Ansehung der Unermeßlichkeit ist, jeder Ungehorsam darum ein unendliches Verbrechen ist, weil Gott selbst unendlich ist.

Nach diesem Maaßstabe sollten wir die Sünde beurtheilen, und bedenken, daß die durch die Sünde der göttlichen Majestät zugefügte Beleidigung nur durch den Tod Jesu wieder gutgemacht werden konnte, und darum sollen wir auch wissen, daß weil der alte Mensch, wie der Apostel an die Römer schreibt, mit Christo gekreuzigt worden ist, damit der Leib der Sünde vernichtet wurde, wir fernerhin der Sünde nicht mehr dienen sollen. 6. 6. Laßt uns daher, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 190, den zweyten, Seite 191.

Tod.

Auf den neunten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den Tod überhaupt und den Leichtsinn in Absicht auf den Tod.

Es wird eine Zeit über dich kommen, wo deine Feinde einen Wall um dich her aufwerfen, dich einschließen und von allen Seiten ängstigen werden. Luk. 19, 43.

Obgleich alle Begebenheiten, welche sich während des irdischen Wandels unsers Erlösers ereigneten, sich pünktlich so zutragen mußten, wie sie vorhergekündigt waren, so betrug sich doch Jesus in Hinsicht derselben, als wären sie nicht von Ewig-

keit her vorausgesehen worden, und als könnte er jene, welche den Juden nicht zu ihrer Glückseligkeit dienten, durch seine Bemühungen ändern; er verhielt sich vollkommen, als wäre für ihn eben so wie für uns das Buch der Zukunft geschlossen gewesen, und als hätten alle jene Handlungen, welche der Gegenstand der Weissagungen waren, vorerst müßen verrichtet seyn, bevor die Propheten sie in ihren Schriften aufzeichnen konnten. Dies that der göttliche Heiland zum Theile aus der Absicht, um uns zu beweisen, daß der Mensch vollkommen frey ist; daß durch die Voraussehung dessen, was er dereinst thun wird, seiner Freyheit nichts benommen wird, indem Gott doch immer nur das voraussehen kann, wozu der Mensch sich durch seinen freyen Willen entschließen wird.

Als er wenige Tage vor seinem Leiden, nachdem er alles angewendet hätte, um die Juden zur Besinnung zu bringen und dadurch die Weissagungen gleichsam der Falschheit zu überweisen, sich mit seinen Jüngern und in der Begleitung einer großen Volkesmenge zu Jerusalem nahete, weinte er über die Stadt. Er allein wußte, was in kurzer Zeit geschehen würde; ihm waren die zeitlichen und ewigen Strafgerichte bekannt, welche sich nach seinem Tode erfüllen werden; und diese Erinnerung preßte ihm Thränen aus den Augen. Gerührt wegen des erschrecklichen Schicksals, das der Hauptstadt seines Volkes bevorstand, seufzte er: „Ach wenn du wüß„test, und zwar an diesem deinem Tage, was dir

„ zur Rettung dient? Aber es ist dir für jetzt noch
„ verborgen. Ich sehe sie schon im Geiste deine
„ Feinde, wie sie herbeyrücken, wie sie einen Wall
„ um dich aufwerfen, dich einschließen und von
„ allen Seiten ängstigen; ich sehe sie, wie sie dich
„ und deine Söhne, die innerhalb deiner Mauern
„ wohnen, zu Boden stürzen, wie sie nicht einen
„ Stein auf dem andern lassen, weil du auf die
„ Zeit nicht geachtet hast, wo der Herr dich durch
„ seine Gnade heimsuchte.“

Aber diese Weissagungen, welche dem Ausdrucke nach nur den zeitlichen Sturz Jerusalems zum Gegenstande zu haben schienen, bezogen sich eben auch auf das sittliche Daseyn der hartnäckigen Juden, wie es ihnen Jesus oft selbst gesagt hatte; die Greuel der Verwüstung, womit er das Ende der Hauptstadt bezeichnete, bedeuteten auch die Verwirrung und den Schrecken, der sie allerseits ängstigen wird, wenn ihr Körper seiner Auflösung wird nahe seyn. Die Verwüstung Jerusalems war daher für jeden blinden Juden ein Sinnbild seines Todes, und sie ist es eben auch für jeden Sünder, weil in seiner Seele sich alsdann ähnliche Ereignisse zutragen werden.

Die schreckenvolle Begebenheit des Sturzes Jerusalems machte auf die blinden Juden keinen Eindruck; ob sie gleich die vorzüglichsten Umstände in ihren Propheten gelesen und von Jesu selbst noch deutlichere Erklärungen darüber vernommen hatten, so vermochte dieser beyspiellose Auftritt, der in der

ganzen Geschichte keinen ähnlichen hat, es nicht, ihnen die Augen zu öffnen; sie verharrten in ihrer Blindheit. — Laßt uns aber klüger seyn, und jetzt schon erkennen, was uns zur Rettung dient. Jetzt ist vielleicht für so Manchen unter uns der letzte Augenblick, wo Gott ihn mit seiner Gnade heimsuchet. Wir wollen also diesen wichtigen Augenblick benutzen, und damit wir erkennen, was uns noch verborgen ist, wollen wir den Schleier der Zukunft aufheben, und betrachten, wie unser Ende wird beschaffen seyn, wenn wir uns nicht besinnen, da es noch Zeit ist. Siehe den ersten Entwurf, Seite, 217 den vierten Seite 224, den fünften Seite 227.

Auf den fünfzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber der Tod des Gerechten und den Nutzen der Gedanken an den Tod.

Als er sich dem Stadtthore nahete, trug man eben einen Todten, den einzigen Sohn seiner Mutter hinaus. Luk. 7, 12.

Wenn das Christenthum seinen Anhängern zur Pflicht macht, mit ihrer Sinnlichkeit in einem beständigen Kampfe zu seyn, und ihre Natur zu überwinden, so ist die Rede blos von jenen Regungen, welche an sich unordentlich sind, und sich

mit dem Geiste des Evangliums nicht vertragen. Jene aber, welche Ergiessungen eines von Traurigkeit beklemmten, von Mitleiden gerührten, von Sorgen geängstigten Herzens sind, missbilligt die Lehre des neuen Bundes nicht, wenn ihr Gegenstand an sich gerecht ist, und wenn sie die Gränzen der Mäßigkeit nicht überschreiten. Es giebt sogar Fälle, wo gewisse Naturregungen an sich löblich, und Aeußerungen eines edelgesinnten Herzens sind. Zu diesen Gefühlen gehört die Theilnahme an jedem Menschenelende, die Ergebenheit eines dankbaren Herzens gegen seinen Gutthäter, die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern, so lange sie nicht in Schwäche ausartet. Auch die Traurigkeit, wenn sie die Wirkung eines an sich untadelhaften Naturschmerzens ist, und nicht in Kleinmuth übergeht, gereicht dem Menschen zur Ehre, und ist ein Beweis, daß er ein gefühlvolles Herz im Busen trägt. —

Jesus von seinen Jüngern und einer Menge Volkes begleitet kömmt in die Gegend von Naim. Als er dem Stadtthore nahe war, trug man eben einen Todten hinaus, der der einzige Sohn seiner verwittweten Mutter und ihres Alters Stütze war. Jedermann bedauerte die unglückliche Frau; eine große Anzahl Einwohner nahmen Antheil an ihrem Unglücke, und begleiteten die Leiche zum Grabe. Jesus sah die betrübte Muttur; dieser Anblick rührte ihn, und sein Herz empfand Mitleiden. Er trat also zu ihr hin, und mit einem Tone, der die Größe seiner Theilnahme verrieth, sprach er zur Mutter: höre

auf zu weinen. Dann gieng er zur Leiche, welche die Träger auf die Erde stellten; der Sarg wurde geöffnet; Jesus befahl dem Knaben aufzustehen, und der Sohn lebte für seine Mutter wieder.—

Ist dieser Auftritt nicht sehr rührend?— Unsere Aufmerksamkeit findet an demselben mehrere Gegenstände, welche für uns von gleicher Wichtigkeit sind. Der Heiland nimmt einen thätigen Antheil an der Betrübniß einer Wittwe, welche ihren einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, der Trost ihres Herzens ist, verliert. Ungebethen verrichtet er in der Gegenwart einer großen Volksmenge ein Wunder, das auf sie vielen Eindruck machte. Durch das Aufsehen, welches seine Gegenwart, die Trostesworte, die er zur betrübten Mutter sprach, und die Auferweckung des Knaben bey den vielen Umstehenden machte, wurde das Andenken an die Leiche tiefer in ihr Gedächtniß eingegraben, und die Gesinnungen, welche der Anblick eines Verblichenen bey jedem denkenden Menschen veranlaßt, wurden bey ihnen noch mehr rege. Und solch ein Anblick, wird er für jedes Menschenherz, in welchem noch nicht all Gefühl erloschen ist, nicht von dem größten Nutzen seyn? — Unter diesem letztern Gesichtspunkte wollen auch wir die Begebenheit des heutigen Evangeliums betrachten; wir wollen bey dieser Gelegenheit untersuchen, welche Wirkungen ein Auftritt, der sich so oft unter unsern Augen ereignet, in unsern Herzen veranlassen und wie er einen jeden Christen stimmen soll, so oft er eine Leiche zu Grabe tragen sieht; wir wol-

len beweisen wie nützlich die Betrachtungen sind, welche man während seines Lebens über den Tod machet, u. s. w. Siehe den zweyten Entwurf Seite 219, den dritten, Seite 222, den siebenten 231.

Auf den vier und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den Tod des Sünders.

Denn alsdann wird die Noth so groß seyn, dergleichen seit der Erschaffung der Welt noch keine war, und auch keine seyn wird. Matth., 24. 21.

Die Zerstörung Jerusalems, wodurch dem irdischen Reiche Israels ein Ende gemacht wurde, und welche die Erfüllung des über die Juden wegen ihrer Hartnäckigkeit gesprochenen Urtheils war, wollte Jesus seinen Jüngern als ein Vorbild der Noth und der Verwirrung darstellen, welche dem allgemeinen Weltgerichte vorangehen wird, und darum hat er diese zwey schreckenvollen Begebenheiten mit einander verknüpft. Noch zur Zeit wollte Jesus die Juden warnen, und sie auf die Zeichen aufmerksam machen, woran sie die nahe Zerstörung ihrer Stadt und ihres prachtvollen Tempels erkennen konnten, ihr Heil in der Flucht zu suchen, um dem Schwerde der Römer nicht zu erliegen. — Als Cestius Gallus, Statthalter von Syrien mit den Römischen Heeren zum erstenmal heranrückte, war es noch Zeit die Flucht zu ergreifen, und den Greueln

der Belagerung zu entgehen. Die Christen der Warnung des Heilands zufolge thaten es auch, und zogen aus der Stadt. Aber die Juden, welche sich zur Zerstörung ihres Tempels durchaus nicht verstehen wollten, und auf die Weissagungen des Propheten Daniel nicht achteten, blieben in der Stadt und verließen sich auf die festen Mauern, welche sie umgaben.

Indeß kamen nach dem Abzuge des Cestius die Römischen Heere unter der Anführung des Titus wieder und umringten die Stadt mit solch einer Schnelligkeit, daß nur diejenigen, welche eilends die Flucht ergriffen, sich noch retten konnten. Darum bedauert Jesus vorzüglich die Schwangern und Säugenden, weil diese in solch einer Noth nicht wohl fortkommen können.

Betrachten wir nun die Zerstörung Jerusalems in ihren schreckenvollen Umständen als ein Vorbild der Verwirrung, welche dem allgemeinen Weltgerichte vorangehen wird, so werden die Auserwählten durch diejenigen vorbedeutet, welche, da es noch Zeit war, ihr Heil in der Furcht suchten, und so den Greueln der Verwüstung entgiengen. Die hartnäckigen Juden aber, welche die Kriegsheere heranrücken sahen, und ihre Stadt nicht verlassen wollten, sind ein Bild jener im Bösen abgehärteten Sünder, welche, ob sie gleich wissen, daß sie in jedem Augenblicke dem Tode ausgesetzt sind, ihr Lasterleben dennoch nicht verlassen wollen, und dann in ihrer letzten Stunde in Noth und Verwirrung fallen, und eines schreckenvollen

Todes dahin sterben. O daß doch alle verstockten Sünder sich an der schreckenvollen Zerstörung Jerusalems spiegeln und erkennen wollten, daß sie ein getreues Vorbild ihres Endes ist! Wie nützlich wäre es ihnen, wenn sie jetzt, da es noch Zeit ist, Anstalten träfen, der Noth und Verwirrung, die alsdann seyn wird, zuvorzukommen. Laßt uns dies zum Gegenstande unserer heutigen Betrachtung wählen. u. s. w. Siehe den sechten Entwurf, Seite 429.

Inhalt

der Entwürfe des achten Bandes.

Reichthum.

— o —

Religion.

Rückfall.

Schutzengel.

Seele.

Seligkeit.

Sünde.

Tod.

— • —

Verzeichniß

der Sonn- und Feyertage, an welchen die im achten Bande enthaltenen Materien abgehandelt werden können.

Die Ziffer bedeuten die Numern, welche in obenstehendem Inhalte den Materien vorgesetzt sind.

Auf den Sonntag nach Weihnachten N° 5, 6, 8, 9.
Auf den ersten S. nach der Ersch. des Hrn. N° 16, 17
Auf den dritten S. nach der Ersch. des Hrn. N° 25, 26
Auf den sechst. Sonntag nach der Ersch. des Herrn. N° 31, 32, 33.
Auf den zweyten Sont. in der Fasten. N° 27, 28.
Auf den dritten S. in der Fasten. N° 12, 13, 14, 15.
Auf den Ostersonntag. N° 20, 21, 24.
Auf den Ostermontag. N° 22, 23.
Auf den ersten S. nach Ostern. N° 10, 11.
Auf den zweyten S. nach Pfingst. N° 1, 2.
Auf den neunten Sonnt. nach Pfingst. N° 34, 37.
Auf den dreyzehnt. S. nach Pfingst. N° 29, 30.
Auf den vierzehnt. S. nach Pfingst. N° 3, 4.
Auf den fünfzehnt. S. nach Pfingst. N° 35, 36, 40.
Auf den 22 Sonnt. nach Pfingst. N° 7.
Auf den 24 Sonnt. nach Pfingst. N° 40.
Auf den Schutzengel-Sonntag. N° 18, 19.


Princeton University Library
32101 064797408

